



suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 116

Elmar Holenstein, Doktor der Philosophie der Université de Louvain, hat das Jahr 1973 als Research Assistant bei Roman Jakobson an der Harvard University verbracht.

Veröffentlichungen: *Phänomenologie der Assoziation. Zu Struktur und Funktion eines Grundprinzips der passiven Genesis bei E. Husserl* (= *Phänomenologica* 44), 1972; Edmund Husserl, *Logische Untersuchungen I*, Textkritische Ausgabe der 1. und der 2. Auflage, hrsg. von Elmar Holenstein (= *Husserliana* XVIII), 1974.

Der Begriff des phänomenologischen Strukturalismus erscheint auf den ersten Blick als außerordentlich paradox, waren und sind es doch in erster Linie die existentialistisch orientierten Phänomenologen, die den Strukturalismus und seine angebliche Verleugnung des Subjekts bekämpfen, wie umgekehrt die Strukturalisten den Phänomenologen mit Ablehnung begegnen. Holenstein kann aber zeigen, daß im Werk des Linguisten Roman Jakobson beide Strömungen konvergieren, daß in ihm der bis heute die wissenschaftliche Auseinandersetzung beherrschende Widerspruch von Diachronie und Synchronie, Geschichte und Struktur, Dynamik und Statik produktiv aufgehoben ist. Für Jakobsons Linguistik ist charakteristisch, daß in ihr alle Aspekte, Schichten und Bezugspunkte der Sprache eine Behandlung finden, die ihre innere Autonomie und ihre Interdependenz, ihre strukturellen Beziehungen und ihren zeitlichen Ort gleichermaßen respektiert. Dies sichert ihr eine Bedeutung weit über die traditionellen Grenzen der Sprachwissenschaft hinaus. Holensteins souveräne Interpretation arbeitet denn auch den transdisziplinären Aspekt des Werks von Jakobson überaus plastisch und eindringlich heraus.

Elmar Holenstein  
Roman Jakobsons  
phänomenologischer  
Strukturalismus

Suhrkamp

Dieses Buch erscheint gleichzeitig  
in einer französischen Ausgabe unter dem Titel  
*Jakobson ou le structuralisme phénoménologique*  
bei den Editions Seghers.  
Copyright mondial by Editions Seghers, Paris 1975

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 116

Erste Auflage 1975

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1975

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Verkehrs, der Vervielfältigung durch  
Kassette oder Fernsehen und der Übersetzung,

auch einzelner Teile.

Druck: Nomos, Baden-Baden.

Printed in Germany.

Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt.

# Inhalt

|  |    |
|--|----|
| 1. Einleitung .....  | 11 |
| 1.1. <i>Phänomenologischer Strukturalismus</i> .....   | 11 |
| 1.2. <i>Integrale Linguistik</i> .....   | 15 |
| 1.3. <i>Die Stationen in der wissenschaftlichen<br/>Laufbahn Jakobsons</i> .....                       | 18 |
| 1.3.1. Moskau .....  | 18 |
| 1.3.2. Prag und Brünn .....  | 19 |
| 1.3.3. Skandinavien .....  | 19 |
| 1.3.4. New York und Cambridge, Mass. ....  | 20 |
| 1.4. <i>Strukturalistische Strömungen zu Beginn des<br/>20. Jahrhunderts</i> .....                     | 21 |
| 1.4.1. Die Unterscheidung von genetischer und<br>deskriptiver Methode in der Brentano-Schule .         | 22 |
| 1.4.2. Titcheners strukturelle Psychologie .....   | 23 |
| 1.4.3. Gestaltpsychologie .....  | 25 |
| 1.4.4. Saussures Konzept einer allgemeinen Theorie<br>der Sprache .....                                | 28 |
| 1.4.5. Mathematik .....  | 30 |
| 1.4.6. Kunst .....   | 32 |
| 2. Philosophische und methodologische Prinzipien ..  | 34 |
| 2.1. <i>Synchronie und Diachronie</i> .....  | 34 |
| 2.1.1. Saussures Antithese und Jakobsons Synthese ..   | 34 |
| 2.1.2. Die Aufwertung der Synchronie .....   | 37 |
| 2.1.3. <b>Die Gleichberechtigung der Diachronie</b> .....  | 40 |
| 2.1.4. <b>Die geschichtliche und die dynamische<br/>Schlagseite der wichtigsten Strukturgesetze</b> .. | 45 |
| 2.1.5. <b>Die offene Form der Situation</b> .....  | 48 |
| 2.2. <i>Objekt und Subjekt</i> .....   | 55 |
| 2.2.1. Jakobsons Strukturalismus als ein<br>Husserlianismus .....                                      | 55 |

|          |  |     |
|----------|--|-----|
| 2.2.2.   | Der Beobachter als ein Teil seiner Beobachtung             | 58  |
| 2.2.2.1. | Die Einstellung in der Poesie                              | 59  |
| 2.2.2.2. | Die Einstellung in der Phonologie                          | 60  |
| 2.2.2.3. | Der etische und der emische Standpunkt                     | 63  |
| 2.2.2.4. | Der Unterschied zwischen Kode und bloßer<br>Metasprache    | 66  |
| 2.2.3.   | Die intersubjektive Konstitution der Sprache               | 68  |
| 2.2.4.   | Die unbewußte Konstitution der Sprache                     | 71  |
| 2.3.     | <i>Form und Stoff</i>                                      | 76  |
| 2.3.1.   | Die Rolle des phonischen Stoffs                            | 77  |
| 2.3.2.   | Die Rolle und die Form des Sinns                           | 83  |
| 2.3.2.1. | Der Sinn als Formprinzip                                   | 84  |
| 2.3.2.2. | Die Form des Sinns   | 85  |
| 2.3.2.3. | Der Sinn als Formfaktor poetischer Texte                   | 89  |
| 2.3.2.4. | Bedeutung und gegenständliche Beziehung                    | 93  |
| 2.4.     | <i>Taxonomie und Teleonomie</i>                            | 95  |
| 2.4.1.   | Taxonomie – ein Verdikt?                                   | 95  |
| 2.4.2.   | Taxonomische Prinzipien                                    | 97  |
| 2.4.2.1. | Segmentation und Klassifikation                            | 97  |
| 2.4.2.2. | Linearität und Invarianz                                   | 100 |
| 2.4.2.3. | Autonomie vs. Interrelation der sprachlichen<br>Ebenen?    | 109 |
| 2.4.2.4. | Formation vs. Transformation?                              | 112 |
| 2.4.2.5. | Inventar von Elementen vs. System von Regeln?              | 117 |
| 2.4.2.6. | Beobachtung und Beschreibung vs. Erklärung?                | 119 |
| 2.4.3.   | Teleonomie   | 123 |
| 2.5.     | <i>Opposition</i>  | 126 |
| 2.5.1.   | Die phänomenologische Definition der<br>Opposition         | 127 |
| 2.5.2.   | Die informationstheoretische Bestätigung des<br>Binarismus | 131 |
| 2.5.3.   | Die Opposition merkmalthaltig / merkmallös                 | 134 |
| 3.       | Linien einer umfassenden Theorie der Sprache               | 142 |
| 3.1.     | <i>Die Achsen der Sprache</i>                              | 142 |
| 3.1.1.   | Die Grundbegriffe der Zweiaxentheorie                      | 142 |

|          |  |     |
|----------|--|-----|
| 3.1.2.   | Ihre Ausbildung: Kruszewski – Saussure – Jakobson .....                                    | 143 |
| 3.1.3.   | Die zwei Achsen in der Aphasie und in der Poesie .....                                     | 147 |
| 3.1.4.   | Die allgemeine semiotische Tragweite des Zweiachsenschemas .....                           | 152 |
| 3.1.5.   | Der Ausbau der Zweiachsentheorie .....   | 155 |
| X 3.2.   | <i>Die Funktionen der Sprache</i> .....  | 157 |
| 3.2.1.   | Die emotive Funktion .....   | 159 |
| 3.2.2.   | Die konative Funktion .....  | 159 |
| 3.2.3.   | Die phatische Funktion .....   | 160 |
| 3.2.4.   | Die referentielle Funktion .....   | 160 |
| 3.2.5.   | Die metasprachliche Funktion .....   | 164 |
| 3.2.6.   | Die poetische Funktion .....   | 168 |
| 3.3.     | <i>Die Einheiten der Sprache</i> .....   | 169 |
| 3.3.1.   | Die Skala der abnehmenden Kode-Gebundenheit oder des zunehmenden Grades der Freiheit ..... | 169 |
| 3.3.2.   | Sprache und Schachspiel .....  | 173 |
| 3.3.3.   | Phonologie .....   | 175 |
| 3.3.3.1. | Die Definition des Phonems .....   | 175 |
| 3.3.3.2. | Aufbau, Umbau und Abbau der Lautsysteme .....  | 177 |
| 3.3.3.3. | Die distinktiven Eigenschaften .....   | 180 |
| 3.4.     | <i>Die Phasen des Sprachvollzugs</i> .....   | 182 |
| 3.5.     | <i>Die interdisziplinären Beziehungen der Linguistik</i> .....                             | 188 |
|          | Anmerkungen .....  | 195 |
|          | Biographie .....   | 200 |
|          | Bibliographie .....  | 202 |

*Daně  
oddané*

## Vorbemerkung

Die vorliegende Monographie erscheint gleichzeitig in französischer Sprache unter dem Titel *Jakobson ou le structuralisme phénoménologique* bei den *Editions Seghers* in Paris (1975). Im November 1974 wurde der deutsche Text der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich als Habilitationsschrift eingereicht. Die Forschungsarbeiten, die diesem Buch zugrunde liegen, wurden mir durch ein Stipendium der *Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft* ermöglicht, wofür ich ihr zu großem Dank verpflichtet bin.

Zu danken habe ich aber auch Professor Roman Jakobson selber. Er hat mich nicht nur während eines Studienaufenthaltes in Cambridge, Mass. über viele Stunden hin mit der Geschichte und den Zielen der strukturalen Linguistik vertraut gemacht, er ließ mir auch zu einer ersten Version dieses Textes eine ganze Reihe von Korrekturvorschlägen und ergänzenden Hinweisen zukommen. Ich kann nur hoffen, daß die Unterstützung und Förderung, die ich in so großzügiger Weise von ihm erhalten habe, seinem imponierenden Lebenswerk selber zugute kommen werden.



# 1. Einleitung

## 1.1. *Phänomenologischer Strukturalismus*

»Hätten wir die führende Idee der heutigen Wissenschaft in all ihren vielfältigen Erscheinungsformen in einen Begriff zusammenzufassen, könnten wir kaum eine passendere Bezeichnung finden als *Strukturalismus*. Untersucht man heute wissenschaftlich eine beliebige Gruppe von Phänomenen, so behandelt man sie nicht als mechanische Anhäufung, sondern als ein strukturelles Ganzes, und die grundlegende Aufgabe besteht darin, die – statischen oder dynamischen – inneren Gesetze dieses Systems bloßzulegen. Als Brennpunkt des wissenschaftlichen Interesses erscheint nicht mehr der äußere Anlaß, sondern die innere Voraussetzung der Entwicklung: die mechanische Auffassung von Prozessen weicht jetzt der Frage nach deren Funktionen.« (1929b: SW II 711)

Hätten wir das Werk des Mannes, der diese Zeilen vor 45 Jahren in der Prager Wochenzeitung *Čin* (»Die Tat«) schrieb und damit das Lösungswort für eine heute ebenso internationale wie interdisziplinäre wissenschaftliche Bewegung prägte, kurz zu umschreiben, wüßten wir keine passendere Bezeichnung als *phänomenologischer Strukturalismus*.

Auf den ersten Blick mag sich diese Kennzeichnung für viele wie ein Oxymoron ausnehmen, nicht anders als die Rede von einem hölzernen Eisen. Man erinnert sich, daß Vertreter beider Bewegungen die Phänomenologie und den Strukturalismus als zwei unverträgliche Einstellungen und Verfahren ausgeben. In der Tat sind Ausläufer beider Strömungen, die sich in gänzlich entgegengesetzte Richtungen entwickelt haben, hin zu einem mystifizierenden Irrationalismus auf phänomenologischer Seite, hin zu einem ausschließlich deskriptiven und positivistischen Formalismus auf strukturalistischer Seite, nicht zu übersehen.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich, wenn wir uns den Anfängen der Phänomenologie und dem osteuropäischen Zweig des Strukturalismus zuwenden. Alsbald drängen sich eine ganze Reihe von historischen Berührungspunkten und von sachlichen Konvergenzen auf. Beginnen wir mit der Leitidee selber, die Roman Ja-

kobson 1929 als charakteristisch für die neuen Wissenschaften anführt. Die erste systematische Formulierung der allgemeinen Gesetze, die für eine strukturelle Einheit Geltung haben, fand er bei niemand anders als bei Husserl. In der III. seiner *Logischen Untersuchungen* behandelt Husserl unter dem Titel »Die Lehre von den Ganzen und den Teilen« eben die Gesetze, die für ein System, ein einheitliches Ganzes, konstitutiv sind. Anlässlich der zweiten Auflage der *Logischen Untersuchungen* (1913) bedauerte Husserl, daß die III. Untersuchung – für ihn unverständlich – wenig Beachtung gefunden hat. Noch 1928 empfiehlt er sie seinen Schülern als die beste Einleitung in das Studium der phänomenologischen Philosophie (Spiegelberg 1971: 78). Nicht ohne historische Brisanz ist die Feststellung, daß ausgerechnet diese Untersuchung, mit der Husserl bei seinen unmittelbaren Schülern auf so wenig Resonanz gestoßen ist, ohne sein Wissen von Prager Linguisten aufgegriffen und von Jakobson zu einer Art »Fundamentalbetrachtung des Strukturalismus« erklärt worden ist. Für seine bahnbrechende Schrift über die Kindersprache (1941: SW I 328) wählt Jakobson das erste Motto aus diesem Teil der *Logischen Untersuchungen* (1913: 279): »Alles wahrhaft Einigende sind die Verhältnisse der Fundierung«.

Mehrere Schüler Husserls waren aktive Mitarbeiter des *Cercle linguistique de Prague* (Landgrebe, Pos, Číževskij). Husserl selber hielt, auf Jakobsons Initiative hin, 1935 im *Cercle* einen Vortrag über die Phänomenologie der Sprache.

In Jakobsons Werk ist der Einfluß Husserls am greifbarsten (Hollenstein, 1973). Wenn man den expliziten Zitaten folgt, sind es vor allem drei Themenkreise, bei denen ein direkter Einfluß Husserls festgestellt werden kann, bei der Bestimmung des Verhältnisses von Linguistik und Psychologie, beim Programm einer »Universalen Grammatik« und bei der Verteidigung der Semantik als eines integralen Bestandteils der Linguistik. Die Verwandtschaft geht jedoch noch viel weiter und tiefer. Die folgenden Ausführungen werden zeigen, daß es kaum einen theoretischen und methodologischen Grundbegriff der strukturalen Linguistik und Literaturwissenschaft gibt, der bei Jakobson nicht eine explizite oder implizite phänomenologische Bestimmung und Ausgestaltung erfährt. Vor allem aber ist es der historische Umschwung, die Ablösung des Naturalismus, der die Philosophie und die wissenschaftliche Methodologie des ausgehen-

den 19. Jahrhunderts beherrschte, durch eine phänomenologische Einstellung, der überhaupt erst strukturalen Fragestellungen das ihnen zustehende Gewicht verschaffte. In diesem Sinne bildet die Phänomenologie die historische und sachliche Bedingung der Möglichkeit des Strukturalismus.

»Als die naturalistische Problematik den ersten Platz im wissenschaftlichen System der *phänomenologischen* einzuräumen begann, machte sich dieser Umstand in der Linguistik durch das rege Interesse für Fragen des Sprachsystems, des Innenaufbaus der Sprache und der Wechselbeziehungen einzelner Sprachpläne bemerkbar. Auf die Tagesordnung kam die theoretisch durchleuchtete Formenlehre, immer dringender trat die Frage des Verhältnisses zwischen Form und Funktion hervor, selbst in der Lautlehre mußte die naturwissenschaftliche Auffassung schrittweise vor der Analyse der sprachlichen Funktion weichen. In der historischen Sprachforschung erlangte dementsprechend die Frage der inneren Gesetzmäßigkeit der Sprachveränderungen eine führende Rolle.« (1936c: 81)

Man kann auch von Husserls Seite her zum Vergleich ansetzen. Als Leitfaden bietet sich dabei seine eigene Auffächerung der Phänomenologie in vier, sich teilweise überkreuzende Abteilungen an, in eine statische und in eine genetische sowie in eine eideitische und eine transzendente Phänomenologie.

Der Gegenstand der *statischen Phänomenologie* ist die Aufzeichnung der »Strukturtypik«, die den einzelnen Gegenständen und Gegenstandsregionen immanent ist. Im Vordergrund stehen bei Husserl zwei Strukturtypen, die Fundierungsverhältnisse, die für die verschiedenen Aspekte eines Gegenstandes gelten, und das Verhältnis des Gegenstandes zum Subjekt, von dem er intendiert ist. In Husserls Darlegung der Fundierungsverhältnisse sah Jakobson, wie wir eben ausgeführt haben, die erste grundsätzliche Formulierung des Anliegens der strukturalen Wissenschaften. Das Verhältnis der Gegenstände zum Subjekt spielt im Prager Strukturalismus nur *de facto*, nicht *de jure* eine geringere Rolle. Die führenden Mitarbeiter des *Cercle* waren Linguisten, nicht Psychologen.

Phänomenologie und Strukturalismus begannen beide ihre programmatischen Arbeiten mit der Aufklärung von statischen Strukturen. Gegen was sie ihre ganzheitlichen Analysen absetz-

ten, war die gegen das Ende des 19. Jahrhunderts vorherrschende mechanistisch-kausale und punktuelle Erklärung von Einzeltatsachen. Diese Erklärungsart verstand sich selber als die einzige wissenschaftliche Form einer genetischen Erklärung. Es ist bemerkenswert, daß beide, Phänomenologie und Strukturalismus, die Entwicklungsprobleme in dem Moment in ihr Programm miteinbezogen, in dem sie, unabhängig voneinander, andere Formen der Genesis als die der mechanisch-kausalen Verursachung entdeckt hatten. Bei Husserl war es die Motivation, eine spezifische Form der Kausalität, die nicht physikalische, sondern psychische und geistige Gegebenheiten verkettet. In ihr sieht er den Gegenstand der *genetischen Phänomenologie*. Bei Jakobson war es die Funktion, ein teleologisches Kriterium, das als ausschlaggebend für die Sprachentwicklung erkannt wurde.

Das Anliegen der *eidetischen Phänomenologie* ist die Erfassung der Wesensmerkmale, die den Gegenständen derselben Art gemeinsam sind. Die Suche der Invarianten in den mannigfaltigen Variationen ist das Programm, das die strukturelle Linguistik und Literaturwissenschaft mit allen modernen Wissenschaften teilt. Es trifft zu, daß der ontologische Status der Invarianten und das erkenntnistheoretische Problem ihrer Gewinnung den Strukturalismus nicht im gleichen Ausmaß beschäftigt wie die Phänomenologie. Abwesend sind diese Probleme jedoch keineswegs. Der spezifische Beitrag des Strukturalismus zur eidetischen Phänomenologie liegt in der Herausarbeitung des relationalen und des hierarchischen Charakters der Wesenseigenschaften.

Am wenigsten erwartet man vom Strukturalismus eine Berührung mit der *transzendentalen Phänomenologie*. Wem es gelingt, sich von den traditionellen Geleisen, in denen sich die Transzendentalphilosophie festgefahren hat, zu lösen, wird aber auch hier bald auf höchst anregende Bezugspunkte stoßen. In der negativen Formulierung erscheint das Anliegen der transzendentalen Phänomenologie als eine Reduktion. Ausgeschaltet wird die physikalische Erklärung jedweder Form der Welterfahrung. In der positiven Formulierung bedeutet das, daß alle Gegebenheiten aufzuklären sind, so wie sie ihrer Struktur und ihrem Sinn (Funktion) nach einem Subjekt erscheinen. Die traditionelle Transzendentalphilosophie, Husserl miteingeschlossen; thematisierte die Gegebenheit der Welt vorwiegend in psychologischen Begriffen. Der Strukturalismus bietet nun das Rüstzeug und das

Material zu einer semiotischen Fassung der transzendentalen Problematik. Der Ausgangspunkt der Transzendentalphilosophie ist die Feststellung, daß alles Bewußtsein »Bewußtsein von etwas« ist und daß uns die Welt prinzipiell nicht anders gegeben sein kann als in einer subjektiven Erscheinungsweise, als wahrgenommene, erinnerte, phantasierte, gedachte oder sonstwie bewußte. Vom Strukturalismus wird der Blick auf die wurzelhafte Gebundenheit der subjektiven Konstitution der Welt an Zeichensysteme gelenkt.

Diese vielfältigen Affinitäten, die den Kern der beiden Bewegungen treffen, werden im folgenden ausführlicher zur Sprache gebracht. Sie sollen jedoch den Blick nicht versperren für die Differenzen, die nichtsdestoweniger zwischen dem Strukturalismus Jakobsonscher Prägung und der Phänomenologie Husserls bestehen. Der wichtigste Punkt ist, daß Jakobson den methodologischen Monismus, dem die Phänomenologie immer mehr verfallen ist, nicht mitmacht. Die Natur der Phänomene, mit der es die strukturelle Linguistik – und nicht nur sie – zu tun hat, ist zu offensichtlich eine solche, die auch für die von der Phänomenologie verpönten Methoden der empirischen Induktion und der mathematischen Formalisierung eine fruchtbare Anwendung gestattet. Hier zeigt sich ein zweiter Grundzug von Jakobsons Strukturalismus, sein integraler Charakter.

## 1.2 *Integrale Linguistik*

Für Jakobsons Linguistik ist charakteristisch, daß in ihr alle Aspekte, Schichten und Bezugspunkte der Sprache eine Behandlung finden, die ihre innere Autonomie und ihre Interdependenz gleicherweise respektiert. Reduktionen oder, um einen linguistischeren Ausdruck zu gebrauchen, Exkommunikationen sind ihr fremd. Die Bedeutung findet sich nicht zur alleinigen Gunst der Syntax, die Diachronie nicht zu derjenigen der Synchronie, die Alltagssprache nicht zu derjenigen der formalisierten Sprachen der exakten Wissenschaften, die innere Sprache nicht zu derjenigen der äußerlich beobachtbaren Sprache der intersubjektiven Kommunikation ausgeschlossen. Jakobsons strukturelle Linguistik unterscheidet sich dadurch der Reihe nach vom amerikanischen Strukturalismus der postbloomfieldianischen Ära, vom

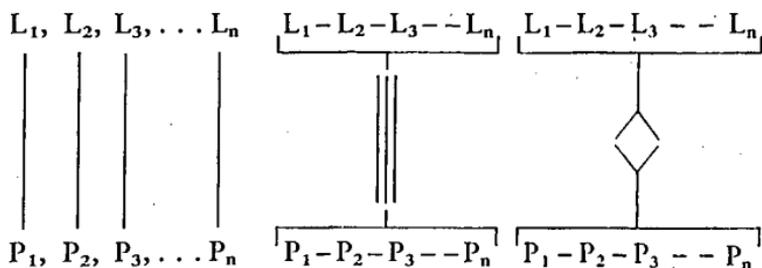
französischen Strukturalismus, soweit er Saussurescher Observanz ist, und von den analytischen Sprachphilosophien im Gefolge von Carnap und von Wittgenstein.

Zur intralinguistischen Integration gesellt sich eine interdisziplinäre Integration. Die Linguistik wird nicht als von den Naturwissenschaften (Biologie, Physiologie etc.) und von anderen formalen Wissenschaften (Logik, Mathematik) gänzlich unabhängig angesetzt. Sie wird aber auch nicht in diese Wissenschaften aufgelöst. Es gibt bei Jakobson keine kurzschlüssige Identifikation von sprachlichen und neurologischen Fakten oder von Sprache und Denken. In der herkömmlichen Behandlung der sich hier stellenden Probleme herrschen zwei Lösungstypen vor. Nach dem ersten werden linguistische Fakten  $L_1, L_2, L_3, \dots L_n$  kausal auf einzelne psychologische oder physiologische Fakten  $P_1, P_2, P_3, \dots P_n$  zurückgeführt. So versuchte man vor einem guten Jahrhundert die Lautverschiebungen von Veränderungen der Sprechorgane abzuleiten, die ihrerseits durch äußere Einflüsse ökologischer oder auch soziologischer Art erklärt wurden. Heute überwiegen isomorphistische Lösungen. Das Regelsystem  $L_1 - L_2 - L_3 - \dots - L_n$  einer Sprache soll das Spiegelbild eines angeborenen neurologischen Regelsystems  $P_1 - P_2 - P_3 - \dots - P_n$  sein. Jakobsons Ansatz steht dem zweiten, ganzheitlichen Lösungstyp näher als dem ersten, atomistischen. Neben dem einfachen Verhältnis des Isomorphismus faßt er aber auch komplexere Formen der Korrelation ins Auge. Der Übergang von einem System in ein anderes besteht nicht unbedingt in einer einfachen Verschiebung der Struktur auf ein anders Material, sondern oft in einer näher zu bestimmenden Art struktureller Transformation.

»Für die grundlegende, eigenartigste Linie der russischen Wissenschaft, namentlich der heutigen,<sup>1</sup> ist charakteristisch: die Korrelativität zwischen einzelnen Reihen wird nicht in Kausalitätstermini gedacht, – die eine Reihe wird nicht von der andern abgeleitet; das Grundbild, mit dem die Wissenschaft operiert, ist ein System von korrelativen Reihen, eine immanent zu betrachtende Struktur, die mit einer inneren Gesetzmäßigkeit ausgestattet ist.« (1929d: 633)

Die Erklärung eines linguistischen Faktums erfolgt in zwei Etappen, in einer rein linguistischen und in einer interdisziplinären. In der ersten Etappe wird das in Frage stehende linguistische Faktum  $L_1$  nicht wie in der psychologischen Linguistik der al-

ten Schule direkt durch ein psychologisches oder neurologisches Faktum  $P_1$  erklärt, sondern auf sein Verhältnis zu den anderen linguistischen Fakten  $L_2$  bis  $L_n$  hin untersucht. In der zweiten, interdisziplinären Etappe wird dann das System aller linguistischen Fakten in Beziehung zu den Systemen der übrigen Wissenschaften gesetzt.



Der Strukturalismus, wie ihn Jakobson versteht, führt zu einer allgemeinen Wissenschaft, deren Gegenstand man im Anschluß an einen programmatischen Text, den er 1928 (386 ff) zusammen mit Tynjanov verfaßt hat, als das umfassende System aller Einzelsysteme, als »das System der Systeme« bezeichnen kann. Dieses theoretische Programm sowie sein praktisches Engagement für die interdisziplinäre Zusammenarbeit, die ihren Ausdruck in zahlreichen Publikationen mit Vertretern anderer Wissenschaftszweige und in der zunehmenden Thematisierung der Rolle der Linguistik im Konzert der Wissenschaften gefunden haben, lassen, wenn man nach einem historischen Vergleich Ausschau hält, an Leibniz denken, an dessen Programm einer *mathesis universalis*, einer *science générale*, in der alle Einzelwissenschaften ihren systematischen Platz zugewiesen erhalten, und an dessen interdisziplinäre Aktivitäten. Das Werk beider ist gekennzeichnet durch eine breitgefächerte Forschungstätigkeit, die ans Unglaubliche grenzt. Bei Jakobson reicht sie von folkloristischen Feldforschungen in der Umgebung Moskaus bis zu den mit den letzten technischen Feinissen vorgenommenen Lautanalysen in den Labors des *Massachusetts Institute of Technology*. Für beide ist charakteristisch, daß ein großes, systematisches Werk fehlt. Was vorliegt, sind umfangmäßig eher kleinere Schriften, die entweder neue Perspektiven skizzieren oder diese in eingeschränkten Sachgebieten exemplarisch bis ins Detail aus-

arbeiten. Für die entsprechende Wirkung mag es bezeichnend sein, daß sich an der Festschrift zu Jakobsons siebzigstem Geburtstag über 200 Forscher beteiligten, daß jedoch noch keine Monographie vorliegt, die eine zusammenfassende Schau seiner wissenschaftlichen Tätigkeit versucht. Die Vielfalt seines Werkes ist nicht für eine monographische Zusammenfassung geschaffen. Jakobson selber beruft sich nur selten auf den Universalwissenschaftler des 17. Jahrhunderts. Seine eigene Referenz ist gefälliger, zugleich menschlicher und linguistischer. Er liebt es, das bekannte Wort von Terenz abzuwandeln: *Linguista sum; linguistica nihil a me alienum puto* – »Ich bin Linguist, nichts Linguistisches weiß ich, das mir fremd wäre« (1953b: SW II 555).<sup>2</sup>

### 1.3. Die Stationen in der wissenschaftlichen Laufbahn Jakobsons

1.3.1 *Moskau*. 1915 gründete der kaum 19jährige Jakobson mit sechs anderen Studenten seiner Universität einen »Moskauer linguistischen Kreis«. Das Ziel war »das Studium der Linguistik, der Poetik, der Metrik und der Folklore« (1965c: SW II 530). Die Gruppe zog bald alle jüngeren Sprachforscher Moskaus an, auch Philosophen wie den Husserl-Schüler Gustav Špet und nicht zuletzt die Dichter selber, allen voran Majakovskij. Zusammen mit einer ähnlichen Vereinigung in Petersburg, dem *OPOJAZ*, ist der Moskauer Kreis unter dem Titel »Russischer Formalismus« in die Geschichte der Literaturwissenschaft eingegangen. Man wendet sich gegen die biographische und kulturgeschichtliche Interpretation der Literatur im 19. Jahrhundert und gegen die Auffassung des Dichters als eines begnadeten Vermittlers von Weisheiten im Symbolismus. Der Dichter ist ein Handwerker, dessen Verfahren man in den Griff bekommen will. Das bekannteste der von den Formalisten thematisierten Verfahren ist die Deformation oder Verfremdung. Vor allem für den Moskauer Kreis ist die linguistische Konzeption der Literaturwissenschaft charakteristisch. Später distanziert sich Jakobson entschieden von gewissen Leitideen des Formalismus, so von der Konstruktion unversöhnlicher Antinomien (*literarische vs. gesellschaftliche Fakten, Medium vs. Referenz der Sprache etc.*), aber auch von Fehleinschätzungen der Deformation als eines poetischen

Verfahrens (1935b; 1965d). Andererseits ist nicht zu übersehen, daß wesentliche Züge des Prager Strukturalismus ihre Wurzel in der vorangehenden russischen Bewegung haben, etwa die Anlehnung an den Kubismus und den Futurismus, die sich in der Konzeption einer dynamischen Interrelation verschiedener Perspektiven und Aspekte und in der These von der Kreativität der Sprache äußert (1919: 25 ff).

1.3.2. *Prag und Brünn*. Nach der Übersiedlung in die Tschechoslowakei beteiligte sich Jakobson 1926 wiederum wesentlich an der Gründung des *Cercle linguistique de Prague*. Innerhalb kürzester Zeit wurde der neue Zirkel zum aktivsten und kreativsten Promotor und zum Sammelbecken der strukturalen und funktionalen Linguistik der Zwischenkriegszeit. Zu den bedeutendsten Mitgliedern des Zirkels zählten neben Jakobson die Tschechen Mathesius, Havránek und Mukařovský und die Russen Trubetzkoy, Bogatyrev und Kärcevsikij. Den Schwerpunkt der Forschung bildeten die Phonologie, die Morphologie, die Poetik sowie die Geschichte der slawischen Sprachen und Literaturen.

Das Hauptcharakteristikum des Prager Strukturalismus ist die Überbrückung der vom Russischen Formalismus und von der neuen Sprachtheorie Saussures gleichermaßen aufgerissenen Antinomien. Den Auftakt dazu bildeten Jakobsons Arbeiten zur Lautgeschichte des Russischen (1928a; 1929a), in denen er nachweist, daß für die diachronische Entwicklung die gleichen strukturalen und funktionalen Gesetze Geltung haben, die für ein synchronisches System konstitutiv sind, und daß die Synchronie und die Diachronie eine untrennbare, dynamische Einheit bilden. Brünn, wo Jakobson seit 1933 an der Masaryk-Universität lehrte, kann insofern als eine eigene Station in seiner Forschungstätigkeit aufgezählt werden, als er in den letzten Brünnener Jahren die Theorie der distinktiven phonologischen Eigenschaften entwickelte, mit der er einen bedeutenden Schritt über die klassische Phonologie des Prager Kreises, die ihren Niederschlag in Trubetzkoy's *Grundzügen der Phonologie* (1939) gefunden hat, hinausging.

1.3.3. *Skandinavien*. Die Besetzung der Tschechoslowakei durch die Nazis (1939) vertrieb Jakobson nach Dänemark und Norwegen. Die Besetzung Norwegens und die bedrohlichen Er-

folge der deutschen Armee in den ersten Kriegsjahren zwangen ihn zur weiteren Flucht, zuerst nach Schweden (1940) und dann in die U.S.A. (1941). Wissenschaftlich ist das Intermezzo in Skandinavien geprägt durch die erste Phase in der Erforschung der Kindersprache und der Aphasie.

1.3.4. *New York und Cambridge, Mass.* In den U.S.A. lehrte Jakobson anfänglich an der franco-belgischen New Yorker Universität, der *Ecole Libre des Hautes Etudes*, und an der Columbia Universität. Seit 1949 ist er an der Harvard Universität tätig. 1957 erhielt er als erster Wissenschaftler eine zweite Professur am benachbarten M.I.T. In die früheste New Yorker Zeit fällt die Begegnung mit Lévi-Strauss. Über ihn und über Lacan gewann Jakobson in der Folge einen maßgebenden Einfluß auf die Ausbildung des französischen Strukturalismus. Viel zitiert ist das Bekenntnis von Lévi-Strauss, er habe in Jakobson einen Gelehrten gefunden, der »sich nicht nur die gleichen Probleme gestellt, sondern sie schon gelöst hat« (Pingaud, 1965: 4). In Cambridge, Mass. fand Jakobson die Mitarbeiter und die technischen Mittel, um seine phonologische Theorie zu einem ausgewogenen Abschluß zu bringen und ihr in der Zusammenarbeit mit Akustikern (Spektralanalyse) und Kybernetikern (Kommunikationstheorie) ein breiteres Fundament zu verschaffen.

Gegen das Ende der 50er Jahre kam es in der amerikanischen Linguistik zu einem tiefgehenden Umbruch. Die empiristischen und behavioristischen Grundlagen der bloomfieldianischen Linguistik wurden durch neorationalistische Konzeptionen radikal in Frage gestellt. Jakobson hat einen nicht unwesentlichen Anteil an dieser Neuorientierung. Der bedeutendste Vertreter der Transformationsgrammatik, Noam Chomsky, war sein Schüler in Harvard und ist jetzt sein Kollege am M.I.T. Das gleiche gilt für Morris Halle, den Initiator der Generativen Phonologie. Chomskys Kritik an der postbloomfieldianischen Linguistik, die er gewöhnlich als »Kritik am Strukturalismus« vorträgt, hat allerdings zu Verwirrungen geführt. Es wird leicht übersehen, daß der Titel Strukturalismus gleicherweise für die postbloomfieldianische Linguistik in den U.S.A. und für die Linguistik Saussures und des Prager Kreises in Europa verwendet wird. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei eine der ausdrücklichen Richtigstellungen von Chomsky (1972b: 64) selber zitiert (cf.

auch *infra* 2.4.):

»Persönlich habe ich viel von diesem europäischen Strukturalismus gelernt, von Roman Jakobson im besonderen, der mein Professor war und ein sehr großer Freund ist; ich brauche nicht in Erinnerung zu rufen, wie wesentlich seine Beiträge bleiben.«

Etwas vereinfacht kann man die Moskauer Zeit als die Phase des stürmischen Aufbruchs, die Prager Zeit als die Phase des Aufbaus, einerseits durch die Ausarbeitung eines systematischen Programms, andererseits durch dessen Erprobung an einzelnen, eng umgrenzten Sachgebieten, und die amerikanische Zeit als die Phase der interdisziplinären Konsolidierung und Ausweitung der gewonnenen Erkenntnisse bezeichnen.

Die Moskauer und Prager Jahre waren charakterisiert durch den engen Kontakt mit Schriftstellern und Künstlern. In Moskau sind Chlebnikov, Majakovskij, Mandel'stam und Pasternak die bekanntesten, in Prag die Schriftsteller Nezval, Seifert und Vančura und die Künstler Teige und Šima (1972c: 38 ff). Der Kontakt versiegt nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. In Frankreich sind das Schriftstellerpaar Louis Aragon und Elsa Triolet, mit der er seit den Moskauer Jahren befreundet war, zu nennen. Immer mehr dominiert jedoch in der amerikanischen Zeit die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern verschiedenster Richtungen, dem Topologen W. Hurewicz, dem Physiker Niels Bohr, Biologen wie F. Jacob und den Mitarbeitern des Salk-Institutes, dem Neurologen und Aphasie-Forscher A. R. Luria, dem Physiologen G. v. Békésy, den Psychologen J. S. Brunner und S. S. Stevens, den Begründern der Kybernetik und Informationstheorie N. Wiener, E. Colin Cherry, D. Gabor und D. M. MacKay und vielen anderen.

In philosophischen Fragen beherrscht in Moskau und Prag Husserl das Feld. Andere Philosophen fehlen freilich nicht. In Rußland wie in der Tschechoslowakei gab es eine starke hegelianische Tradition (1933: SW II 543). Aufschlußreich ist, daß nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr ein amerikanischer Philosoph neben oder sogar an die Stelle Husserls tritt, Charles Sanders Peirce. Jakobson (1971b: SW II, p. V) nennt ihn »die mächtigste Quelle der Inspiration«, die er in den U.S.A. gefunden habe. Zu erwähnen sind auch die persönlichen Kontakte mit analytischen Philosophen, in Prag mit Carnap und in Harvard mit Quine.

#### 1.4. Strukturalistische Strömungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Um die Jahrhundertwende kam es an verschiedenen Orten und in verschiedenen Wissenschaften zum Aufbruch von strukturalistischen Tendenzen. Eine kurze Übersicht erlaubt es, gewisse Beeinflussungen von Jakobsons Strukturalismus durch diese Strömungen aufzuzeigen und zugleich seine Originalität auf ihrem Hintergrund zur Abhebung zu bringen.

1.4.1. *Die Unterscheidung von genetischer und deskriptiver Methode in der Brentano-Schule.* Gegenüber der vorherrschenden genetischen Ausrichtung der meisten Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich der Wiener Philosoph Franz Brentano für eine grundsätzliche Unterscheidung von genetischer und deskriptiver Methode innerhalb der Psychologie ein. Die genetische Psychologie erklärt psychische Gegebenheiten, indem sie diese auf andere, vorangehende psychische Vorkommnisse und letztlich auf physiologische Prozesse zurückführt, die ihrerseits wiederum als von physikalischen Prozessen in der umgebenden Natur ausgelöst gedacht werden. Ihre Methode ist die mechanisch-kausale Erklärung. Die deskriptive Psychologie nimmt sich dagegen die Aufdeckung der immanenten Verhältnisse vor, die für die verschiedenen Gegebenheiten der Erfahrung charakteristisch sind. Ihre Methode ist die deskriptive Klassifikation. Sie basiert nicht auf Induktion, sondern auf der Intuition ihres Gegenstandes. Brentano wandte sich z. B. gegen die genetische Erklärung eines Urteils aus einer untrennbar festen Assoziation von Vorstellungen. Nach Brentano (1925: 41f, 68f) wird von der assoziationstheoretischen Erklärung dasjenige, was als Ursache des Phänomens Urteil in Frage kommen kann, die Unmöglichkeit, von zwei Merkmalen das eine ohne das andere zu denken, mit seiner spezifischen Besonderheit verwechselt, die nach Brentano im *belief*, dem Fürwahrhalten oder der Affirmation einer Merkmalverbindung liegt.

Die gleiche genetische Ausrichtung wie in der Psychologie herrschte auch in der Sprachwissenschaft vor. Hermann Paul (1920: 20) stellt in »Abrede«, »daß es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe als die geschichtliche«. Gegen Paul wandten sich die beiden in Prag lehrenden Brenta-

no-Schüler Thomas Masaryk (1887: 191), der spätere Präsident der Tschechoslowakischen Republik und Förderer des *Cercle linguistique de Prague*, und Anton Marty (1908: 34 ff). Über sie und die beiden noch bekannteren Schüler Carl Stumpf und Edmund Husserl gewann Brentanos methodologische Unterscheidung einen maßgebenden Einfluß auf die Prager Strukturalisten. Bei Saussure stehen sich Synchronie und Diachronie schroff und unversöhnlich gegenüber. Der Brentano-Schule geht es dagegen primär um die methodologische Vorordnung des statischen vor den genetischen Aspekt. Ausschlaggebend ist die Erkenntnis, daß die Entstehung und Entwicklung der Sprache bloß sachgemäß angegangen werden kann, wenn man zuvor ihr »Wesen« aufgeklärt hat (Jakobson, 1930a, 1933: SW II 471 ff, 543). Stumpf (1907: 28 ff; 61 ff<sup>3</sup>) spricht in diesem Zusammenhang im Anschluß an Dilthey ausdrücklich von »Strukturgesetzen«. Er sieht eine »Umwandlung unserer mechanischen Weltanschauung in abstraktere Formen« im Kommen, bei der die übermäßige Ausrichtung auf die Kausalgesetze der Sukzession durch die Herausarbeitung der Strukturgesetze, die den verschiedenen Erscheinungskreisen immanent sind, ergänzt wird. Diese haben die gesetzliche Koexistenz der Teile eines Ganzen zum Thema. Sie lassen sich mathematisch fassen, womit eine Anwendung algebraischer Operationen auf Qualitatives möglich wird.

1.4.2. *Titcheners strukturele Psychologie*. In Edward B. Titcheners Programm einer strukturalen Psychologie (1898) wird die strukturele Deskription nicht wie in der Brentano-Schule der genetisch-kausalen, sondern der funktionalen Erklärung gegenübergestellt. Der Unterteilung der Biologie in Anatomie (Morphologie) und Physiologie folgend fordert Titchener eine analoge Unterteilung der Psychologie in eine strukturele und eine funktionale Disziplin. Methodologisch geht die erste der zweiten voraus. Ihre Aufgabe ist die Dissektion und Isolation der Komponenten und der Elementarprozesse, aus denen sich eine Gegebenheit aufbaut, sowie die Deskription der Eigenschaften dieser elementaren Komponenten. Die höherstufigen, Bedeutungen implizierenden Prozesse wie die der Apperzeption und des Urteils werden als funktionale Konstruktionen durch die strukturele Psychologie auf die Elementarprozesse der Empfindung und der Affektion reduziert.

Der Begriff ›struktural‹ läßt eine doppelte Lesart zu. Man kann entweder eine Betrachtung struktural nennen, die es auf die Elemente abgesehen hat, aus denen sich ein Gebilde zusammensetzt, oder aber eine Betrachtung, die auf die Beziehungen zwischen den Teilen eines Ganzen aus ist. Titcheners strukturale Psychologie ist offensichtlich mehr eine atomistische Baulehre als eine Beziehungslehre. Dadurch sowie durch seine antifunktionalistische Einstellung steht sie zum Strukturalismus Jakobsons und des Prager Kreises in einem schroffen Gegensatz. Der sog. amerikanische Strukturalismus der bloomfieldianischen Linguisten mit seiner taxonomischen,<sup>4</sup> afunktionalen und die Bedeutung ausklammernden Tendenz läßt sich hingegen eher in der von Titchener vorgezeichneten Bahn plazieren.

Die Prager Strukturalisten verbanden von Anfang an die strukturale und die funktionale Analyse der Sprache. Vilém Mathesius überschrieb seinen Vortrag, in dem er den II. Internationalen Linguisten-Kongreß in Genf 1931 über die Arbeit der Prager informierte, mit dem Titel *La place de la linguistique fonctionnelle et structurale dans le développement des études linguistiques*.<sup>5</sup> In der Tat sind Grundbegriffe der Prager wie die des Phonems und der binären Opposition nur funktional zu verstehen. Was eine phonologische Variation von einer gewöhnlichen lautlichen Variation unterscheidet, ist ihre Funktion der Bedeutungsunterscheidung. Die binäre Opposition ist, wie die Kommunikations-theorie bestätigte, das rationellste und ökonomischste Mittel der Information, d. h. der Auflösung einer In- oder Überdetermination.

Die Prager folgten bei ihrer funktionalen Analyse vor allem dem polnischen Linguisten Jan Baudouin de Courtenay, einem der Promotoren der Phonemtheorie, und Marty, dessen Vorlesungen an der deutschen Universität in Prag Mathesius besucht hatte. Marty (1875) führte den Ursprung der Sprache auf eine seiner Meinung nach bewußte, jedoch planlose Absicht zurück, auf die Intention zur intersubjektiven Verständigung. Die Prager übernahmen von ihm die teleologische Konzeption der Sprache als Mittel der Kommunikation, distanzierten sich jedoch von der Charakterisierung der sie tragenden Intention als einer planlosen und (auf der ganzen Linie) bewußten Absicht.

Hatte Mathesius die Gesichtspunkte der Struktur und der Funktion in den Vordergrund gerückt, so sind zwei Jahre später

Strukturalismus und Universalismus die Charakteristika, durch die Trubetzkoy (1933) die neue Phonologie von der atomisierenden und individualisierenden Einstellung der wissenschaftlichen Forschung um 1900 abhebt. Die atomistische Isolierung der Elemente macht der strukturalen Erforschung der Beziehung zwischen den Teilen eines Systems Platz, und die Ausrichtung auf die individuellen Mannigfaltigkeiten der Spracherscheinungen weicht der Konzentration auf die für die intersubjektive Verständigung grundlegenden universalen und invarianten Züge der Sprache.

Die antiatomistische, ganzheitliche Einstellung teilt der Prager Strukturalismus mit einer dritten strukturalistischen Strömung, der Gestaltpsychologie.

1.4.3. *Gestaltpsychologie*. Der Hauptakzent liegt bei der gestalttheoretischen Bewegung nicht auf der Gegenüberstellung von kausalen bzw. funktionalen und von spezifisch strukturalen, dem Gegenstand als solchem immanenten Beziehungen, sondern auf der Gegenüberstellung von Atom oder Element und Struktur oder Gestalt. Die Tatsache der Strukturiertheit als solche rückt in den Brennpunkt der Forschung.

Die Gestaltpsychologie richtet sich primär gegen die nie reflektierte, in sich widersprüchliche Annahme von ebenso atomaren wie amorphen Empfindungsdaten, aus deren mechanisch erfolgreicher Anhäufung die sinnvollen Gebilde der Erfahrung und des Denkens hervorgehen sollen. Die These der Gestaltpsychologie lautet, daß schon die einfachsten Gegebenheiten der Wahrnehmung ein Beziehungsgefüge zeigen, das ihnen nicht äußerlich zufällt, sondern für sie konstitutiv ist, ohne das sie überhaupt nicht wahrgenommen werden können. Auch die Teile, in die eine Wahrnehmung zerlegt werden kann, sind schon strukturiert. Sie haben ähnlich wie die Gesamtwahrnehmung einen Ganzheitscharakter. Die Gestaltpsychologie spricht daher von »Teilganzen«. Jakobson (1930: SW I 202) übernimmt diesen Begriff in die Phonologie. Ein Sinnesdatum kann immer nur auf einem Hintergrund erscheinen, mit dessen qualitativer Beschaffenheit auch seine eigene variiert, mit dem es also ein Ganzes bildet. Am stärksten ist der Einfluß des Ganzen auf seine Teile, wenn es eine sog. prägnante Gestalt bildet, d. h. durch eine besonders ausgezeichnete Eigenschaft qualifiziert ist. Auf dieser Feststellung beruht

der *dynamische* Aspekt der Gestalttheorie, die These von der Feldbedingtheit jeder Gegebenheit.

Eine Ganzheit hat Eigenschaften, die ihre Teile, für sich genommen, nicht haben. Harmonie und Rhythmus sind Eigenschaften, die nur einer Tonfolge, nicht einem isolierten Ton für sich zukommen können. Auf dieser Feststellung beruht der *statische* oder formale Aspekt der Gestalttheorie, die These, daß das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile.

Die übersummativen Gestaltqualitäten lassen sich auf gänzlich verschiedene Mengen von Elementen übertragen, ohne daß die Gestaltqualität davon affiziert wird. Sie bleibt gegenüber den variablen Teilen invariant. Auf dieser Feststellung beruht der *universale* Aspekt der Gestalttheorie, die These von der Transponibilität der Gestalten.

Die gleichen Merkmale der Feldbedingtheit, der Übersummativität und der Transponibilität oder Universalität gelten auch für das für den Aufbau der Sprache so fundamentale Verhältnis der Opposition. Im Dänischen überträgt sich z. B. der Gegensatz stark – schwach von [t] vs. [d] in starker Position auf [d] vs. [ð] in schwacher Position. Das schwache Phonem in der starken Position deckt sich materiell mit dem starken Phonem in der schwachen Position. Der formale Gegensatz von stark und schwach, als Gestaltqualität und als primäres Kriterium der Wahrnehmung, wird davon nicht tangiert. Jakobson verweist bei der Diskussion solcher transponibler Verhältnisse in der Lautwahrnehmung auf analoge Feststellungen W. Köhlers bei Tieren:

»In einem Experiment W. Köhlers wurden Kücken dressiert, Körner auf einer grauen Unterlage aufzupicken und auf der daneben liegenden dunkleren Unterlage unberührt zu lassen. Nachdem die beiden Unterlagen (grau und dunkel) durch zwei andere, nämlich eine graue und eine hellere, ersetzt worden waren, verließen die Kücken die graue Unterlage und pickten ihre Nahrung auf der daneben befindlichen helleren Unterlage auf. So überträgt das Kücken seine Reaktion auf den relativ helleren Untergrund.« (1965a: SW I 473)

Die Invarianz gilt nicht nur innerhalb einer einzelnen Sprache (intra-lingual), sondern auch über verschiedene Sprachen hinweg (inter-lingual).

»Ein Paar palataler Vokalphoneme, die physiologisch durch relativ größere Weite bzw. Enge und akustisch durch eine grö-

ßere bzw. eine geringere Energie-Konzentration (kompakt/diffus) miteinander in Opposition stehen, kann in manchen Sprachen in der einen Position als [æ] – [e] und in einer anderen Position als [e] – [i] ausgeführt werden, so daß derselbe Laut [e] in der einen Position das diffuse Glied und in der anderen das kompakte Glied derselben Opposition realisiert.

Das Verhältnis bleibt in beiden Positionen dasselbe.« (Ibid.)

Die osteuropäischen Linguisten standen in engem Kontakt mit der Gestalttheorie. Als Student an der Moskauer Universität nahm Jakobson um 1915/16 an einem psychologischen Seminar über Kurt Koffka (1912) teil. In Prag lernte er Christian von Ehrenfels kennen, der dort an der deutschen Universität unterrichtete. Ehrenfels war es, der mit seinem Aufsatz (1890) über die Übersummativität und die Transponibilität der Gestaltqualitäten die gestalttheoretische Bewegung eingeleitet hatte. Wenn Jakobson (1931: SW I 202) in den Prager Jahren von »der modernen Psychologie« spricht, dann ist die Gestaltpsychologie gemeint. Die Divergenzen des Prager Strukturalismus gegenüber der Gestaltpsychologie sind dennoch unübersehbar. 1. Anstelle des relativ vagen Begriffs des Feldes tritt im Strukturalismus der Begriff des hierarchisch strukturierten Systems. 2. Als Gestaltqualitäten dominieren in der Gestaltpsychologie Eigenschaften wie Einfachheit, Gleichmäßigkeit, Ausgeglichenheit und Geschlossenheit, im Strukturalismus ist es vor allem die binäre Opposition. 3. Die Gestaltpsychologie, vorwiegend statisch orientiert, vernachlässigt die genetische und bis zu den revolutionierenden Experimenten Kurt Lewins (1926) auch die funktionale Perspektive, während die Prager den dynamischen, den genetischen und den funktionalen Aspekten von Anfang an einen festen Platz in ihren Arbeiten einräumen. 4. Im sprachlichen Gebiet orientieren sich die Strukturalisten an spezifisch linguistischen Kriterien. Es gelingt ihnen dabei, Zusammenhänge aufzuzeigen, die von den Gestaltisten mit ihren zu allgemeinen aus der Psychologie der Wahrnehmung gewonnenen Kriterien übersehen werden. Das gilt vorab für den Aufbau des phonologischen Systems und für die Phänomene der Aphasie, bei denen Jakobson die Analysen von Wolfgang Köhler (und Carl Stumpf) im ersten (1941, SW I, 378 ff) und von Kurt Goldstein im zweiten Fall (1956b: SW II 245 ff) systematisch weiterzuentwickeln vermag.

1.4.4. *Saussures Konzept einer allgemeinen Theorie der Sprache.* Von Ferdinand de Saussure stammt die erste explizite und umfassende spezifisch linguistische Formulierung einer Theorie der Sprache. Für die einzelnen Ideen lassen sich durchweg Vorläufer finden. Saussures Leistung war es jedoch, daß er es nicht bei aperçuhaften Einfällen, die sich immer Jahrzehnte und Jahrhunderte zurückverfolgen lassen, bewenden ließ, sondern diese zu einer systematischen und damit erst fruchtbaren Theorie ausarbeitete. Besonders innerhalb des französischen Sprachbereichs gilt Saussure daher als der Vater des Strukturalismus.

Für die Osteuropäer ist das Verhältnis zu Saussure indessen komplexer. Man könnte seine Stellung eher mit der eines älteren Stiefbruders vergleichen. Der gemeinsame Elternteil sind der schon genannte Baudouin de Courtenay und dessen philosophisch begabter Schüler und Mitarbeiter Mikolaj Kruszewski (Jakobson, 1960a, 1965a: SW II 394 ff, 429 ff; De Mauro, 1972: 339 f). Von den beiden stammt ein wichtiger Beitrag zur systematischen und funktionalen Definition des Phonembegriffes. Kruszewski entwickelte darüber hinaus als erster die Theorie der zwei, später syntagmatisch und paradigmatisch getauften Achsen der Sprache. Die meisten der berühmten Begriffspaare und Dichotomien Saussures finden sich bei den beiden polnischen Sprachtheoretikern.

Als anderer Elternteil ist für die Prager vor allem die Brentano-Schule zu nennen. Husserls *Logische Untersuchungen* (1913) mit der I. Untersuchung über »Ausdruck und Bedeutung« und die Dreiteilung der Funktion der sprachlichen Ausdrücke in Bedeutung, gegenständlichen Bezug und Kundgabe (Jakobsons spätere emotive Funktion) und der IV. Untersuchung über eine autonome Formenlehre der sprachlichen Gebilde, die »universale Grammatik«, lernte Jakobson schon 1915 kennen, zwei Jahre bevor Sergej Karcevskij Saussures *Cours* (1916) von Genf nach Moskau mitbrachte (Jakobson, 1956c: SW II 518). 1917 wurde Jakobson von einem russischen Husserl-Schüler, Gustav Špet, auf Martys deskriptive Sprachphilosophie aufmerksam gemacht. Bei Marty (1908) findet sich gleichfalls die Idee einer universalen Grammatik, im Gegensatz zu Husserl jedoch in einer mehr empirischen und psychologischen Fassung (Jakobson, 1973b: 12 f, 21 f). Darüber hinaus liebt es Jakobson, Saussures Ideen im Spiegel seiner historischen Vorgänger auszuleuchten. So bezieht er die

semiotische Grundunterscheidung von *signifiant* und *signifié* und die relationale Bestimmung der *signifiants* auf die stoischen Initianten der Semiotik in der Antike, auf die scholastischen Systematiker des Mittelalters (1974b) und selbst auf die Abhandlungen der altindischen Grammatiker zurück (1960a, 1965b: SW II 394 ff, 345). Für den Systemgedanken und die Opposition als Grundrelation beruft er sich auch auf Hegel und bringt dadurch dynamische und dialektische Einheit in den eher statischen Dualismus Saussures (1933: SW II 543; 1973: 12 ff).

Je nach Kontext ist Saussure für die Prager Linguisten Vorbild, das sie propagieren, Kampfgefährte in der Avantgarde und Kampfbrüder, an dem man die eigenen Konzeptionen mißt. Jakobson (1921a: 19) war wohl einer der ersten, der sich in einer nichtfranzösischsprachigen Publikation auf Saussures *Cours* bezieht. Auf dem I. Internationalen Linguistenkongreß in Den Haag schließen sich die Prager Jakobson, Mathesius und Trubetzkoy mit den Genfern Bally und Séchehaye zur Formulierung gemeinsamer Thesen zusammen (1928c: 85 f). Saussures *Cours* liefert das bleibende Bezugsmodell, von dem die Prager ihre weiterführenden Entdeckungen abhoben. Auf einer Sitzung des *Cercle linguistique de Prague* am 13. Januar 1927 (1928a: SW I 1 f) vertritt Jakobson zum ersten Mal öffentlich die These, die er dann auf dem selben Haager Kongreß auf einem internationalen Podium vorträgt (1928b: 4 ff), daß die Diachronie, anders als es Saussure gesehen hatte, als integraler Bestandteil in das sprachliche System einzuordnen ist. Zum Verhältnis von Synchronie und Diachronie wie zu den weiteren Ergänzungen, Abstrichen und Differenzierungen, die vor allem die Begriffe des Phonems und der Opposition, die Dichotomie *langue/parole*, die zwei Achsen der Sprache und die zwei Prinzipien der Willkürlichkeit und der Linearität der sprachlichen Zeichen betreffen, wird in den folgenden systematischen Darlegungen näher eingegangen.

Jakobson (1939a: SW I 294) unterscheidet in bezug auf Saussure zweierlei Meisterwerke in der Wissenschaft, Arbeiten, die die Tendenzen und Errungenschaften einer Schule zusammenfassen und ein abgeschlossenes, voll durchdachtes Lehrgebäude darstellen, und Arbeiten, die mehr den vielversprechenden Anfang als den Schlußerfolg einer Strömung markieren und die statt einer fertigen Lehre die Einleitung zu einem neuen großzügigen Suchen bieten. Saussures *Cours* gehört zu dieser zweiten Gattung:

»Der Band steht auf dem Scheidepunkt zweier Epochen und zweier Verfahrensweisen; ein derartiges Buch, so genial es auch sein mag, kann nie von Widersprüchen frei sein. Es wäre aber gefährlich und verfehlt, diesen *Cours de linguistique* – wie es leider öfters der Fall ist – als ein Kompendium, als eine abgerundete Doktrine zu werten und seine Widersprüche entweder zu verdecken zu suchen oder im Gegenteil um ihretwillen das Grundlegende am Buche zu verkennen.«

R. Englers kritische Edition der Manuskriptunterlagen (1967 ff) von Saussures bahnbrechender Schrift gibt Jakobsons Beurteilung von 1939 zusätzlich recht. Vieles, was in der Redaktion seiner Schüler als eine einfache und definitive Lehre erscheint, wurde von Saussure bloß als eine Möglichkeit, als Frage oder sonstwie in einer nuancierteren und differenzierteren Form vorgetragen.

1.4.5. *Mathematik*. In den Brennpunkt der Mathematik trat der Begriff der Struktur durch die Entwicklung der Variationsrechnung in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts und der Topologie um die Jahrhundertwende. Vollends zum Durchbruch verhalf ihm die Bourbaki-Gruppe in den späten dreißiger Jahren mit ihrer Herausarbeitung von »Mutterstrukturen«, durch deren Differenzierung und Kombination sich alle Sonderstrukturen der verschiedenen mathematischen Zweige ableiten lassen. Struktur wird definiert als die Menge der Relationen, die die Elemente eines Systems verknüpfen. In einer extensionalen Fassung fand die mathematische Strukturdefinition über B. Russell (1919: 59 ff) und R. Carnap (1928: 13 ff) Eingang in die analytische Philosophie. Eine Strukturbeschreibung erarbeitet darnach die formalen Eigenschaften einer Beziehung, die sich ohne Bezugnahme auf den inhaltlichen Sinn der Beziehung und auf die Art der Gegenstände, zwischen denen sie besteht, formulieren lassen. Die Struktur einer Relation  $P$  ist nach Russell-Carnap zu definieren als die Klasse der zu  $P$  isomorphen Relationen.

Was Jakobson bei den mathematischen Strukturtheorien ansprach, ist vor allem der Begriff der Invarianz. Worauf diese Theorien abzielen, sind die relationalen Invarianten einer Menge von Elementen. In seinen historischen Ausführungen zur modernen Linguistik zitiert Jakobson (1972a: 73) gewöhnlich an erster Stelle das »Erlanger Programm« F. Kleins (1872: 463 f).

»Als Verallgemeinerung der Geometrie entsteht so das folgende umfassende Problem: Es ist eine Mannigfaltigkeit und in derselben eine Transformationsgruppe gegeben; man soll die der Mannigfaltigkeit angehörigen Gebilde hinsichtlich solcher Eigenschaften untersuchen, die durch die Transformation der Gruppe nicht geändert wurde. In Anlehnung an die moderne Ausdrucksweise, . . . , mag man auch sagen: . . . Man entwickle die auf die Gruppe bezügliche Invariantentheorie.«

Jakobson beruft sich damit auf die gleiche mathematische Strömung, von der Husserl herkommt, der als Mathematikstudent eine Dissertation über die Variationsrechnung schrieb (1882), und von der seine berühmte Methode der freien Variation zur Auffindung der invarianten apriorischen Wesenseigenschaften und -beziehungen inspiriert sein dürfte (1925: 72 ff).

Es lassen sich zwei Typen von Variationen auseinanderhalten. Beim ersten Typ ändern sich einzelne (konkrete und abstrakte) Eigenschaften einer Menge von Elementen, während andere bei diesen Transformationen invariant bleiben. So bleiben – Kleins Beispiel – die Eigenschaften eines räumlichen Gebildes durch alle Bewegungen des Raumes, durch seine Ähnlichkeitstransformationen und durch den Prozeß der Spiegelung hindurch ungeändert. Bei Husserl und bei Jakobson (cf. 1956a: 113) kommt hauptsächlich dieser Typ der Variation zur Behandlung. Das Wesentliche wird vom Unwesentlichen geschieden. Beim zweiten Typ sind es die materiellen Elemente als solche, die ausgetauscht werden. Anstelle von Zahlen können z. B. Figuren oder Buchstabenanordnungen treten. Was hier invariant bleibt, ist allein die abstrakte Struktur. Sie erfährt durch diese Änderungen verschiedene konkrete Abbildungen. Dieser Typ der Variation, der das Abstrakte vom Konkreten trennt, kommt vor allem bei Lévi-Strauss zur Behandlung. Lévi-Strauss versucht z. B. nachzuweisen, daß die Nahrungsmittel, das kulinarische Dreieck von Rohem, Gekochtem und Verfaultem, die gleiche Struktur zeigen wie eine der ersten und universalsten Etappen im Aufbau des phonologischen Systems.

Des weiteren ist es die Konvergenz in der Zuwendung zu den relationalen Eigenschaften in der Mathematik und in der Linguistik, die Jakobson herausstellt. Für die Topologie zitiert er (1926a: SW I 637) den Mathematikgeschichtler E. T. Bell: »Es sind nicht die Dinge, auf die es ankommt, sondern die Beziehun-

gen zwischen ihnen«. Er macht auch gerne auf die Koinzidenz der Publikationen von Einsteins allgemeiner Relativitätstheorie und von Saussures *Cours*, in dem die letzten Entitäten der Sprache als relative und oppositive Gegebenheiten präsentiert werden, im Jahre 1916 aufmerksam (1960a:SW II 427). Andererseits werden wir im Abschnitt über Synchronie und Diachronie zeigen, wie die dynamische und flexible Konzeption von Zeit und Gleichzeitigkeit, die Einstein für die Physik entwickelt hat, Jakobson gerade zur Überwindung des starren Verhältnisses von Synchronie und Diachronie inspirierte.

1.4.6. *Kunst*. Wenn Jakobson nach den Anregungen gefragt wird, die zur neuen Konzeption von Sprache und Linguistik in den Moskauer und Prager Kreisen geführt haben, nennt er als wichtigste Quelle der Inspiration stets die avantgardistischen Strömungen in Malerei, Dichtung und Musik in den Jahren unmittelbar vor dem ersten Weltkrieg. Die wissenschaftlichen Quellen, die wir bisher für Jakobsons Strukturalismus angeführt haben, sind durchweg als zweitrangig anzusehen. Was sie lieferten, waren bloß erste wissenschaftliche Formulierungen und vorweggenommene konkrete Adaptationen der Intuitionen, die in der Kunst und im Umgang mit den Künstlern gewonnen wurden.

Was die Moskauer und die Prager Literaturwissenschaftler und Linguisten bei diesen Künstlern faszinierte, waren in der Tat die gleichen Themen, auf die wir bei den bisher angeführten wissenschaftlichen Bewegungen gestoßen sind. Es sind dies die Problematisierung des Verhältnisses der verschiedenen Zeitformen zueinander, das in den neuen Kunstrichtungen ausgesprochen dynamisch, flexibel und selbst reversibel erscheint (Jakobson, von 1919: 27 f bis 1972a: 80), weiter die Thematisierung der Invarianz in der Mannigfaltigkeit und der Relationen zwischen den Ganzen und den Teilen. Bracques Credo »Ich glaube nicht an Dinge, ich glaube nur an ihre Beziehungen« (zitiert von Jakobson 1962a: SW I 632) deckt sich fast wörtlich mit der eben angeführten Aussage Bells. Dazu kommt die semiotische Einstellung dieser Künste, vor allem des Kubismus, ihre experimentelle Destruktion und explorative Transformation der Beziehungen zwischen signans, signatum und denotatum.

»Die Weise, in der das signatum sich zum signans auf der einen

Seite und zum *denotatum* auf der anderen verhält, war niemals so klar freigelegt worden, noch waren die semantischen Probleme der Kunst derart provokativ vorgetragen worden wie in der kubistischen Malerei, von der die Erkenntnis des verwandelten oder verdunkelten Gegenstandes aufgeschoben oder sogar auf null reduziert wird. Um die innen- und außenseitigen Beziehungen der visuellen Zeichen zu beleben, hatte man, wie Picasso sagte, »zu brechen, Revolution zu machen und mit null zu beginnen.« (1962a: SW I 632).

Die vom Kubismus in der Malerei entwickelten experimentellen und methodologisch reflektierten Verfahren wurden von den russischen Formalisten auf die Dichtung übertragen. »Das Wort als solches« – so, *Slovo kak takovoe*, lautete der Titel des ersten Manifestes der futuristischen Dichter – und die ihm immanenten Relationen wurden gleichzeitig theoretisch und poetisch im eigentlichen Sinn des Wortes, nämlich praktisch, erforscht. Von den futuristischen Poeten nahm Vladimir Majakovskij nicht nur aktiv an den Diskussionen des Moskauer Linguistenkreises teil, er ließ sich seinerseits von den theoretischen Analysen und den Rapporten der jungen folkloristischen Feldforscher inspirieren. Jakobson (1971a: 41) schreibt, wie ihn die Folge *bar – ban' – baraban* in Majakovskijs Gedicht »150 000 000« stets an seinen Rapport über ein paronomasisches Wortspiel erinnert, in das eine folkloristische Erzählung über einen Landbesitzer (*barin*), der von einem Bauern in einem Badhaus (*banja*) mit Trommelschlägen (*otbarabanil*) zusammengeschlagen wird, mündete. | Wir stoßen bei diesen Künstlern auf die Quelle eines weiteren Merkmals des Strukturalismus, das wir schon im Zusammenhang des »Antipsychologismus« der Husserlschen Phänomenologie berührt haben, die Anerkennung der Autonomie jedes Gegenstandsbereiches. Die Beschäftigung mit der Poesie war für die Entdeckung eines solchen methodologischen Prinzips prädestiniert. Die Poesie zeichnet sich gegenüber anderen Formen der Sprachverwendung dadurch aus, daß sie das sprachliche Medium in den Mittelpunkt der Wahrnehmung und in den Brennpunkt des Interesses rückt. In der Poesie werden die spezifisch sprachlichen Verfahrensweisen, die in der Prosa zugunsten des Inhalts der Rede in den Hintergrund des Bewußtseins treten, wie die russischen Formalisten zu sagen pflegten, »spürbar«, »wahrnehmbar«.

## 2. Philosophische und methodologische Prinzipien

Im Ausgang von geläufigen Kritiken des Strukturalismus werden wir die Eigenart von Jakobsons strukturaler Linguistik und Literaturwissenschaft konkretisieren. Konfrontiert mit Jakobsons Version des Strukturalismus können diese Kritiken fast durchweg als zu kurzfristig *ad acta* gelegt werden. Nicht nur, daß sie diese nicht treffen, die Problemstellung, von der sie ausgehen, wird von Jakobson selber meistens noch differenzierter bearbeitet. Wir zitieren sie nur als Hintergrund, auf dem die *philosophie latente*, die Jakobsons Arbeiten zugrunde liegt, zur kontrastiven Abhebung gebracht werden kann.

### 2.1. Synchronie und Diachronie

2.1.1. *Saussures Antithese und Jakobsons Synthese*. In einer schulemachenden Wendung weg von der einseitig historisch ausgerichteten Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts erhob Saussure die Dichotomie von synchronischer und diachronischer Linguistik und den Primat der synchronischen Deskription zum methodologischen Prinzip.

»Sicher wäre es für alle Wissenschaften wichtig, die Achsen sorgfältig zu bezeichnen, auf welchen die Dinge liegen, mit denen sie sich befassen; man müßte überall gemäß der folgenden Figur<sup>6</sup> unterscheiden: 1. die Achse der Gleichzeitigkeit (AB), welche Beziehungen nachweist, die zwischen gleichzeitig bestehenden Dingen obwalten und bei denen jede Einwirkung der Zeit ausgeschlossen ist, und 2. die Achse der Aufeinanderfolge (CD), auf welcher man stets nur eine Sache für sich allein betrachten kann, auf der jedoch alle die Dinge der ersten Achse mit ihren Veränderungen gelagert sind.« (1916: 115)

In der Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus wird nicht selten argumentiert, als ob von Saussure und seinen Gefolgsleuten die geschichtliche Dimension überhaupt geleugnet und das Untersuchungsfeld der Wissenschaften auf ein statisches System reduziert würde. Mit viel Eifer wird dann die Binsenwahrheit

verteidigt, daß es nicht nur ein synchronisches System, sondern auch eine diachronische Geschichte gibt. Dagegen wird von Saussures Verteidigern (De Mauro, 1972: 453) der rein methodologische Charakter der Opposition hervorgehoben, es handle sich bei Saussure bloß um eine Antithese von Gesichtspunkten. Für Jakobson ist gerade diese These problematisch. Zu ihrer Abklärung halten wir zwei Fragen auseinander: 1. Basiert die methodologische Gegenüberstellung von synchronischer und diachronischer Linguistik allein auf der doppelten zeitlichen Form, in der die sprachlichen Phänomene erscheinen, der Form der Simultaneität und der Form der Sukzession? 2. Besteht nicht doch eine innere Affinität zwischen Strukturalismus und statischem Synchronismus? Droht nicht, um einen Kritiker (Reiter, 1970: 174) zu zitieren, »mit dem ausschließlichen Blick auf die *Invarianten und Konstanten* . . . das wirkliche Geschehen selbst in einer zeitlosen *Identität*« unterzugehen, oder wie ein anderer (Sartre, 1966: 95) meint, mit der Thematisierung der Strukturen, ihre Überholung aus dem Blick zu geraten?

Zur ersten Frage hält Jakobson Saussure vor, daß seine methodologische Unterscheidung geleitet wird von einer unhaltbaren Identifikation des Gegensatzpaares Synchronie / Diachronie mit den eigentlich ausschlaggebenden Gegensatzpaaren systematisch (strukturell) / chaotisch (atomistisch), teleologisch / mechanistisch und statisch / dynamisch.

|                   |                   |
|-------------------|-------------------|
| <i>Synchronie</i> | <i>Diachronie</i> |
| systematisch      | chaotisch         |
| teleologisch      | mechanistisch     |
| statisch          | dynamisch         |

Durch die Zuordnung der ersten beiden Gegensatzpaare erfährt die Diachronie eine formale Disqualifikation, durch das dritte Paar wird die von Saussure bevorzugte Synchronie ihrerseits abgewertet. Aus den unzähligen Texten, in denen Jakobson von 1919 (27 f) bis heute das Verhältnis von Gegenwart und Geschichte zum Thema macht, wählen wir folgende Schlüsseltexte:

»Saussures Lehre, daß Lautänderungen destruktive Faktoren sind, zufällig und blind, beschränkt die aktive Rolle der Sprachgemeinschaft auf das Erleben jedes gegebenen Stadiums von Abweichungen von einem gängigen sprachlichen Muster als einem geordneten System. Diese Antinomie von synchro-

nischen und diachronischen Sprachstudien sollte durch eine Umwandlung der geschichtlichen Phonetik in eine Geschichte des phonologischen Systems überholt werden. M. a. W., phonetische Änderungen müssen in Beziehung auf das phonologische System analysiert werden, das diese Mutationen durchmacht. Z. B., wenn die Ordnung innerhalb eines Sprachsystems gestört ist, dann folgt ein Zyklus von Lautänderungen, die auf dessen erneute Stabilisierung hinzielen (wie in einem Schachspiel).« (1928a: SW I 2).

»Es ist die Frage des Ziels eines phonetischen Ereignisses, die sich anstelle der traditionellen Frage der Wirkursachen dem Linguisten mehr und mehr aufdrängt. Man überholt die Tradition der ›Junggrammatiker‹ nicht dadurch, daß man auf den Begriff des ›Lautgesetzes‹ verzichtet, sondern indem man diesen Begriff teleologisch interpretiert und die mechanistische Konzeption aufgibt. Im besonderen gilt, daß man in dem Maße, in dem die phonetischen Änderungen ohne Rücksicht auf das phonologische System, das sie durchmacht, behandelt wurden, die Gesetze der allgemeinen Phonetik nicht erreicht hat.« (1928b: SW I 6).

»Es scheint mir, daß die große Verfehlung und Verwirrung, die schroffe Trennung von Synchronie und Diachronie, in einem hohen Ausmaße auf der Verwirrung von zwei Dichotomien beruht. Die eine ist die Dichotomie von Synchronie und Diachronie, die andere die Dichotomie von Statik und Dynamik. Synchronie und Statik sind nicht gleichzusetzen: Wenn ich Sie im Kino frage, was Sie in einem gegebenen Augenblick auf der Leinwand sehen, dann werden Sie nichts von Statik sehen – Sie werden Pferde rennen, Leute gehen und andere Bewegungen sehen. Wo sieht man Statisches? Nur an Plakatwänden. Die Plakatwand ist statisch, aber nicht unbedingt synchronisch. Nehmen Sie an, daß eine Plakatwand ein Jahr lang ungeändert bleibt – das ist Statik. Es ist ganz und gar legitim zu fragen, was in der sprachlichen Diachronie statisch ist . . . , was im Slawischen statisch, unverändert vom frühen Mittelalter . . . bis heute geblieben ist. Das ist ein statisches und zur selben Zeit ein diachronisches Problem.« (1953b: SW II 562)

»Die Vereinigung der Statik und Dynamik ist eine der ursprünglichen dialektischen Antinomien, die den Begriff der Sprache kennzeichnen. Ohne Rücksicht auf diese Antinomie kann die

Dialektik der Sprachentwicklung nicht begriffen werden. Die Versuche, die *Synchronie*, die *Statik* und das Gebiet der Anwendung der *Teleologie* einerseits bzw. die *Diachronie*, die *Dynamik* und die Sphäre der *mechanischen Kausalität* andererseits zu identifizieren, schmälern ungesetzlich den Rahmen der Synchronie; sie machen die historische Sprachwissenschaft zu einem Agglomerat von vereinzelt Tatsachen und schaffen die schädliche Illusion einer Kluft zwischen den Problemen der Synchronie und der Diachronie.« (1931: 267; cf. SW I 220).

Bei Saussure stehen die synchronische und die diachronische Achse einander anti- (oder hetero-) nomisch gegenüber. Bei Jakobson bilden sie eine homonome Einheit. Beide enthalten statische und dynamische Aspekte. Beide finden sich in einer teleologischen Anordnung auf das gleiche System ausgerichtet.

2.1.2. *Die Aufwertung der Synchronie.* Saussures Grundidee ist, daß die sprachlichen Elemente nicht isoliert für sich betrachtet werden können, da sich ihr Wert durchweg als eine Funktion der übrigen Elemente erweist. Die Sprache ist ein System, d. h. ein Ganzes, dessen Teile interdependent oder, wie Saussure sich ausdrückt, solidarisch sind.

Wir wählen für Saussures (1916: 160) Argumentation ein Beispiel, das Jakobson (1959a: SW II 261) gebraucht. Das englische Wort *cheese* kann die gleiche Bedeutung haben wie das russische *syr*. Es hat aber nicht den gleichen Wert, da der Weißkäse (Quark) zwar ein *cheese* ist, aber kein *syr*. Die Russen sagen *prinesi syru i tvorogu*, »Bringen Sie Käse und Quark«. Der Wertunterschied zwischen *cheese* und *syr* rührt daher, daß *syr* einen zweiten Term neben sich hat, was für *cheese* nicht zutrifft.

Im angeführten Beispiel ist der Wert der Sprachzeichen nicht positiv durch ihren Inhalt definiert, sondern negativ durch ihre Gegenposition zu den übrigen Zeichen des Systems. Der Wert eines Zeichens kann aber auch durch eine Beziehung der Ähnlichkeit positiv determiniert und zusätzlich bereichert werden. So verdankt *dix-neuf* seinen Wert nicht nur der Gegenposition zu andern Zahlwörtern *un, deux, vingt* etc., sondern gleichzeitig auch seinen Ähnlichkeitsbeziehungen zu Zahlwörtern wie *dix-sept, dix-huit, vingt-neuf, trente-neuf* etc., mit denen es gleichförmige Reihen bildet (Saussure, 1916: 180). Ein Beispiel für eine systeminterne Aufwertung ist das französische Wort *décrépit*.

»Das lat. *crispus* ›kraus‹ hat dem Französischen einen Stamm *crép-* geliefert, wovon die Verba *crépir* ›mit Mörtel bewerfen‹ und *décrépir* ›den Mörtel abkratzen‹ gebildet wurden. Andererseits hat man zu einer gewissen Zeit dem Lateinischen das Wort *decrepitus* ›altersschwach‹ entnommen, dessen Etymologie unbekannt ist, und hat daraus *décrépit* ›altersschwach‹ gemacht. Sicherlich stellt die Masse der Sprechenden heutzutage einen Zusammenhang her zwischen *un mur décrépi* ›eine Mauer, von der der Mörtel abgefallen ist‹ und *un homme décrépit* ›ein altersschwacher Mann‹, obwohl historisch diese beiden Wörter nichts miteinander zu tun haben. Man spricht oft von *la façade décrépite* (statt *décrépie*) eines Hauses, und das ist eine statische Tatsache, weil es sich um die Beziehung handelt zwischen zwei gleichzeitigen Bestandteilen der Sprache.« (Saussure, 1916: 119)

Die Beziehungen der Ähnlichkeit und des Gegensatzes haben einen finalen Charakter. Ihre Funktion ist die Ermöglichung von Sinnidentifikation und Sinndifferenzierung.

Bei Saussure bleibt die systemgebundene Wertdetermination auf eine ausdehnungslose und statische Linie der Gleichzeitigkeit beschränkt. Jakobson sprengt diese Einschränkung. Der Wert von sprachlichen Gegebenheiten wird nicht allein von faktisch koexistierenden Mitgegebenheiten bestimmt, sondern ebenso von zeitlich vorangehenden und von sich als kommend ankündigenden Gegebenheiten. Was zählt, ist nicht eine objektive Gleichzeitigkeit, sondern die subjektive, erlebte Gleichzeitigkeit. Im subjektiven Zeiterlebnis können vergangene, gegenwärtige und zukünftige Vorkommnisse koexistieren.

»Der Gegenstand der synchronischen Linguistik sind nicht die Fakten, die von einer Gemeinschaft sprechender Subjekte als an sich gleichzeitig seiend erlebt werden, sondern vielmehr die Fakten, die gleichzeitig erlebt werden, d. h. die Fakten, die zu einem gegebenen Zeitpunkt den Inhalt des sprachlichen Bewußtseins ausmachen. Im Bewußtsein der sprechenden Subjekte können die einen Fakten eng mit der Gegenwart verbunden sein, die anderen dagegen . . . auf die Vergangenheit zurückbezogen sein oder zur Zukunft hin drängen.« (1929a: SW I 20)

Jakobsons bevorzugtes Beispiel stammt aus seiner eigenen Erfahrung.

»Im Vokalsystem des zeitgenössischen Standardrussisch hat sich ein frappierender Wandel vollzogen. In der unbetonten, vorab in der prätonischen Stellung wurden von der Generation unserer Großeltern in Moskau die zwei Phoneme /e/ und /i/ unterschieden. In der Rede unserer und der jüngeren Generation verschmolzen diese beiden Phoneme zu einem /i/. Für die Zwischengeneration, die unserer Eltern, war die Unterscheidung fakultativ. . . . Wenn der Zeitfaktor in ein System von symbolischen Werten, wie es die Sprache ist, Einzug hält, wird er selber ein Symbol und kann als ein stilistisches Mittel gebraucht werden. Z. B., wenn wir in einer mehr konservativen Weise sprechen, gebrauchen wir die archaischeren Formen. Im Moskauer Russisch gebrauchte die Generation unserer Eltern im familiären Gespräch die Unterscheidung zwischen den unbetonten /e/ und /i/ nicht. Man schloß sich vielmehr der neueren Mode, die beiden Phoneme zu verschmelzen, an, um den Eindruck zu erwecken, jünger zu sein, als man wirklich war.« (1953b: SW II 562 f).

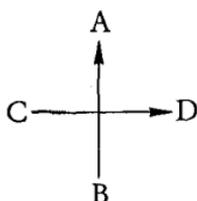
Sprachliche Formen, nicht nur auf der Ebene der Phonologie, auch auf der Ebene der Syntax und der Semantik, nicht nur in der Umgangssprache, sondern auch in der Poesie, die für eine Epoche typisch sind, wirken in den folgenden Zeitabschnitt hinein und überleben in ihm als Archaismen. Ebenso sind in jedem Zeitabschnitt Modernismen virulent, die sich als Ausdrucksformen der Zukunft breitzumachen suchen und die gängigen Formen damit *ipso facto* wertmäßig determinieren. Der Zeitfaktor wird bei Jakobson zu einem Wertfaktor, der höchst dynamisch ist (1923: 42 ff).

Hinter Saussures Dichotomie steckt die starre Zeitauffassung der klassischen Physik. Die Gegenwart ist zu einem ausdehnungslosen Faden zusammengeschrumpft. Jakobsons Zeitkonzeption ist dagegen von der kubistischen und futuristischen Malerei und Dichtung inspiriert. Deren dynamisches, die augenblickliche Gegenwart überbordendes Zeiterlebnis versucht er mit Begriffen, die er in Einsteins Relativitätstheorie und in den aufkommenden phänomenologischen Analysen des Zeitbewußtseins findet, auf die sprachlichen Befunde zu adaptieren.

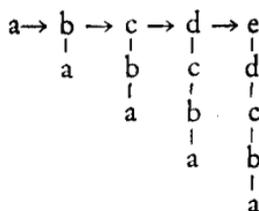
»Die neue Lehre leugnet die absolute Natur der Zeit und, daran anschließend, die Existenz einer universalen Zeit. Jedes der Systeme in Bewegung besitzt seine eigene Zeit, die Geschwindigkeit des Zeitablaufes ist nicht die gleiche.« (1919: 28)<sup>7</sup>

Saussures Zeitschema ist ein Fadenkreuz, das der Prager Strukturalisten dagegen ein Prisma, von dem die horizontale Achse der objektiven Zeitfolge auf die vertikale Achse der subjektiven Gleichzeitigkeit projiziert wird. Maßgebend ist nicht die objektive Zeit, sondern das subjektive Zeiterlebnis.

Saussures Fadenkreuz<sup>8</sup>



Das Prisma der Prager<sup>9</sup>



2.1.3. *Die Gleichberechtigung der Diachronie.* Saussure vermochte bloß auf der Achse der Simultaneität ein funktional gelenktes Ordnungssystem zu erkennen. Für die Achse der Sukzessivität folgte er dem Dogma der Junggrammatiker. Nach diesem sind die Ereignisse der Sprachgeschichte mechanisch-kausal durch zufällig und atomistisch auftretende Ursachen zu erklären. Diese Ursachen, hauptsächlich physiologischer und psychologischer Natur, sind dem System der sprachlichen Werte nicht nur fremd, sie üben auch eine destruktive Wirkung auf es aus.

Um das Vorurteil zu finden, das den Junggrammatikern die teleologische Systembezogenheit des Sprachwandels verbarg, braucht man sich nicht lange in ihrer Literatur umzusehen. Im Anschluß an die Kritik des metaphysischen Prinzips der Teleologie durch die neuzeitliche Philosophie anerkannte die positivistische Wissenschaft des späten 19. Jahrhunderts die funktionale Erklärung nur für bewußte Handlungen oder in der Form des Prinzips vom kleinsten Kraftmaß. Der Lautwandel, mit dem sich die Junggrammatiker vor allem befaßten, ist jedoch – wenigstens nach ihren Befunden – weitgehend ein unbewußter Vorgang. Als einzige teleologische Erklärung blieb so nur die ökonomische nach dem Prinzip der geringsten Anstrengung. Es war offensichtlich, daß dieses Prinzip nur für einen Teil der Änderungen in Anspruch genommen werden konnte. Für einen zu großen Teil der Änderungen waren entweder die Kriterien für den Anstrengungsgrad höchst diskutabel oder aber gerade das Gegenteil, die erhöhte Anstrengung, indiskutabel. Das Resultat war eine unsy-

stematische, atomistische Erklärung bald durch das besagte Prinzip (cf. auch Saussure, 1916: 204 f), bald durch eine vorausgehende Wandlung der Sprechorgane, die man sich ihrerseits mechanistisch verursacht dachte, durch Klimaeinwirkungen u. dgl. (Osthoff, 1879). Zur Stützung des Prinzips der Ausnahmslosigkeit<sup>10</sup> der physiologischen Gesetze des Lautwandels mußte man zu einer psychologischen Hilfsklärung greifen, dem Gesetz der Analogie. Ähnlichkeitsassoziation und Nachahmungstrieb werden nicht nur dafür verantwortlich gemacht, daß eine auf Grund einer physiologischen Änderung der Sprechorgane einzelner Menschen auftretende Lautverschiebung zu einer allgemeinen Erscheinung wird, sondern gerade auch zur Erklärung der Unregelmäßigkeiten. Die Abweichungen kommen dadurch zustande, daß gewisse Sprachformen anderen Sprachformen, die ihnen ähnlich sind, angepaßt werden. Diese Erklärung der Ausnahmslosigkeit fand selbst innerhalb der traditionellen Sprachwissenschaft nie ungeteilte Zustimmung.

In einer denkwürdigen Sitzung des eben erst drei Monate zuvor gegründeten *Cercle linguistique de Prague*, am 13. Januar 1927, trat der kaum dreißigjährige Jakobson mit dem Anspruch auf, nicht nur das universale Prinzip des Lautwandels gefunden zu haben, sondern auch endlich die Ausnahmslosigkeit seiner Gesetze befriedigend begründen zu können (1928a: SW I 1 f). Ein späterer Rezensent (Ivić, 1965: 38, 42) nennt diese Entdeckung »einen Meilenstein in der Geschichte der Phonologie« und die akribische Monographie über die phonologische Evolution des Russischen (1929a), in die sie mündete, »das größte Ereignis in der Entwicklung der diachronischen Methodik seit dem Durchbruch der Junggrammatiker um 1870«. In einer etwas späteren Grundsatzklärung lautet diese Entdeckung:

»Die Phonologie setzt der isolationistischen Methode der Junggrammatiker eine *integrale Methode* gegenüber; jedes phonologische Faktum wird als ein Teilganzes behandelt, das sich in Beziehung auf andere Teilganzes verschiedener höherer Ordnungen entfaltet. Das erste Prinzip der geschichtlichen Phonologie lautet entsprechend: *Jeder Wandel ist als eine Funktion des Systems zu behandeln, innerhalb dessen er statthat*. Ein Lautwandel kann nur erfaßt werden, indem man seine Rolle im System der Sprache aufklärt.« (1931: SW I 202 f).

Jakobson kommt nicht wie die Junggrammatiker von der

Sprachgeschichte zum Studium der Lautgesetze, sondern von den »zwei am stärksten intentionalen Sprachstrukturen« (1939b: SW I 316), der poetischen und der literarischen Sprache. Die funktionale Abstimmung der einzelnen Teile aufeinander, die auf ein geschlossenes Ganzes zielt, ist ihm von daher wohl vertraut. Das Teleologieprinzip erscheint bei ihm entsprechend nicht in einer metaphysischen Form wie in der aristotelischen Philosophie und auch nicht in der ökonomischen Form der Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts, sondern in einer rein logischen und phänomenologischen Fassung. Es ermöglicht, eine Reihe von Phänomenen nach ihren immanenten und systematischen Aspekten zu ordnen (*infra* 2.4.3.).

Die offensichtlichste Form einer systemorientierten Lautwandlung ist die Wiederherstellung des Gleichgewichts innerhalb eines Systems. Hat sich in einer Reihe  $p, t, k$  der erste Laut  $p$  in ein  $b$  verwandelt, so ist das Resultat die asymmetrische Reihe  $b, t, k$ . Um die alte Symmetrie von drei gleicherweise gestimmten Verschlusslauten wiederherzustellen, ohne den eingetretenen Prozeß rückgängig zu machen, bietet sich als einfachstes Mittel eine analoge Stimmverschiebung bei den verbleibenden stimmlosen Verschlusslauten an. Die Gleichförmigkeit erscheint dann in einer neuen Reihe  $b, d, g$  retabliert. Ist bereits eine derartige Reihe vorhanden, so kann das alte umfassendere System nur aufrechterhalten bleiben, wenn die alte Reihe  $b, d, g$  ihrerseits eine Mutation, z. B. eine Aspiration, erfährt.

Das Beispiel, das wir wegen seiner Einfachheit und weiten Vertrautheit wählten, stammt nicht von Jakobson, sondern von Sapir (1921: 182), der die Systemabhängigkeit der Lautverschiebungen unabhängig von Jakobson und ihm zuvor entdeckt hatte, wie sie der Idee nach, mit dem Beispiel des Schachspiels, auch schon bei Saussure (1916: 125 f) präsent ist. Aber Jakobson war doch der erste, der es nicht bei einem aperçuhaften Einfall und bei einzelnen Beispielen bewenden ließ, sondern ihn, den Einfall, zu einer systematischen Theorie auswertete (1931) und in einer detaillierten Monographie auf einen ganzen Sprachbereich applizierte (1929a), wodurch er allererst historisch wirksam wurde. Er war zudem auch der erste, der eine systemimmanente Erklärung für die vorübergehende Störung eines etablierten Gleichgewichts beibrachte. Retablierende Tendenzen können ja allererst zum Zuge kommen, wenn zuvor eine bestehende Harmonie zerstört worden ist.

Die offensive Rolle des Systems ist etwas weniger leicht verifizierbar als die defensive Rolle. Ausschlaggebend ist hier eine Grundbedingung für das Funktionieren der Sprache, die Verfügung über ein ausreichendes Arsenal von differenzierten Zeichen. Dies gilt gleichermaßen, wenn nicht noch spürbarer, wie für die Bezeichnung von Gegenständen für den stilistischen Ausdruck von Emotionen. Jakobson (1931: SW I 219) sieht vor allem in der aktiven Ausbeutung der phonetischen, d. h. an sich bedeutungslosen Varianten eines Lautsystems und in der gezielten oder nichtgezielten Vernachlässigung von phonologischen, d. h. bedeutungsdifferenzierenden Variationen in der affektiven Rede und in der poetischen Sprache einen ersten Schritt zur Modifikation des phonologischen Systems. Als ein Beispiel können wir die Übernahme von Fremdwörtern zitieren, sofern ihre Aussprache nicht gänzlich dem eigenen System unterworfen, sondern als Stilmittel aufrechterhalten wird, um z. B. das Fremde und Andersartige oder auch die Gebildetheit und Weltoffenheit des Sprechenden zu dokumentieren. Eine Sprache akzeptiert fremde Elemente jedoch nur soweit, als sie ihren eigenen Entwicklungstendenzen entsprechen. Der fremdsprachige Einfluß kann weder als notwendiger noch als genügender Grund der Wandlung angesehen werden, sondern nur als ein willkommener Anlaß, der für die inneren Bedürfnisse des Systems ausgenutzt wird. Die Bedürfnisse des Systems entscheiden über die Auswahl und die Richtung der »Ansteckung« durch eine andere Sprache (1938: SW I 239, 241).

»Die russische Sprache, sowie die übrigen slawischen Sprachen haben eine beträchtliche Anzahl fremder Worte mit dem Phonem *f* entlehnt. In den Fällen, in denen eine Tendenz bestand, das Lehnwort mit *f* gründlich zu russifizieren, wurde *f* durch *xv*, *x* oder *p* ersetzt. *f* war ein Signal der Fremdsprachigkeit und manchmal wurde es vom Volke in solche Lehnworte untergestellt, in denen es an und für sich keinen Platz haben sollte, z. B. *kufárka* statt *kuxárka* (Köchin) usw. Aber allmählich assimiliert sich der Teil der Worte, der *f* bewahrt hatte (*fonar'*, *lif*, *filin*, *Féd'a* usw.), mit den russischen einheimischen Worten und das russische Grundarchiphonem  $\begin{bmatrix} v, v' \\ f, f' \end{bmatrix}$  wird durch zwei neue Phoneme bereichert:  $\begin{bmatrix} v, v' \\ f, f' \end{bmatrix}$  (1931: 254; cf. SW I 209)

Dennoch bleibt in der Sprachentwicklung eine gewisse Indetermi-

nation. Sie betrifft die Richtung und die Geschwindigkeit der Entwicklung. In jedem Stadium stehen mehrere Möglichkeiten offen. Der Zeitpunkt der Mutation variiert von System zu System. Was die Entwicklung allein beschränkt, sind die Gesetze der Fundierung, denen die Lautsysteme ihre hierarchisch strukturierte Einheit verdanken, sowie gewisse weniger strikte, nur statistisch bestimmbare Trends, die einzelne Sprachen markieren.

Die Fundierungsgesetze haben die logische Form von Gesetzen der Implikation. Sie beziehen sich auf die Kompatibilität und Inkompatibilität sprachlicher Einheiten (cf. 1929a: SW I 22).

1. Wenn *a* existiert, dann existiert *b* auch.
2. Wenn *a* existiert, dann sind *b*, *c* und *d* möglich.<sup>11</sup>
3. Wenn *a* existiert, dann fehlt *b*.
4. Wenn *a* fehlt, dann fehlt *b* auch.

Diese Gesetze sind universal und panchronisch. Sie sind in allen Lautsystemen zu finden und fungieren zugleich als Gesetze des statischen Gleichgewichts der Sprachen wie als Determinanten ihres Aufbaus (in der Spracherwerbung beim Kind und, wie man logisch folgern muß, in der anfänglichen Genesis der Völkersprachen), ihres Umbaus (in der Entwicklung der Sprachen) und ihres Abbaus (bei aphasischen Störungen).

»Es kann in der Kindersprache keine *Differenzierung der gerundeten Vokale nach Öffnungsgrad* entstehen, solange der gleiche Gegensatz bei den ungerundeten Vokalen fehlt. Das Paar *u ~ o* kann also nicht dem Paar *i ~ e* vorangehen, und es gibt keine Kinder, die ein *o*-Phonem besitzen, ohne sich ein *e*-Phonem angeeignet zu haben; sehr oft wird dagegen *o* bedeutend später als *e* erworben. Dementsprechend enthält eine Anzahl von Völkersprachen ein *e*-Phonem, ohne ein *o*-Phonem zu kennen (. . .), aber kaum gibt es eine Sprache mit *o* ohne ein vorheriges *e*-Phonem.« (1941: SW I 365)

Die Indetermination beruht auf der vielseitigen Kompatibilität gewisser Spracherscheinungen. Aber auch in solchen prinzipiell offenen Fällen besitzen einzelne Linien der Entwicklung eine größere Wahrscheinlichkeit als andere. Die Sprachen haben ihre Entwicklungstendenzen. So fällt das Englische durch seine Tendenz zum Verlust der morphologischen Elemente auf. Bezüglich der zeitlichen Indetermination der Sprachentwicklung verweist Jakobson auf eine analoge Feststellung L. Tizsas in der Quantenmechanik.

»Die Quantenmechanik ist morphisch deterministisch. Die zeitlichen Prozesse, die Übergänge zwischen stationären Zuständen, folgen jedoch statistischen Gesetzen.« M. a. W., die strukturelle Linguistik gewinnt ebenso wie »die Quantenmechanik im morphischen Determinismus, was sie im zeitlichen Determinismus verliert.« (1953a: SW II 227)

Erfährt die Achse der Diachronie durch die beschriebene Indetermination nicht doch eine formale Abwertung gegenüber der Achse der Synchronie? Keineswegs. Der Indetermination der Evolution kann die Unschärfe der meisten Begriffe in statischer Hinsicht in etwa als Pendant gegenübergestellt werden. Für die Bezeichnung einer Ortschaft als Stadt und nicht als Dorf gibt es kein exaktes Kriterium. Eine Ortschaft wird nur juristisch mit dem 10.000sten Einwohner zu einer Stadt. Soziologisch hat sie vielleicht schon lange einen Stadtcharakter. Die strikte Determination eines Kriteriums zieht eine größere Willkür bei einem anderen Kriterium nach sich. Das Kriterium der Einwohnerzahl kann nur fixiert werden auf Kosten des Kriteriums der »umfassenden« Marktgelegenheit. Beide Kriterien sind im übrigen ebenfalls wiederum vage. Wer wird mit mehr Recht ein Einwohner genannt, derjenige, der werktags in der Stadt arbeitet und logiert und sonntags zu seinen Eltern aufs Land »heimfährt« oder derjenige, für den das Umgekehrte gilt? Und wie umfassend ist das umgangssprachliche »alles«, das man in einer Stadt konsumieren kann? Aber auch hier ist, was »fließend« erscheint, nicht einfach mit »beliebig« gleichzusetzen. Es bleibt »gebunden an eine Strukturtypik« (Husserl, 1931/1950: 88). Trotz zerfließender Grenze wird niemand »Stadt« und »Dorf« für synonyme, austauschbare Begriffe halten.

2.1.4. *Die geschichtliche und die dynamische Schlagseite der wichtigsten Strukturgesetze.* Die zweite Frage, die wir eingangs dieses Kapitels formulierten, hatte das Problem einer Affinität zwischen Strukturalismus und statischem Synchronismus zum Gegenstand. Eine Kritik, die auf den Verdacht einer solchen Affinität hinausläuft, übersieht zweierlei, die ausgeprägte geschichtliche und dynamische Schlagseite der beiden Hauptstrukturen sowie die offene, mehrfächrige Form der Synchronie bzw. der geschichtlichen Situation, die in Jakobsons linguistischen Arbeiten zur Ausarbeitung gelangen.

Die beiden wichtigsten Strukturen in Jakobsons Sprachsystem sind die hierarchische Stratifikation und die Opposition. Die hierarchische Stratifikation gründet in den eben angeführten Gesetzen der Fundierung. Eine Fundierung kann nach Husserls Formulierung (1913: 264 f), die Jakobson (1941: SW I 360) übernimmt, »a) eine gegenseitige, b) eine einseitige sein, je nachdem die bezügliche Gesetzmäßigkeit eine umkehrbare ist oder nicht«.

*Gegenseitige Fundierung:* wenn *a*, dann *b* und wenn *b*, dann *a*

*Einseitige Fundierung:* wenn *a*, dann *b*, jedoch nicht wenn *b* dann *a*

Die Gesetze der einseitigen Fundierung, an sich abstrakte logische Gesetze, laden bei ihrer Anwendung auf konkrete Phänomene geradezu zu einer geschichtlichen Interpretation ein:

wenn *a* auftritt, dann muß »zuvor« *b* aufgetreten sein

wenn *a* verschwindet, dann muß »zuvor« *b* verschwunden sein.

Angesichts der Gesetze der einseitigen Fundierung stellt sich nicht mehr die Frage, ob der Strukturalismus geschichtsoffen ist, sondern, ob er geschichtsgerecht ist, ob er mit seiner hierarchischen Stratifikation nicht einem längst zu Grabe getragenen Fortschrittsglauben das Wort spricht. Hier ist jedoch zu unterscheiden zwischen dem anfänglichen Aufbau eines Sprachsystems im Erwerben der Sprache beim einzelnen Kind sowie in der Genesis der ersten Sprachen der Menschheit und dem fortwährenden Umbau des Systems in der Evolution der verschiedenen Sprachen und Dialekte. Ein einseitiger Fortschritt ist naturgemäß in den ersten Stadien des Spracherwerbs beim Kinde festzustellen und logischerweise ebenfalls in den frühesten Stadien der Genesis der ersten Sprachen der Menschheit anzunehmen. Die Wandlung der uns geschichtlich bekannten Sprachen zeigt hingegen nicht mehr das Bild eines fortschreitenden Aufbaus, sondern das Bild eines andauernden Umbaus, bei dem sich Aufbau und Abbau ausgleichen (cf. 1931: SW I 215 ff). Die modernen Sprachen zeichnen sich gegenüber den alten Sprachen nicht durch einen höheren Stand des phonologischen oder des grammatischen Systems aus, sondern höchstens durch ein umfangreicheres Vokabular und eine stärker ausgebildete Phraseologie in abstrakten und technischen Feldern. Im Verhältnis der verschiedenen Sprachen zueinander macht sich Brøndals »Gesetz der Kompensation« bemerkbar (Jakobson, 1944: SW II 487). Sprachen, die in bezug auf eine Kategorie eine hohe und komplexe

Entwicklung zeitigen, bleiben in bezug auf andere Kategorien auf einer verhältnismäßig einfachen und niedrigen Stufe stehen. Die Opposition ist in strukturalistischer Sicht das eigentlich treibende Prinzip in methodologischer wie in objektiver Beziehung. Schon daher wäre eine ausschließliche Einstellung auf das Invariante als »schlechter Strukturalismus« zurückzuweisen. »Guter Strukturalismus« hat beides im Auge, Invarianz und Variation und thematisiert ihre Dialektik. Was in einem System als phonetische Variation ein und desselben Phonems auftritt, kann in einem anderen System selber als invariantes phonologisches Merkmal einer Reihe von Varianten erscheinen. So sind im Englischen das helle und das dunkle *l* zwei Varianten ein und desselben Phonems, während sie im Polnischen als zwei oppositionale Phoneme fungieren.) Was bei zwei koexistenten Systemen anzutreffen ist, kann auch bei aufeinanderfolgenden Stadien ein und desselben Systems gefunden werden. Zwei phonetische Varianten eines Phonems können zu zwei phonologischen Invarianten werden (z. B. *k* und *c* im Lettischen; 1931: SW I 208), und zwei phonologische Invarianten können zu phonetischen Varianten eines einzigen Phonems werden (z. B. *ʒ* und *z* im Japanischen; *ibid.* 206).

Die Gegensatzbildung als systemwandelnden Faktor in der Phonologie haben wir bereits berührt. Jakobson hat ihre geschichtemachende Wirkung vor allem bezüglich der Poesie thematisiert. Die Poesie, die ihrer Intention nach das sprachliche Medium als solches bewußt macht, treibt die Sprache dazu, den Automatismus und die Unwahrnehmbarkeit einzelner Strukturen durch die Verschärfung und die systematische Auswertung sich einstellender Differenzen zu überwinden, was, wie gesagt, »bis zu Verschiebungen im phonologischen Bau« (1931: SW I 219) geht. Um ein unbemerktes Verfahren der Sprache zum Bewußtsein zu bringen, plazierte es der Dichter an die Stelle des wohlvertrauten Vorgehens der vorhandenen poetischen Tradition oder der praktischen Sprache des Alltags. »Erst auf dem Hintergrund des Bekannten kann das Unbekannte erfaßt werden und überraschen« (1921a: 63). Die Emanzipation des Zeichens von seiner Beziehung zum Gegenstand, die in der futuristischen Dichtung betrieben wird, ist eine Reaktion auf den Objektfetischismus des vorangehenden Naturalismus. In gleicher Weise ist der metonymische Stil Pasternaks als eine Abhebung von der metaphorischen Struktur der Poesie Majakovskijs zu verstehen (1935a: 262 ff).

Im Anschluß an Baudouin de Courtenay (cf. Jakobson, 1960a: SW II 421) und Saussure (1916: 281) insistiert Jakobson auf dem unablässigen Wettstreit zwischen zentripetalen und zentrifugalen Kräften in der Sprache. Die Tendenz zur Divergenz und Variation, getragen von einer partikularistischen Einstellung, die Saussure von ihrer extremen Form her als *esprit de clocher* und Jakobson als *parochialism* (und ›Kantönliggeist‹) bezeichnet, führt zur Ausbildung von territorialen und sozialen Dialekten sowie zu individualistischen Kreationen in der Literatur. Die Tendenz zur Konvergenz und Invarianz wird getragen von der Intention zur intersubjektiven Verständigung, die zur Vereinheitlichung bzw. Verallgemeinerung des Kodes verpflichtet.

2.1.5. *Die offene Form der Situation.* Wir haben Jakobsons aufgefächerten Synchroniebegriff bereits Saussures verengtem Begriff gegenübergestellt. Wir konfrontieren ihn nun noch mit dem Begriff der Situation in der Existenzphilosophie. Von seiten der Existenzphilosophie kam der vehementeste Angriff auf den angeblich geschichtsfeindlichen Strukturalismus. Standen sich bei Saussures und Jakobsons Konzeption der Diachronie destruktiver Zufall und Systembestimmtheit gegenüber, so löst bei dieser Konfrontation die schöpferische Freiheit den destruktiven Zufall als Widerpart der Systembedingtheit ab. Die Untersuchung wird ergeben, daß Jakobsons Konzeption der Situation dem geschichtlichen Wandel und dem historischen Verständnis eines solchen Wandels ein adäquateres Fundament beizubringen vermag als der egozentrische Situationsbegriff der Existenzphilosophie.

Für die Existenzphilosophie sind Freiheit und Situation korrelative Begriffe. »Es gibt Freiheit nur in der Situation und es gibt Situation nur durch Freiheit« (Sartre, 1943: 569). Die Analyse der Quellentexte und die Verfolgung der Richtung, welche die historischen und literarischen Wissenschaften unter dem Einfluß der Existenzphilosophie eingeschlagen haben, legen den Verdacht nahe, daß die Situation der dominierende Partner bleibt. Die Freiheit hat primär die Funktion und reicht gerade dazu aus, daß ich meine geschichtliche Situierung als solche selbst vollziehe und nicht wie ein Stein im Flußbett der Zeit abgelagert werde. Ein Blick auf die Spitze des Berges, mit dem ich meinen Standort transzendiere, ermöglicht mir, mich an eben diesem Standort, noch weit entfernt von der Spitze, zu situieren. Die Freiheit wird

eingeschränkt durch meine jeweilige Situation. Eine andere Situation vermag ich bloß in der Perspektive meines Blickpunktes zu sehen. Daß ich den Blick eines anderen, von einem anderen Standort aus, auf mich als Entfremdung erfahre (Sartre, 1943: 608 ff), liegt auf der Linie dieser Konzeption.

Aufschlußreich ist die Entwicklung, die die Hermeneutik unter der Leitung der Existenzphilosophie genommen hat. Das Anliegen der Hermeneutik Schleiermachers war die historisch getreue Wiedergabe eines alten Textes. Bei ihren existenzphilosophischen Vertretern geht es letztlich nur mehr um das eigene Selbstverständnis mit Hilfe der alten Texte, um die Bestätigung und Ausgestaltung der eigenen, zu einer transzendentalen Notwendigkeit und »Nichthintergebarkeit« idealisierten Vorurteile, die meine Weltanschauung leiten. Danach ist es eine Illusion und ein falsch gestelltes Problem, die Motive einer Jeanne d'Arc historisch rekonstruieren zu wollen. Mit narzißtischer Freude wird festgestellt, daß sich die eigene Situation in einer historischen oder mythologischen Figur immer wieder neu spiegelt. Je nach meiner Situation erscheint mir Jeanne vorgestern als Mystikerin, gestern als Vorkämpferin des Liberalismus, heute als Sozialrevolutionärin und morgen wiederum als Naturkind. Es geht nicht darum, die eigene Situation zu überwinden, sondern sich wohllich darin einzunisten. »Das Entscheidende ist nicht, aus dem Zirkel heraus-, sondern in ihn nach der rechten Weise hineinzukommen« (Heidegger, 1927: 153).

Der existenzphilosophische Situationsbegriff bleibt, ähnlich wie derjenige Saussures, der klassischen, perspektivistischen Wahrnehmungstheorie verhaftet. Nach Saussure (1916: 117) wäre es »absurd, das Panorama der Alpen zu zeichnen, indem man es von mehreren Gipfeln des Jura aus gleichzeitig aufnimmt; ein Panorama muß von einem einzigen Punkt aus aufgenommen werden«. Jakobson kommt von einer ganz anderen Wahrnehmungskonzeption her, von derjenigen des Kubismus.

»Im 19. Jahrhundert . . . ist der Maler der Sklave der Routine, er ignoriert bewußt die alltägliche und die wissenschaftliche Erfahrung. . . . Als ob wir den Gegenstand allein von einer Seite her kännten, allein von einem Gesichtspunkt aus, als ob wir, wenn wir das Gesicht sehen, vergäßen, daß der Nacken auch da ist, als wäre der Nacken die andere Seite des Mondes, unbekannt und unsichtbar. Genau wie in den alten Romanen,

in denen uns die Ereignisse nur in dem Ausmaße enthüllt werden, in dem der Held sie zur Kenntnis nimmt. Die alte Malerei kannte wohl Versuche, den Blickpunkt auf den Gegenstand zu verdoppeln, gerechtfertigt durch die Widerspiegelung der Landschaft oder des Körpers im Wasser oder in einem Spiegel. . . . Jedoch erst der Kubismus hat den Pluralismus der Gesichtspunkte kanonisiert.« (1919: 25)

Eine geschichtliche Situation fällt bei Jakobson nie mit einem einzelnen, »nithintergehbaren«, uniperspektivischen Blickpunkt zusammen, auf den man bei jedem Versuch, sich loszureißen, wiederum zurückfällt. Was das einzelne Subjekt vorfindet, ist eine offene Bühne, auf der es verschiedene Plätze einnehmen kann. In jeder Phase der Geschichte gibt es mindestens zwei Möglichkeiten, nämlich sich als Konservativen oder als Progressisten aufzuführen (1953b: SW II 562; 1956a: SW I 502).

»Jeder Sprachkode ist konvertibel und enthält notwendigerweise eine Reihe verschiedener Unterkodes oder – in anderen Worten – funktionaler Spielarten der Sprache. Jede Sprachgemeinschaft verfügt über a) mehr oder weniger explizite bzw. elliptische Sprachmuster, bei denen es eine systematische Übergangsskala von maximaler Ausführlichkeit bis zu extremer Ellipse gibt, b) die Möglichkeit, in Abhängigkeit vom Zweck zwischen archaischeren Ausdrucksweisen und neumodischen Prägungen zu wählen, c) einen deutlichen Unterschied zwischen den Regeln einer zeremoniellen, formellen und einer informellen, nachlässigen Sprechweise.« (1973b: 38)

Die Sprache ist nicht monolithisch. Der Kode, über den ein Mensch zur intersubjektiven Verständigung verfügt, ist ein »konvertibler Kode«, <sup>12</sup>ein Transformationssystem, mittels dessen eine Botschaft von einem Subkode in einen anderen Subkode, von einem Zeichensystem in ein anderes Zeichensystem übersetzt werden kann.

Zu einem Gespräch gehört das sog. *code-switching* als eine immanente Möglichkeit. Ohne Übersetzbarkeit wäre eine intersubjektive Kommunikation gar nicht möglich. Der Bilinguismus ist kein Ausnahmefall, sondern nur ein besonders deutliches Beispiel eines allgemeinen Befundes, das daher als Modell dienen kann.

»Jedermann versucht, wenn er mit einer neuen Person ins Gespräch kommt, absichtlich oder unwillkürlich, ein gemeinsames Vokabular abzustecken: entweder um zu gefallen oder

einfach um zu verstehen oder schließlich nur um ihn loszuwerden, gebraucht er die Ausdrücke seines Adressanten.« (1953b: SW II 559)

Ja, ohne intralinguale Umgestaltung, d. h. auch ohne Blickpunktwechsel, könnte ein Kind seine Sprache überhaupt nicht lernen. Wie einem Erwachsenen Neologismen und neue Redewendungen durch Übersetzungen in sein bekanntes Vokabular und durch Umschreibungen beigebracht werden, genauso eignet sich ein Kind sein Lexikon und seine Grammatik durch Abgrenzungen in bezug auf die Sprache an, die es bereits beherrscht. Es liebt es sogar, sich selber seine Fortschritte in wiederholten Wortspielen verständlich zu machen.

»Eine typische Eigenheit der Kindersprache ist eine innige Verflechtung von zwei Funktionen, der metasprachlichen und der poetischen, die in der Erwachsenensprache gänzlich getrennt sind. Obwohl die Schlüsselrolle, die beim Erlernen der Sprache dem Erwerb der Metasprache zukommt, wohlbekannt ist, kommt die metasprachliche Beschäftigung des einschlummernenden Kindes mit der Sprache als eine große Überraschung. Sie zeigt uns die Wege, auf denen die Sprache schrittweise gemeistert wird. Manche der wiedergegebenen Stellen zeigen eine frappierende Ähnlichkeit mit den grammatischen und lexikalischen Übungen in Textbüchern zum Selbstunterricht in fremden Sprachen: ›Welche Farbe – Welche Farbe Decke – Welche Farbe Lappen – Welche Farbe Glas . . . Nicht die gelbe Decke – Die weiße . . . Es ist nicht schwarz – Es ist gelb . . . Nicht gelb – Rot . . .« (1962c: SW II 286)

Ein Kind lernt eine Sprache nicht nur, indem es die Regeln lernt, zu welcher außersprachlichen Situation es sprachliche Elemente gebrauchen kann. Es lernt auch, welche Grundformen sich in welche höherstufigen und komplexeren Formen überführen lassen. Es lernt, eine Aussage mit anderen Worten zu umschreiben. Es muß wissen, zu welchem Kontext es welche sprachlichen Elemente verwenden kann und welche nicht. Die kontextuelle Verwendung gibt Aufschluß über den Wert, die Bedeutungs-grenzen eines Zeichens.

»Nehmen Sie an, ich wolle einem einsprachigen Indianer erklären, was *Chesterfield* ist, und zeige entsprechend auf ein Päckchen Zigaretten. Was kann der Indianer daraus schließen? Er weiß nicht, ob ich dieses Päckchen im besondern oder ein

Päckchen im allgemeinen meine, eine Zigarette oder viele, eine gewisse Sorte oder Zigaretten allgemein oder, noch allgemeiner, etwas zum Rauchen oder, universal, eine angenehme Sache. Darüber hinaus weiß er nicht, ob ich ihm die Zigaretten einfachhin zeige, gebe, verkaufe oder verbiete. Er wird nur darauf kommen, was *Chesterfield* ist oder was nicht, wenn er eine Reihe anderer sprachlicher Zeichen meistert, die als *Interpretans* des zur Diskussion stehenden Zeichens dienen.« (1953b: SW II 566 f)

Die eigentliche Revolution im Erlernen der Sprache erfolgt, wenn das Kind über das Stadium des *holophrastic speech*, der aus einem einzigen Wort bestehenden Äußerungen, hinausgelangt. Die Ein-Wort-Äußerungen des Kleinkindes haben, wenn es sich um ein Nomen handelt, eine vokative, und wenn es ein Verbum ist, eine imperative Bedeutung. In beiden Fällen beziehen sie sich auf eine bestimmte gegebene oder erwünschte Situation. Sobald das Kind eine dirhemische Konstruktion, bestehend aus einem Subjekt und einem Prädikat, zu bilden vermag, gelingt es ihm auch, sich von seinem jeweiligen *hic et nunc* zu befreien. Das Kind wird sich bewußt, daß es dem gleichen Subjekt verschiedene Aktivitäten und verschiedenen Subjekten die gleiche Aktivität zuordnen kann. Und es fängt an, mit dieser Möglichkeit der Kontextvariation zu spielen. Kinder lieben nachweislich unwahre und unsinnige Satzbildungen wie ›Hund miau‹. Offensichtlich sind sie sich des Wahrheitswertes solcher Formulierungen wohl bewußt. Sie protestieren, wenn Erwachsene sich tolerant geben wollen und ihre Konstruktionen übernehmen. Dieses Stadium der Sprachentwicklung fällt in die Zeit, wenn das Kind entdeckt, daß es Dinge aufbrechen und damit neue Aspekte von ihnen gewinnen kann. Mit diesem aktiven Vorgehen, das zugleich destruktiv und kreativ sein kann, sprengt das Kind die engen Fesseln seiner jeweiligen Situation. Es lernt von Dingen Aussagen zu machen, die nur von einem anderen, zeitlich oder räumlich divergierenden oder gar nur von einem fiktiven Standpunkt aus zutreffend sind (1973d: 68ff; 1974c).

Bezeichnend für die unterschiedliche Konzeption der geschichtlichen Situation ist die Wahl der Begriffe. Die Existenzphilosophie wählte für eine andersartige Sicht als die eigene, vertraute, den negativen Begriff der Entfremdung (russ. *otčuzdenie*). Der russische Formalismus führte dafür den positiven der Verfrem-

dung (russ. *ostranenie*) ein. Für Sartre (1943: 608) ist die Entfremdung nicht etwas, das ich in meiner Situation antreffe und mit dem ich sie entsprechend umgestalten kann, sondern etwas, das mir von außen her, von den anderen her, zustößt und das sich meiner Verfügung entzieht. Für die russischen Formalisten ist die Verfremdung dagegen eine Verfahrensmöglichkeit, die unserem jeweiligen Sprachsystem immanent ist. Wie das Kind gebraucht der Dichter diese Möglichkeit destruktiv und konstruktiv, auf allen Ebenen der Sprache. Jakobson (1921a: 63, 107) zitiert Mallarmé, der nach eigener Aussage dem Bourgeois Wörter vorlegt, die dieser täglich in seiner Zeitung liest, jedoch verblüffend zusammengestellt, und Chlebnikov, der die Anfangskonsonanten von Wörtern auswechselt und ihre Bedeutung dadurch verunsichert. Diese Kontextvariation ebenso wie die Überschiebung von kontrastierenden Situationen, wie sie hauptsächlich von Brecht unter dem von den Formalisten übernommenen Begriff gehandhabt wird – Regieanweisung: Brutus soll Cäsar als Tyrannen verfluchen und gleichzeitig einen Sklaven mißhandeln! –, wird nicht als eine Einengung, sondern als eine Bereicherung, als eine Erschließung von neuen Perspektiven gewertet. Während die neuere Hermeneutik seit Dilthey und Heidegger das Verstehen, die subjektive Aneignung, zum zentralen Begriff erhebt, rückt der Strukturalismus den Begriff der Übersetzung der alten Hermeneutik (*hermēneuein* = übersetzen) wiederum in den Vordergrund. Die Ausrichtung ist jedoch auch hier verschieden. Richtschnur der alten Hermeneutik ist der geschichtliche Text in seinem ursprünglichen Kontext, von dem her er aufgeklärt werden soll. Richtschnur der neueren Hermeneutik ist der eigene subjektive Horizont des Interpreten, von dem her der alte Text verstanden werden soll. Richtschnur des Strukturalismus sind die objektiven Möglichkeiten des Sprachsystems. Die Übersetzung in einen anderen Kontext bzw. schon das Explizit machen einer elliptischen Rede soll die vielfältigen tatsächlichen und möglichen Beziehungen der Objekte, von denen gesprochen wird, sichtbar machen. Der Grundzug des sprachlichen Zeichens ist nach der These von Ch. S. Peirce, die von Jakobson (1962b, SW II 275) aufgegriffen wird, seine Übersetzbarkeit. Jedes Zeichen ist prinzipiell ersetzbar durch ein anderes Zeichen. Jedes Zeichen ist übersetzbar in ein anderes Bezugssystem, das, wenn nicht verbalisiert, so doch zumindest verbalisierbar ist. Mit spe-

ziellen Filtern dreht man in der Filmindustrie Nachtszenen bei Tageslicht. Die englischen Cineasten nennen dieses Verfahren *Day for night*, die französischen *nuit américaine*. Um es zu identifizieren, gibt es noch eine Unmenge weiterer Möglichkeiten. Das schlagendste Beispiel für das Gesagte ist Jakobsons eigene Interpretation dieser Sachlage. In der klassischen Zeichenlehre, wie sie von den Stoikern entwickelt worden war, erscheint das *signans* als *perceptibile* und das *signatum* als *intelligibile*. Jakobson übersetzt nun ›intelligibel‹ mit ›übersetzbar‹ in sein eigenes strukturalistisches Beziehungssystem (1965b: SW II 345; cf. 1959a: SW II 260ff). Mit der Kategorie des Übersetzens gelingt es ihm, die subjektive, weniger leicht faßliche Kategorie des Verstehens in einen objektiven, ›handfesten‹ Griff zu bekommen. Der Strukturalismus interessiert sich, wie überall, so auch bei der Übersetzung, zugleich für das, was bleibt, das Invariante, und für das, was sich ändert, das Variante (1959a: SW II 262). Wie die Verfremdung so wird dabei auch die Variation in den verschiedenen, intra- wie interlingualen Übersetzungen nicht primär als ein Verrat (*traduttore – traditore*), sondern vor allem als eine neue Verständnismöglichkeit angesehen. In diesem Sinn versteht Jakobson auch den Gebrauch von Tropen und Figuren in der Poesie.

»Das Wesen der dichterischen Tropen liegt nicht nur in der Buchung der vielfachen Beziehungen zwischen den Dingen, sondern auch in der Verschiebung der geläufigen Beziehungen. Je gespannter die Rolle der Metapher in der gegebenen dichterischen Struktur ist, desto entschiedener werden die überlieferten Einteilungen eingestürzt, die Dinge werden neu angeordnet, auf Grund neu eingeführter Gattungszeichen.« (1935a: 366f)

Der dritte bezeichnende Begriff der Existenzphilosophie ist der Begriff der Welt. Ihn gebraucht sie nicht so sehr im klassischen philosophischen Sinn für die Gesamtheit der Erscheinungen, als vielmehr in seiner umgangssprachlichen Verwendung, in der er den persönlichen Horizont einer Person oder einer Klasse bezeichnet, wie er in den Ausdrücken ›meine Welt‹, ›die Welt des Franzosen‹, ›die Welt des Arbeiters‹, ›die Berufswelt‹ etc. erscheint. Diese Einschränkung ist für die subjektive, egozentrische Einstellung der Existenzphilosophie symptomatisch. Dagegen steht im Strukturalismus von Anfang an, von seinem kultu-

rellen wie von seinem theoretischen Hintergrund her, die unterschiedene Kampfansage an jegliche private wie politische Form des Egozentrismus. Die osteuropäischen Strukturalisten interpretieren Husserls Antipsychologismus als Ablehnung der Individualpsychologie und als Forderung der soziologischen, intersubjektiven Thematisierung der kulturellen Phänomene (Jakobson, 1929a: SW I 21). In einem Pamphlet *Europa und die Menschheit* attackierte N. S. Trubetzkoy (1920) den kulturellen Chauvinismus des romanogermanischen Abendlandes; der die europäische Kultur mit der Kultur der Menschheit gleichsetzt. Gewöhnlich wird der europäische Ethnozentrismus vom Absolutheitsanspruch der biblischen Religionen her erklärt. Trubetzkoy sieht eine andere geschichtliche Genesis. Im römischen Reich verstand man unter der »ganzen Welt«, dem *orbis terrarum*, die Länder und Völker des Mittelmeerbeckens, die im ständigen Verkehr miteinander eine Reihe von gemeinsamen Kulturwerten ausgebildet hatten. Der sog. Kosmopolitismus der europäischen Neuzeit beschränkte sich auf die Übernahme der Kulturwerte des griechisch-römischen *orbis terrarum*. Sartre (1966: 88) nannte den Strukturalismus »den letzten Damm, den die Bourgeoisie noch gegen Marx erstellen kann«. Wenn man es liebt, im gleichen Stile zu argumentieren, dann mag man aus der Sicht des osteuropäischen Strukturalismus die extrem egozentrisch eingestellte Existenzphilosophie die letzte Blüte des »romanogermanischen Chauvinismus« heißen.

## 2.2. Objekt und Subjekt

2.2.1. *Jakobsons Strukturalismus als ein »Husserlianismus«*. In einer Diskussion mit Lévi-Strauss (1963: 633) schlug P. Ricœur für den Strukturalismus die Etikette »Kantismus ohne transzendentes Subjekt« vor.<sup>13</sup> Insbesondere von phänomenologischer Seite wird dem Strukturalismus vorgehalten, daß das Subjekt einem unpersönlichen, sich selbst regulierenden System geopfert wird. Das Subjekt, das von der neuzeitlichen Philosophie als schöpferischer Quellpunkt von Form und Sinn der Welt ins Zentrum gerückt worden ist, werde verdrängt von einem »absoluten Formalismus«, für den es nur noch Objekte und interobjektive Beziehungen gibt. Sollte diese Kritik zutreffend sein, wäre sie als sehr schwerwiegend zu betrachten. Sie richtet sich an eine wis-

senschaftliche Strömung, die ihr Modell in der Sprache sieht, einem Prozeß also, in den normalerweise nicht nur ein, sondern mindestens zwei Subjekte eingespannt sind. Die Ausschaltung des subjektiven Pols in einem solchen Zusammenhang müßte von vornherein jedermann skeptisch stimmen.

Ein näheres Hinsehen bringt aber auch hier an den Tag, daß der Kritik auf der Seite der Kritisierten nicht ein Mangel entspricht, sondern vielmehr eine komplexere Behandlung und Formulierung des Problems. Das Subjekt erscheint im Strukturalismus Jakobsonscher Provenienz in einer dreifachen Gestalt, 1. als Beobachter, der selber ein Teil seiner Beobachtung ist, 2. als intersubjektiver und 3. als unbewußter Produzent und Rezipient der sprachlichen Botschaft. Statt als ein »Kantismus«, d. h. als eine Philosophie, die es auf die apriorischen und universalen Formen und Gesetze ihrer Gegenstände abgesehen hat, »ohne transzendentes Subjekt« erweist sich Jakobsons Strukturalismus vielmehr als ein Kantismus mit einem differenzierteren Subjektbegriff. Das Subjekt wird um die Dimensionen der Intersubjektivität und des Unbewußten erweitert. Foucaults »Tod des Subjekts« ist kein Jakobsonisches Motto. Näher kommt ihm Lacans Formel von der »Dezentrierung des Ich«. Die Entthronung des Ich erfolgt bei Jakobson ebenso sehr zugunsten der Intersubjektivität wie zugunsten des Unbewußten. Auffallend häufig finden sich bei Jakobson, wie bei Trubetzkoy, Polemiken gegen jede politische, kulturelle oder wissenschaftliche Form von Egozentrismus. Diese Polemik hat ihre Wurzeln in einer russischen ideologischen Tradition (Jakobson, 1939c: SW II 505). Eine der »Thesen« des *Cercle linguistique de Prague* von 1929 (20) lautet:

*»Der Forscher hat den Egozentrismus zu vermeiden, d. h. die Analyse und die Bewertung der poetischen Fakten der Vergangenheit oder anderer Völker vom Gesichtspunkt seiner eigenen poetischen Gewohnheiten und von demjenigen der künstlerischen Normen, die für seine Ausbildung wegleitend waren. Im übrigen kann ein künstlerisches Faktum der Vergangenheit als aktiver Faktor in einem anderen Milieu überleben oder wieder auferstehen, es kann ein integraler Bestandteil eines neuen Systems von künstlerischen Werten werden, aber gleichzeitig, natürlich, ändert sich seine Funktion, und das Faktum selbst macht eine entsprechende Wandlung durch. Die Geschichte der Dichtung darf dieses Faktum unter seinem gewandelten Aspekt*

nicht in die Vergangenheit zurückprojizieren, sie soll es vielmehr in seiner ursprünglichen Funktion wiederherstellen, im Rahmen des Systems, innerhalb dessen es geboren worden ist.« Die neukantische Philosophie, die das transzendente Subjekt um die gleichen Dimensionen bereichert hat, ist die Husserlsche. Husserls Weg der Bewußtseinsanalyse führt von der Apperzeptionsproblematik über eine extrem egologische Polarisierung zur Miteinbeziehung von intersubjektiven und unbewußten Formen der Konstitution in die transzendente Problematik. Von der egozentrischen Polarisierung in der mittleren Phase von Husserls Philosophie abgesehen, deckt sich Jakobsons Thematisierung der Subjektbezogenheit von Sprache und Literatur mit den Schwerpunkten der Husserlschen Bewußtseinsanalyse. Unsere These lautet daher, daß Jakobsons Strukturalismus in der Frage des Subjektbezuges als ein Husserlianismus zu bezeichnen ist. Wir distanzieren uns mit dieser These von der phänomenologischen Rezeption des Strukturalismus in den sechziger Jahren und schließen uns der weit freundlicheren der dreißiger Jahre an. Anders als Ricœur, der im Strukturalismus einen antireflexiven, antiidealistischen und antiphänomenologischen Intellektualismus aufkommen fürchtet,<sup>14</sup> glaubten die phänomenologischen Interpreten und Rezensenten der dreißiger Jahre (Pos, 1939a und b, cf. Jakobson, 1973b: 13f; Gurwitsch, 1935: 431f) vielmehr, eine Konvergenz von Phänomenologie und Strukturalismus feststellen zu können. Während Pos und Gurwitsch diese Konvergenz vorab in der Thematisierung des doppelten Zugangs zur Sprache über die Beobachtung von außen und über die innere und direkte Erfahrung als Teilnehmer sahen, stützen wir unsere These auch auf die Thematisierung der intersubjektiven und der unbewußten Aspekte der sprachlichen Kreation.

Die historischen Verhältnisse stellen sich, wie folgt, dar. Bei der These vom Subjekt als einem integralen Teil der alltäglichen Erfahrung und der wissenschaftlichen Beobachtung ist Jakobson unmittelbar von Husserls Apperzeptionslehre inspiriert. Husserl (1913: 381) kritisiert die alte sensualistische Apperzeptionslehre, die die Auffassung auf einen Zufluß von zusätzlichen Empfindungen zu vorhandenen Empfindungen reduziert. Die Auffassung muß akhaft definiert werden, als spezifische Deutung des vorliegenden sinnlichen Materials. Ähnlich wendet sich Jakobson (1914: SW I 350) gegen den Versuch, die Wahrnehmung der Sprachlaute auf

bestimmte elementare Hörempfindungen zurückzuführen. Maßgebend für die sprachliche Wahrnehmung ist nicht die Besonderheit der Laute, die sie von ›gewöhnlichen‹ Geräuschen unterscheidet, sondern allein die ›subjektive‹ Verarbeitung des sinnlichen Rohmaterials zu sprachlichen Werten, ihre Klassifikation<sup>15</sup> im Hinblick auf das jeweilige Sprachsystem.

Die Thematik der Intersubjektivität ist nur teilweise und mittelbar von Husserl beeinflusst, über die bereits erwähnte Interpretation von Husserls ›Antipsychologismus‹ als eine Zurückweisung der individualpsychologischen zugunsten einer soziologischen Erklärung. Jakobson hatte dann allerdings 1935 anlässlich von Husserls Besuch in Prag die Gelegenheit, mit dem Philosophen persönlich die intersubjektive Seite der Sprache zu diskutieren. In der Frage der unbewußten und der unwillkürlichen Konstitution schließlich ist eine bloße Konvergenz festzustellen. Husserls Manuskripte zu dieser Form der Kreation, die er zugleich unter dem dunklen und mißverständlichen Titel »passive Genesis« und unter der prägnanten Formel »Konstitution ohne Ichbeteiligung« abgefaßt hat, wurden erst in den letzten Jahren vermehrt publiziert und im Vergleich mit dem psychoanalytischen Begriff des Unbewußten zur Diskussion gebracht (Holenstein, 1972: 192ff, 327ff).

*2.2.2 Der Beobachter als ein Teil seiner Beobachtung.* Als Jakobson um 1915/16 als junger Student an der Moskauer Universität am bereits erwähnten Seminar über Koffkas *Analyse der Vorstellungen* (1912) teilnahm, wurde ihm die Behandlung der Apperzeption bei H. Steinthal (cf. 1871: 166ff) und bei E. Husserl (cf. 1913: 74ff, 381ff) übertragen. Das Ausgangsproblem der Apperzeptionstheorie ist die Feststellung, daß allem Anschein nach gleiche Gegenstände verschieden aufgefaßt werden können. Die gleichen Figuren – Husserls bevorzugtes Beispiel –, die wir zuerst für Arabesken halten, erfassen wir plötzlich als Schriftzeichen. Die Schlußfolgerung der Apperzeptionslehre ist, daß eine rein objektive Untersuchung eine Illusion ist. Das Objektstudium ist zu koppeln mit der methodologischen Reflexion auf die Einstellung, den Blickpunkt oder die Auffassungsweise des Subjekts. Eine subjektive Einstellung ist aber prinzipiell wandelbar, auswechselbar gegen eine andere Einstellung. Für den gleichen Gegenstand gibt es mehr als einen Zugang und mehr als eine Theorie.

Die subjektive Problematik findet sich in der strukturalistischen

Literatur auch unabhängig von Husserl formuliert. Gleich zu Beginn von Saussures *Cours* (1916: 23) heißt es: »Es ist der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft.« Bei Jakobson ist jedoch der Husserlsche Einfluß unübersehbar. Er meidet jedoch den etwas antiquierten Ausdruck ›Apperzeption‹ und gebraucht an seiner Stelle die Husserlschen Synonyme ›Einstellung‹ und ›Meinung‹. Später, vor allem seit der Freundschaft und der Zusammenarbeit mit Niels Bohr, ersetzt mehr und mehr die Formel der Quantenphysik von der Untrennbarkeit von Beobachter und Objekt die phänomenologische Terminologie.

Die Bedeutung der subjektiven Einstellung für die formale Konstitution eines Objektes ist besonders manifest in den beiden von Jakobson (zusammen mit der Morphologie) am eingehendsten bearbeiteten Disziplinen, der Poetik und der Phonologie.

2.2.2.1. *Die Einstellung in der Poesie.* Von den verschiedenen Faktoren, aus denen sich eine Sprachsituation zusammensetzt, tritt in der Poesie einer in den Brennpunkt der Wahrnehmung, das sprachliche Medium oder die Mitteilung als solche:

Wenn in der emotionalen Sprache »der Affekt der verbalen Masse seine Gesetze diktiert, . . . so richtet sich die Poesie, die nichts anderes als eine Äußerung mit Einstellung<sup>16</sup> auf den Ausdruck ist, sozusagen nach immanenten Gesetzen; die kommunikative Funktion, die sowohl der praktischen als auch der emotionalen Sprache zukommt, wird hier auf ein Minimum reduziert. In bezug auf den Gegenstand der Aussage ist die Poesie indifferent, wie umgekehrt . . . die Gebrauchsprosa, genauer die sachliche Prosa, in bezug etwa auf den Rhythmus indifferent ist.« (1921a: 31)

»Die *Einstellung*<sup>17</sup> auf die *Mitteilung* als solche, die Zentrierung auf die Mitteilung um ihrer selbst willen, ist die *poetische* Funktion der Sprache.« (1960b: 356)

Nirgends könnte Jakobsons Mitberücksichtigung der transzendentalen, d. h. der subjektorientierten Fragestellung unmißverständlich zur Abhebung kommen als bei der Behandlung des Realismus, der sich selber als Absage an eine subjektive Sicht der Dinge zugunsten eines rein objektorientierten Vorgehens versteht. Nach Jakobson (1921b) liegt hier eine Selbsttäuschung vor. Was als realistisch eingeschätzt wird, hängt vom Standpunkt des Urteilenden ab, der in der Regel seine eigene Sicht für die wahrheitsgetreuste hält. Einem Avantgardisten sagen die gängi-

gen Formen zu wenig aus. Sie bringen Aspekte der Wirklichkeit, die er für wesentlich hält, nicht zur Geltung. Er weicht daher von den etablierten Kanones der künstlerischen Gestaltung ab und proklamiert seine Abweichung als Annäherung an die Realität. Das trifft nicht nur für die Kunstströmung des 19. Jahrhunderts zu, die den Realismus ausdrücklich zu ihrem Losungswort gewählt hat. Das trifft nicht weniger für Kunstrichtungen wie den Symbolismus, den Futurismus und den Expressionismus zu, die sich, gemessen mit den Kriterien des Realismus, wie er in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als solcher kanonisiert worden war, höchst unrealistisch ausnehmen. Da der Titel »Realismus« bereits besetzt war, gaben sich die Vertreter dieser neueren Strömung als Realisten in einem »höheren« oder »wahreren« Sinn des Wortes aus. Dem Revolutionär stellt sich der Konservative entgegen, der in neuen Kunstformen seine Sicht der Welt nicht gewahrt findet und daher die Deformation der bestehenden künstlerischen Gewohnheiten als Verzerrung der Realität ablehnt.

2.2.2.2. *Die Einstellung in der Phonologie.* Die subjektive Bedingtheit der Phonologie ist nicht weniger augenfällig. In der Entwicklung der Phonologie fand ein zweifacher Wechsel der Einstellung statt. Der erste betrifft die Wendung von der Artikulation der Laute, die in der traditionellen Sprachwissenschaft im Mittelpunkt des Interesses stand, zur auditiven Perzeption.

»Wie anstelle der Fragen bezüglich der Produktion der Laute Fragen bezüglich der Tendenzen und der Ziele der phonologischen Phänomene treten, so hat, in der Rolle der Interpretation des äußeren, materiellen Aspekts dieser Phänomene, die Physiologie der Sprachlaute den ersten Platz mehr und mehr der Akustik zu überlassen, denn es ist gerade das akustische Bild und nicht das motorische Bild, das vom sprechenden Subjekt anvisiert wird und das das soziale Faktum darstellt.« (1929a: SW I 23)

Die zweite Einstellungsverschiebung geht von der vielfältigen Fülle der Lautwahrnehmung, mit der sich die traditionelle Phonetik abmüht, zu jenen Lautformen bzw. -eigenschaften, die eine linguistische Funktion als bedeutungsunterscheidende Elemente ausüben. Gegenüber der von Individuum zu Individuum und von partikulärer Situation zu partikulärer Situation stark variierenden Fülle von phonetischen Eigenschaften der Laute bil-

den die bedeutungsunterscheidenden Eigenschaften einer Sprache ein Teilsystem eines relativ kleinen universalen Systems von oppositionalen Relationen.

Für den Erfolg der Lautanalyse einer fremden Sprache ist es entscheidend, daß man das System dieser distinktiven Eigenschaften trifft und sie nicht mit den prosodischen, expressiven oder überhaupt nicht weiter relevanten Eigenschaften der eigenen Sprache verwechselt. Jakobson (1923: 50) erzählt, wie ihm zu Beginn seines Prager Aufenthaltes die tschechischen Gesprächspartner mit ihrer regelmäßigen Betonung jeder Silbe immerfort zu predigen schienen. Die Sprache der Pragerinnen mit ihren langen quantitativen Pausen kamen ihm, wie auch anderen Russen, larmoyant vor. Die quantitativen Unterschiede, die für den Tschechen eine bedeutungsunterscheidende Funktion ausüben, werden von einem Russen im ersten Moment, wie in seiner eigenen Sprache, bloß als ein Mittel der Expressivität wahrgenommen.

Analoges gilt in der Musik. In einem Musiksystem waltet als systembildendes Prinzip die Tonhöhe, in einem anderen die Klangfarbe. Ein Europäer, der eine afrikanische Melodie auf zwei verschiedenen Instrumenten vorgespielt bekommt, glaubt zwei verschiedene Melodien zu hören, da er die unterschiedlichen Tonhöhen in den beiden Vorführungen beachtet. Der Afrikaner bezeugt ihm dagegen, daß es die gleiche Melodie ist, da für ihn die (Klangfarbe) die identisch bleibt, allein maßgebend ist:

»Das Wichtige in der Musik ist nicht die naturalistische Gegebenheit, nicht diejenigen Töne, die realisiert werden, sondern die, die *gemeint* werden. Der Eingeborene und der Europäer hören denselben Ton und meinen dabei ganz verschiedene Dinge, da sie ihn in bezug auf zwei verschiedene musikalische Systeme auffassen; der Ton fungiert in der Musik als »System-Ton«. Die Realisationen können mannigfaltig sein, der Akustiker stellt es genau fest, aber das musikalisch Maßgebende ist, daß das *Musikstück* als *identisch erkannt werden muß*. Es besteht also zwischen einem musikalischen Wert und seinen Realisierungen genau das gleiche Verhältnis wie in der Sprache zwischen einem Phonem und den Lauten, die dieses gemeinte Phonem in der Rede vertreten.« (1932a: SW II 551f)

In einer bemerkenswerten Weise wiederholt sich in der Phonetik das Realismus-Problem, auf das Jakobson in der Literatur

hingewiesen hat. In der Phonologie läuft es hauptsächlich unter dem Begriffspaar abstrakt/konkret. Je nach Standpunkt werden in den distinktiven Eigenschaften und in den Phonemen abstrakte, fiktive Konstrukte der Wissenschaft oder gerade umgekehrt eine Abwendung von wissenschaftlichen Konstruktionen und eine Rückwendung zum Konkreten gesehen. Vor allem Wissenschaftler, die von der alten Phonetik herkommen, vermögen im System der distinktiven Eigenschaften nur ein künstliches Gerüst zu sehen, das über die Fülle der Lautvariationen gestülpt wird. Die Prinzipien der phonologischen Erklärung werden nach diesen Wissenschaftlern nicht am Objekt selber entdeckt, sondern nach unabhängigen wissenschaftstheoretischen Kriterien statuiert und dann an den Tatsachen getestet. Auf der anderen Seite begrüßte der Husserlianer Aron Gurwitsch (1935: 431f) in einer der frühesten Stellungnahmen von philosophischer Seite zur neuen Phonologie die »Hinwendung zum Konkreten«, d. h. die Hinwendung zu den Gegebenheiten, wie sie die Sprechenden selber erfahren und auffassen, als ein ebenso wichtiges Charakteristikum der neuen Wissenschaft wie ihren Strukturalismus und Universalismus:

»Trubetzkoy (1933) sieht in der Phonologie . . . vor allem ein Symptom oder eine besondere Erscheinung einer breiteren wissenschaftlichen Bewegung, die sich auf viele Disziplinen erstreckt und von denen der *Strukturalismus* und der *Universalismus* das distinktive Merkmal sind. Noch wichtiger scheint uns die *Orientierung hin zum Konkreten*, die Tendenz, die Dinge so zu nehmen, wie sie erlebt und gelebt, gebraucht und gehandhabt werden, und sich an die implizite Interpretation zu halten, die dem Gebrauch, den man von ihnen im faktischen Leben macht, immanent ist. Vor dieser Tendenz verblaßt die Anstrengung, die man machte, um in eine angebliche objektive Realität, die sich hinter der sog. subjektiven Erscheinung verbirgt, einzudringen.«

In gleicher Weise anerkennt Sapir (1933: 247ff) die »psychologische Realität« der Phoneme. Einheimische Sprecher haben große Mühe, phonetische Varianten, die keine linguistische Funktion haben, überhaupt zu bemerken. Was sie beim Sprechen und beim Hören anvisieren, sind ausschließlich die phonematisch relevanten Einheiten. Funktional gesehen sind für ihn daher phonische Varianten, die nicht mit einer phonematischen Einheit zusam-

menfallen, Fiktionen. Neuere experimentalpsychologische Untersuchungen nehmen wiederum einen verschobenen Standpunkt ein. Sie weisen nach, daß der Hörer im durchschnittlichen Gespräch nicht die einzelnen distinktiven Eigenschaften der Phoneme wahrnimmt, sondern direkt Morpheme bzw. deren typische Attribute. Sie übersehen die schmale Basis ihrer Untersuchungen. Viele distinktive Eigenschaften, die zur Identifikation eines isolierten Phonems notwendig sind, werden in einem größeren Kontext redundant, aus dem einfachen Grund, daß in jeder Sprache strenge Gesetze der Kompatibilität die Verbindung von Phonemen begrenzen. Sobald die Wahrnehmung jedoch erschwert ist, beginnt der Hörer auf Eigenschaften zu achten, die er sonst überhört. In der Poesie mit ihrer Ausrichtung auf den Ausdruck wird die Aufmerksamkeit ebenfalls auf die Phoneme und ihre distinktiven Eigenschaften gezogen.

»Die unübertroffenen Werke von Velimir Chlebnikov, einem gewandten Erforscher der poetischen Kreation, haben eine weite Perspektive auf die inneren Rätsel der Sprache eröffnet. Die Suche dieses Künstlers nach den ›Infinitesimalien der poetischen Welt‹, sein paronomastisches Spiel mit minimalen Paaren oder, wie er selbst zu sagen pflegte, ›der inneren Deklination von Wörtern‹ wie /m, ěč/ – /m, áč/, /bík/ – /bók/, /bóbr/ – /bábr/ und Versen wie /v, íd, il víd, il v, ós, in vós, in, / (*videl vydel vĕsen v osen.*) kündete ›die intuitive Erfassung einer unbekannteren Entität‹ an, die Vorwegnahme der *letzten phonologischen Einheiten*, wie sie gute zwei Jahrzehnte später genannt werden sollten.« (1962: SW I 632f)

Jakobsons phonologische Forschungen gingen von dieser poetischen Erfahrung der Sprache aus (1921a, 1923). Über die psychische Realität entscheidet immer die Einstellung.

2.2.2.3. *Der etische und der emische Standpunkt.* Es ist auffallend wie viele Kritiker, aber auch Mitläufer der strukturalistischen Bewegung, in der Phonologie zwar die Musterdisziplin der strukturalen Methode sehen, die Schlüsselrolle, die der subjektiven Einstellung bei der Aufdeckung des phonologischen Systems zufällt, jedoch gänzlich außer acht lassen. Als spezifischer Beitrag der Phonologie zur allgemeinen wissenschaftlichen Methodologie wird meistens allein der Systemgedanke gewürdigt, der Nachweis, daß eine Menge von Elementen durch eine kleine Zahl oppositionaler Relationen determiniert werden kann. Dabei sind

es ausgerechnet amerikanische Strukturalisten, denen gerne ein platter Positivismus zugeschrieben wird, die den subjektiven Faktor, der von der Phonologie ins Spiel gebracht wird, in seiner Bedeutung für die Grundlegung und Einteilung der wissenschaftlichen Forschung ausführlich thematisieren.

K. P. Pike (1967: 37ff) unterscheidet im Anschluß an die Antithese von Phonetik und Phonemik<sup>18</sup> zwischen einem »etischen« und einem »emischen« Standpunkt. Die etischen Wissenschaften studieren ein Objekt von außen her kommend. Sie tragen an ihr Objekt Kriterien heran, die ihm zum ersten fremd sind und die zum zweiten einen unsystematischen Charakter haben. Die emischen Wissenschaften gehen dagegen von Strukturen aus, die sie am Objekt selber entdeckt haben und die zusammen ein geschlossenes System bilden.

Das Ziel der strukturalen Sprachwissenschaft beim Studium einer fremden Sprache ist es, die anfängliche Position eines Kryptanalysten (Jakobson 1956a: SW I 475f), der eine Botschaft hört, jedoch nicht über ihren Kode verfügt, der Position eines einheimischen Hörers anzunähern, der bereits im Besitze des Kodes des Sprechers ist. Beim Studium der eigenen Sprache geht es darum, den Kode, über den Sprecher und Hörer unbewußt und unreflektiert verfügen, ans Tageslicht zu fördern. Der Kryptanalyst versucht mit willkürlichen Manipulationen und Interpretationen dem Kode in sukzessiven Etappen auf die Spur zu kommen. Seine Methode gleicht derjenigen, die in der Psychologie unter dem Titel *trial and error* bekannt ist. Der einheimische Hörer weiß von Anfang an, auf welche Eigenschaften der Mitteilung er zu achten hat und unter welche Kategorien die einzelnen Elemente einzuordnen sind.

Das Problem ist etwas komplexer, als es manchmal von Phonologen – zum Teil offenbar aus didaktischen Gründen – dargestellt wird. Der von außen kommende Beobachter ist nicht systemlos. Sein Problem ist, daß er einen fremden, ungeeigneten oder falschen Kode an die Mitteilung heranträgt und sie damit von vornherein voreingenommen rezipiert.

»Er wird die ihm fremde Sprache vom Gesichtswinkel seines eigenen phonologischen Systems her angehen, mit seinen phonologischen Gewohnheiten; er wird diese Sprache sozusagen transphonologisieren.« (1923: 31)

Diese Adaptation an den eigenen Kode läßt sich sogar bei nicht-

sprachlichen Tonwahrnehmungen nachweisen.

»Eine Einwirkung seitens des Sprachmusters macht sich selbst bei unseren Reaktionen auf nichtsprachliche Töne geltend. Schläge, in gleichmäßigen Abständen erzeugt, jeder dritte jedoch lautstärker, werden als Dreiergruppen, die durch eine Pause voneinander getrennt sind, wahrgenommen. Für gewöhnlich behauptet ein Tscheche, daß die Pause vor dem stärkeren Schlag liegt, ein Franzose, daß sie nach dem stärkeren Schlag kommt, während ein Pole sie einen Schlag nach dem stärkeren hört. Die unterschiedlichen Wahrnehmungen entsprechen genau der Stellung des Wortakzents in den entsprechenden Sprachen: Im Tschechischen liegt der Akzent auf der Anfangs-, im Französischen auf der Schluß- und im Polnischen auf der vorletzten Silbe. Wenn die Schläge mit gleicher Lautstärke erzeugt werden, jedoch mit einem längeren Abstand nach jedem dritten, so schreibt der Tscheche die größere Lautstärke dem ersten Schlag zu, der Pole dem zweiten und der Franzose dem dritten.« (1952: 10f)

Die Verzerrung, in der uns anfänglich eine andere Sprache erscheint, wird gewöhnlich nicht von einem entsprechend abschätzigen Werturteil begleitet. Die Sprachwahrnehmung unterscheidet sich dabei nicht von irgendeiner anderen Wahrnehmung. Nordländer, die zum ersten Mal ein Kamel zu Gesicht bekamen, sahen in ihm ein entstelltes Pferd (1944: SW II 483).

Oder aber der Kode des außenstehenden Beobachters ist zu allgemein. Der außenstehende Beobachter gleicht oft nicht nur einem Kryptanalysten, sondern auch einem Tempelräuber oder Ikonoklasten, dem ein Kunstwerk als solches nichts bedeutet, der es nur auf den Anteil des Goldes, des Silbers und anderer Stoffe in einem Kunstwerk abgesehen hat. Die Methode der traditionellen Phonetik war nicht in dem Ausmaße partikularistisch und atomistisch, wie es Trubetzkoy (1933: 233f) zur Abhebung der neuen phonologischen Methode dargestellt hatte. Sie hatte auch ihr System, aber es war ein heterogenes System. Es war nicht spezifisch linguistisch, sondern allgemein physikalisch und physiologisch orientiert. Und es war ein eklektisches System, dessen Prinzipien, wie das ökonomische Prinzip des kleinsten Kraftmaßes, das physikalische Prinzip der mechanistischen Einwirkungen auf die Sprechorgane und das psychologische Prinzip der Analogiebildung, nicht hierarchisch geordnet, son-

dern *ad hoc* nach den gerade aktuellen Anforderungen zusammengestellt wurden.

Es ist auch nicht so, daß nur die linguistisch relevanten Eigenschaften für sich ein System formen, die linguistisch nicht pertinenten Eigenschaften der Lautwahrnehmung dagegen ein amorphes Sammelsurium darstellen. Sie unterliegen zum mindesten den allgemeinen Gesetzen der Wahrnehmung, wie dem Gesetz von Figur und Hintergrund, dem Gesetz, daß ähnliche Elemente zusammen eine Gruppe bilden, den Gesetzen, daß jedes Element in einer Steigerungsreihe – jeder Ton erscheint z. B. höher oder niedriger als ein anderer Ton, ob die Tonhöhe linguistisch relevant ist oder nicht – und innerhalb einer Kette von sich mehr oder weniger eng berührenden Elementen gegeben ist.

Soweit der Systemcharakter das Kriterium einer emischen Methode darstellt, ist Lévi-Strauss (1973a: 21) zuzustimmen, wenn er sagt, daß die Natur der Dinge emisch und nicht etisch ist. Es gibt keine amorphe Wahrnehmung und keine gänzlich amorphe Theoriebildung. Soweit jedoch die Adäquatheit, die Spezifität eines Systems zur Debatte steht, hat die Unterscheidung zwischen einem etischen und einem emischen Standpunkt weiterhin ihr gutes und noch immer zu wenig anerkanntes Recht. Eine Theorie, die beim Satz ›Napoleon war ein großer Feldherr‹ die Folge von ›war‹ auf ›Napoleon‹ rein statistisch erklärt, wird der Motivation des Sprechers, nach ›Napoleon‹ das Verbum ›war‹ zu gebrauchen, weniger gerecht als eine Theorie, die zur Erklärung auf eine kategoriale Analyse von ›Napoleon‹ und ›war‹ rekurriert.

2.2.2.4. *Der Unterschied zwischen Kode und bloßer Metasprache.* Jakobson (1959b, 1961a: SW II 276ff; 574f) insistiert bei der Frage des Beobachters auf einer Unterscheidung, die in der Informationstheorie von der Londoner Schule vertreten wird. Der Physiker erhält von der Natur Indizien, d. h. Zeichen, die als durch die Natur kausal verursacht aufgefaßt werden. Er übersetzt sie in ein System von Symbolen, d. h. Zeichen, deren Gehalt durch eine intersubjektive Konvention festgelegt ist. Grundsätzlich gibt es mehrere Systeme, die den Naturtatsachen gerecht werden. Die Lage des Linguisten ist eine ganz andere. Sein Untersuchungsobjekt sind nicht nur Zeichen, sondern auch der Kode, dem gemäß der Sender seine Zeichen abgibt. D. h. der Linguist erhält Zeichen, die von vorneherein durch eine Konven-

tion determiniert sind. Der Physiker erhält von seinem Gegenüber keine metasprachlichen Informationen mitgeliefert, wohl aber der Linguist. Sein ›Forschungsobjekt‹ kann seine Zeichen selber kommentieren. Und der Sprachforscher kann seinerseits in den Informationsprozeß eingreifen und die Rolle des Senders übernehmen. Aus der einseitigen Information wird eine wechselseitige Kommunikation. Der Sprachforscher sucht auch nicht irgendeine Theorie, deren einziges Kriterium die Angemessenheit an den Gegenstand der Beobachtung und die innere Konsistenz ist. Von den möglichen Sprachtheorien, Metasprachen genannt, ist eine dadurch ausgezeichnet, daß sie sich mit dem Kode, der Konvention oder der eigenen Metasprache des Senders deckt. Für den Physiker gibt es zwei Gegebenheiten, die zur Deckung gebracht werden müssen, die Tatsachen der Natur und das System der Theorie. Für den Linguisten sind es deren drei, die Mitteilung oder die Objektsprache des Senders, der Kode des Senders und die Metasprache oder die Theorie des Linguisten.

Mit den drei Bezugfeldern Kode – Mitteilung – Metasprache stellt der Strukturalismus eine Synthese der logico-positivistischen und der phänomenologischen Erklärung dar. Das Zusatzkriterium zur Beobachtungsadäquatheit (Sachgerechtigkeit) und zur Konsistenz (Widerspruchsfreiheit) ist für die positivistische Erklärung die größtmögliche Einfachheit der Erklärungsprinzipien. Das Zusatzkriterium für die Phänomenologie ist ihre intuitive Gegebenheit. Der Strukturalismus steckt sich als Ziel, eine Sache zugleich von außen und von innen zu erfassen, mit Erklärungsmitteln, die zugleich als theoretische Artefakte konstruiert und als mentale Phänomene enthüllt werden können. Die Erfassung von innen und die Erfassung von außen sollen zur Deckung gebracht werden. Eine strukturalistische Theorie führt nur solche Konstrukte ein, die ein intuitives Äquivalent haben, und läßt nur solche Intuitionen gelten, die sich in eine entsprechende behavioristische oder physikalistische Konstruktion übersetzen lassen.

Die mentale Gegebenheit von phonologischen und semantischen Eigenschaften ist jedem Sprecher evident, sofern er sich den Zugang zu dieser Evidenz nicht durch Vorurteile über die Existenzmöglichkeit von mentalen Entitäten verbaut hat. Aber es ist immer nur eine private Evidenz, die keinem Partner direkt zugänglich gemacht werden kann. Phonologische und semantische

Eigenschaften lassen sich aber auch, ohne Abstützung auf ihre subjektive Gegebenheit hypothetisch konstruieren. In einem zweiten Schritt wird dann die Adäquatheit der Konstruktion experimentell geprüft. So wird die innere Verfügbarkeit von semantischen Begriffseigenschaften, d. h. die Existenz einer ›inneren Sprache‹, mit Hilfe von Vergleichsreizen, die mehrere elementare Eigenschaften gemeinsam haben, und einem Prüfreiz, der nur mit einem der beiden Vergleichsreize eine wichtige Eigenschaft teilt, untersucht (Engel et al., 1973). Als Vergleichsreize werden der Versuchsperson z. B. ein Maikäfer und ein Marienkäfer vorgesetzt und als Prüfreiz ein Fliegenpilz oder auch nur das Wort ›Fliegenpilz‹. Es wird geprüft, ob Normalpersonen und Aphasiker das Wort ›Fliegenpilz‹ mit dem Vergleichsreiz, der mit ihm die Eigenschaft ›gepunktet‹ teilt (d. i. der Marienkäfer), assoziieren, ferner, ob sie über diese Eigenschaft auch verbal, in der äußeren Sprache, verfügen, oder ob postuliert werden kann und muß, daß sie über sie allein mental, in der inneren Sprache, verfügen. Diese ›totale‹, sowohl innere wie äußere Erfassung eines Phänomens hat Jakobson selber hauptsächlich in der Phonologie praktiziert. Die distinktiven Eigenschaften der Phoneme werden zugleich perceptual und akustisch/physiologisch definiert. Die innere Erfahrung läßt sich übersetzen in die Terminologie der äußeren Erfahrung und umgekehrt.

2.2.3. *Die intersubjektive Konstitution der Sprache.* Weit davon entfernt, die Beziehung auf das Subjekt aus der Wissenschaft zu eliminieren, geht es dem Strukturalismus vielmehr um eine Differenzierung der Formen der subjektiven Konstitution von Objekten. Die strukturalistische Reflexion auf das Subjekt ist eine Reaktion auf die These der Junggrammatiker, »daß die sprache kein ding ist, das außer und über den menschen steht und ein leben für sich führt, sondern nur im individuum ihre wahre existenz hat, und daß somit alle veränderungen im sprachleben nur von den sprechenden individuen ausgehen können« (Osthoff und Brugman, 1878: XII). Das Manifest der Junggrammatiker wendet sich dagegen, »daß man stets ›die sprache‹ sagte, wo man genau genommen ›die sprechenden menschen‹ sagen mußte – nicht die griechische sprache z. b. hatte abneigung gegen die spiranten, ließ auslautendes *t* abfallen, verwandelte \**thíthēmi* in *títhēmi* u.s.w., sondern diejenigen unter den Griechen, von denen

der betreffende lautwandel ausging –, . . .« Diese These vom einzelnen Individuum als dem alleinigen Träger der Sprache und dem alleinigen Quellpunkt der Sprachwandlung stellt ihrerseits eine Reaktion auf die mythologisierenden Hypostasien romantischer Sprachtheorien dar. Romantiker betrachteten die Sprache als eine Art lebendigen Organismus, der sich nach biologischen Gesetzen entwickelt und der von der ›Volksseele‹ belebt wird. Der Strukturalismus teilt mit den Junggrammatikern das Ziel einer streng wissenschaftlichen Linguistik, nicht jedoch das Vorgehen zur Erreichung dieses Zieles. Die Mittel der junggrammatischen ›Entmythologisierung‹ heißen Individualisierung und Psychologisierung, die Mittel des Strukturalismus dagegen Formalisierung der Sprache und Soziologisierung ihres Subjekts. Die Sprache wird nicht als ein Organismus, sondern als ein System aufgefaßt, und als Träger der Sprache erscheint nicht mehr die Volksseele, sondern eine intersubjektive Gemeinschaft. Für die Junggrammatiker ist nicht nur das alleinige Substrat der Sprache, sondern auch ihre alleinige reale Erscheinungsweise die physische und psychische Natur der einzelnen Individuen. Die Sprache als ein objektives und damit überindividuelles System von allgemeinen Formen und Gesetzen geht unter. Die ganze Auseinandersetzung zwischen Romantik, Junggrammatik und Strukturalismus erfolgt einmal mehr unter dem Stichwort Realität. Der Strukturalismus wendet sich gegen die These, »daß die individuelle Sprache einzig und allein die reale Sprache sei« (1962c: SW IV 1) und nach der alles übrige entweder eine mythologische Hypostasierung oder eine wissenschaftliche Konstruktion darstellt.

Die Originalität von Jakobsons Konzeption kommt am besten zur Abhebung, wenn wir sie mit derjenigen Husserls kontrastieren. Husserls Thematisierung der Intersubjektivität hat etwas Kontemplatives, wie seine ganze Philosophie. Sein Ausgangspunkt ist die Gegebenheit von Naturgegenständen. Ein Ding, das ich wahrnehme, erscheint nicht nur in Beziehung auf mich, als dem Subjekt der Wahrnehmung und als dem Pol der Perspektive, in der es gegeben ist. Jedes Ding verweist auch auf andere Subjekte, denen es von einem anderen Standort aus in einer anderen Perspektive erscheint. Das ›Weltbild‹ des anderen ist nicht einfach ein Duplikat meines eigenen. Unsere Weltbilder decken sich nicht, sie sind asymmetrisch. Darin besteht für die Husserl-

sche Phänomenologie der Gewinn der intersubjektiven Betrachtung der Welt.

In der intersubjektiven Gegebenheit der sinnlichen Dinge gründet aber auch ihre Eignung als Zeichen, als Mittel der Kommunikation. Auf dieser Ebene setzt Jakobson ein. Es geht nicht mehr um die bloße Kontemplation von Naturgegenständen, sondern um die Kommunikation und den Austausch von Kulturgegenständen. Dabei treten Begriffe ins Zentrum, die bei Husserl überhaupt nicht oder nur am Rande erscheinen. Es sind Begriffe, die der Ökonomie und der Politik entstammen, »Angebot« und »Nachfrage«, »Zensur« und »Sanktion«. Der letzte Begriff läßt an den Zentralbegriff der hegelianischen Intersubjektivitätsproblematik, »Anerkennung«, denken. Die intersubjektive Erfahrung nimmt die Züge eines ökonomischen oder juristischen Handelns an.

Jakobson hat die intersubjektive Konstitution von sprachlichen Gebilden, zusammen mit Petr Bogatyrev, vor allem im Gebiet der Folklore erarbeitet (1929c: SW IV 1ff). Die objektive Existenz eines literarischen Werkes, d. h. eine Existenz, die von Dauer und jedermann zugänglich ist, ist prinzipiell mit seiner schriftlichen Fixierung gesichert. Ein mündliches Folklorewerk ist dagegen für seine Existenz von der Annahme durch eine Gemeinschaft abhängig. Nur diejenigen inhaltlichen und formalen Elemente überleben ihren Autor, die von der Gemeinschaft, die das Folklorewerk tradiert, akzeptiert werden. Wir haben noch genauer zu formulieren. Die soziale Sanktion trifft das Folklorewerk nicht erst, wenn es bereits geschaffen ist. Sie trifft nicht das »Angebot« eines individuellen Folkloredichters. Die Sanktion der Gemeinschaft macht sich vielmehr in der Form einer Präventivzensur geltend. Die Kreation von Folklore erfolgt von vorneherein auf eine kollektive »Nachfrage« hin, im Hinblick auf Darstellungsmuster und Handlungsmodelle, die der Gesellschaft akzeptabel sind. Der Kode, auf den der Folkloredichter eingestellt ist, tritt in der Form einer Zensur auf. Von einer nachträglichen Zensur werden literarische Werke betroffen, die in einer zweiten Phase ihrer Existenz als »gesunkenes Kulturgut« in die Folklore eines sozialen Milieus eingehen, an das sie ursprünglich gar nicht adressiert waren.

Auf eine analoge intersubjektive Komponente stößt man auch bei viel allgemeineren linguistischen Tatsachen. Ein Lautwandel

unterscheidet sich von einem bloßen Sprachfehler (*lapsus*) dadurch, daß er von der Gesellschaft, dem Hüter des geltenden Kodes, übernommen und sanktioniert wird (1929c: SW IV 2). Saussures *langue*, von deren Definition Jakobsons und Bogatyrevs Argumentation ihren Ausgang nimmt, besteht in dem, was »durch die kollektive Zustimmung ratifiziert« (1916: 32) wird. Mit dem Verhältnis von individueller und intersubjektiver Konstitution überschneidet sich teilweise das Verhältnis von Kreation und Diffusion. Jakobsons These lautet, daß diese beiden Begriffe nicht getrennt werden können. Eine sprachliche Schöpfung, die sich nicht ausbreitet, läßt sich nicht von einem *lapsus* unterscheiden. Allein die anerkennende Rezeption hebt sie über einen gewöhnlichen Sprachfehler hinaus. Was bei einer Kreation zählt, ist nicht die subjektive Quelle und die psychologische Motivation, sondern allein die Anerkennung durch die Akzeption, sei es durch eine aktive oder passive Wiederholung, sei es durch die Übertragung auf analoge Fälle. Selbst ein Druckfehler kann durch eine entsprechende Approbation zu einer Kreation werden. Der russische Dichter Chlebnikov rühmte das künstlerische Potential von Druckfehlern (Jakobson 1921b: 35).

Es ist jedoch auch eine rein private Kreation und Diffusion, die auf den persönlichen Kode eines Individuums eingeschränkt bleibt, denkbar. In einer Auseinandersetzung mit Saussures Dichotomie *langue/parole* wendet sich Jakobson (1939a: SW I 285) gegen ihre Gleichsetzung mit der Gegenüberstellung von überindividuellem, sozialem Gut und individuellem, privatem Eigentum. Jeder Sprechende schafft sich seine Sprechgewohnheiten, seine individuellen Normen und seinen persönlichen Stil.

2.2.4 Die unbewußte Konstitution der Sprache ist eine weitverbreitete These, die nicht auf den Strukturalismus beschränkt ist. Sie nimmt einen zentralen Platz ebenso in der alten junggrammatischen wie in der neuesten generativen und transformationalen Sprachwissenschaft ein. Trotz dieser weiten Verbreitung ist das Problem einer unbewußten Kreation von Kulturobjekten dunkel. Das Fehlen methodologisch abgeklärter Einstiegsmöglichkeiten führt immer wieder zu kurzschlüssigen Lösungsversuchen. Bei dieser Sachlage ist nicht mehr möglich, als einige Präliminarien zum Thema im Lichte des von Jakobson verarbeiteten Materials und der von ihm in diesem Zusammenhang vorge-

brachten Suggestionen zusammenzustellen.

In jüngerer Zeit zieht Jakobson (cf. 1970a) den Ausdruck ›subliminal‹ dem klassischen Begriff ›unbewußt‹ vor. Damit soll eine wichtige Unterscheidung gewahrt werden. Vorgängig sind zwei Formen von Bewußtsein auseinanderzuhalten, das reflexive, thematisierende Bewußtsein, die überlegte und rationale Kenntnisnahme, und ein undeutliches intuitives Ahnen, das normalerweise ungeweckt im ›Hintergrund oder Untergrund des Bewußtseins‹ bleibt und wirkt, auf das wir jedoch jederzeit unsere Aufmerksamkeit lenken können. Von diesem mentalen ›Unbewußten‹ sind nun jene Prozesse zu unterscheiden, die uns prinzipiell in keiner Introspektion zugänglich sind, biologische und chemische Vorgänge in den Gehirnzellen und anderen Organen. Unbewußt im mentalistischen oder phänomenologischen Sinn ist alles, was prinzipiell – wenn auch vielleicht über enorme Widerstände und über viele Selbsttäuschungen hinweg, wie das für das Unbewußte, von dem die Psychoanalyse handelt, *per definitionem* der Fall ist – in Akten der Reflexion intuitiv erfassbar ist. Unbewußt im physikalistischen Sinn ist alles, was nur von außen beobachtet werden kann, d. h. neben den biologischen Prozessen des Leibes auch alle physikalischen Abläufe in der Natur. Ob die sprachlichen Gesetzmäßigkeiten eine unbewußte Realität im mentalistischen oder im physikalistischen Sinne darstellen, ist in Anbetracht der großen Täuschungsmöglichkeit bei der Introspektion keine leicht zu entscheidende Frage. Es muß vor vorschnellen Konstruktionen gewarnt werden. Die Junggrammatiker sahen im unbewußten Ablauf der Sprachentwicklung eine Bestätigung ihrer These, daß die Sprachentwicklung mechanischen Gesetzen folgt (Putschke 1969: 34f). Die heutigen Neocartesianer unter den Linguisten rekurrieren für jede unbewußte Leistung auf eine angeborene Idee. Was für Kurzschlüsse hier möglich sind, wollen wir am cartesianischen Beispiel der Idee des Dreieckes (cf. Chomsky, 1966: 68f) exemplifizieren.



Fig. 1

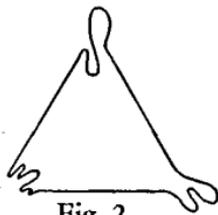


Fig. 2

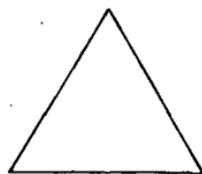


Fig. 3

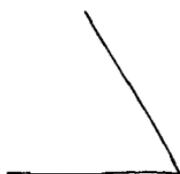


Fig. 4



Fig. 5

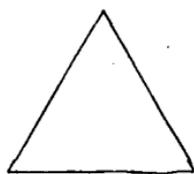


Fig. 6

Wenn wir Figur 1 vorgesetzt erhalten, ergänzen wir sie spontan zu einem Dreieck (Figur 3) und nicht zu einem phantastischen Gebilde wie Figur 2. Ein Cartesianer erklärt dieses Faktum durch die Idee des Dreiecks, die dem Menschen angeboren sein soll. Es ist aber sehr fragwürdig, ob der menschliche Geist von Geburt an eine so spezifische Idee wie die des Dreiecks in sich trägt. Die Entdeckungen der Gestaltpsychologie im Blick, rekuriert man auf viel einfachere und allgemeinere Dispositionen, die zudem eine viel größere Aussicht haben, sich mit der Intuition einer großen Anzahl von Testpersonen zu decken. Gestaltpsychologische Gesetze, die hier in Frage kommen, sind das Prinzip der Geschlossenheit einer Figur und die Tendenz von regelmäßigen Linien, sich in der Einbildungskraft über die sinnlich wahrgenommenen Endpunkte hinaus in der gleichen Regelmäßigkeit fortzusetzen. Ähnlich wird man bei der Ergänzung von Figur 4 zu Figur 6 und nicht zu Figur 5 auf das Gesetz der Symmetrie in der Gestaltwahrnehmung rekurrieren.

Jakobson liebt es, auf die Parallelen von linguistischen und von biologischen und physikalischen Strukturen hinzuweisen. Chlebnikovs Neigung zu fünffachen Lautwiederholungen, die den russischen Dichter selber zu Vergleichen mit den fünf Fingern und der Struktur von Seestern und Wabe veranlaßt hatte, vergleicht er mit dem auffallenden Vorkommen von Fünfecken bei so verschiedenen Dingen wie Blumen und wie Blasen, die sich im Schaum bilden (1970a: 104f). Vor allem aber sind es die frappierenden Parallelen der Struktur der Sprache und derjenigen der Gene, die ihn an eine biologische Fundierung der sprachlichen Kompetenz denken lassen (1973b: 50ff; 1974a).

»Wir können feststellen, daß von allen informationstragenden Systemen der genetische und der sprachliche Kode die einzigen sind, die auf dem Gebrauch diskreter Komponenten beruhen, die von sich aus keine inhärente Bedeutung besitzen, sondern dazu dienen, die kleinsten sinnvollen Einheiten zu bil-

den, d. h. Einheiten, die in dem gegebenen Kode ihre eigene innere Bedeutung haben.« (1973b: 52)

Beide Systeme zeigen darüber hinaus eine binäre und eine strikt hierarchische Anordnung der Teile. Binäre, oppositionale Eigenschaften charakterisieren die einzelnen Phoneme und ebenso die ›Buchstaben‹ des genischen Kodes. Und jedes Teilganze findet sich hier wie dort nach strikt ›syntaktischen‹ Gesetzen in eine höhere Einheit integriert, analog wie ein Wort in einen Satz integriert wird und dadurch zu seiner spezifischen Bedeutung und Funktion kommt.

Methodologisch ist bei all diesen eindrücklichen Parallelitäten die Unterscheidung im Auge zu behalten, auf der Jakobson in den frühen dreißiger Jahren insistierte. Damals waren die Prager Linguisten fasziniert von den Isolinien, die zwischen den Sprachen, dem Klima (den Isothermen des Winters), der geographischen Formation (Kongruenz der linguistischen und der geographischen Karten des nordasiatischen Festlandes) und einer Reihe von kulturellen Phänomenen entdeckt worden waren.

»Herr Jakobson anerkennt die große Nützlichkeit der Konfrontation von sprachlichen, anthropologischen, physico-geographischen und kulturellen Isolinien. Man entdeckt dabei frappierende Übereinstimmungen: so deckt sich die Zone der Mouillierung der Konsonanten mit der Zone, in der die Fünftönleiter verbreitet ist, wie Herr Trubetzkoy bemerkt hat. Die Wissenschaft muß konfrontieren, aber sie darf nicht die Fakten einer Ebene von denen einer anderen deduzieren.« (*Réunion*, 1931: 301)

Eine kausale oder funktionale Ableitung kommt erst in Betracht, wenn die Konfrontation soweit fortgeschritten ist, daß sich die Theorie der Fundierung weder als zu weit noch als zu eng erweist. Eine biologische Fundierung der sprachlichen Kompetenz ist erst dann überzeugend, wenn es gelingt, bestimmte linguistische Verhältnisse zu identifizieren, die ausschließlich mit bestimmten biologischen Gegebenheiten auftreten, und wenn den Modifikationen der einen Ebene Modifikationen der anderen in einem gesetzmäßigen Verhältnis korrespondieren.

Die alte intellektualistische Philosophie und Psychologie – Husserl nicht weniger als Wundt – neigte dazu, dem Unbewußten nur bestimmte, relativ primitive oder als primitiv angesehene Bildungen zuzugestehen. Im kognitiven Bereich waren das vor

allem die Assoziationen aufgrund von formalen Verhältnissen (Ähnlichkeit, Kontiguität), die zwischen einzelnen Gegebenheiten bestehen. Alle logischen Leistungen (kategoriale Explikation, Klassifikation, Wertung), die auf der logischen und kategorialen Bedeutung eines Gegenstandes fußen, wurden dem Verstand und dem reflexiven Bewußtsein vorbehalten. Zu rationalen Leistungen war das Unbewußte nach diesen Autoren nur sekundär fähig, dann nämlich, wenn ursprünglich im vollen Lichte des Bewußtseins durchgeführte logische Operationen durch ständige Wiederholung automatisiert worden waren.

Der Strukturalismus distanziert sich von einem solchen intellektualistischen Dualismus. Insbesondere die Erwerbung der Grammatik durch das Kind legen die Begabung des Unbewußten zu rationalen Leistungen nahe. Ohne das Erfassen von Kategorien und kategorialen Zusammenhängen vermöchte das Kind nicht ausgerechnet jene Teile aus der komplexen Rede der Erwachsenen auszuwählen, die ihm das Verständnis des Kerns ermöglichen. Und ohne kategoriales Verständnis vermöchte das Kind mit seinem Arsenal von Wörtern keine neuen und originellen Kombinationen zu entwickeln, die sinnvoll sind. Nicht nur der Verstand, auch das Unbewußte ist kategorial strukturiert. Jakobsons Gedichtanalysen, die über den semantischen Sinn und die phonologische Form hinaus auch die grammatischen Verhältnisse in Rechnung stellen, die Anordnung von morphologischen und syntaktischen Kategorien und ihre Relation der Parallelität oder der Opposition zur phonologischen und metrischen Struktur des Gedichtes, ist bei konservativen Kritikern auf heftige Ablehnung gestoßen. Ungläubig oder auch nur rhetorisch wird gefragt: »Bemerkt der Leser überhaupt die Relationen, an denen sich der Analytiker erfreut?« (zitiert von Jakobson, 1973a: 500). Ist die geregelte Verteilung von Wortkategorien wie von Pronomen, Adverbien etwas, das der unbewußten Schöpfungskraft des Poeten entspringt und das irgendeine mehr oder weniger latente Intuition des Lesers anspricht? Handelt es sich nicht einfach um nachträgliche Konstruktionen des strukturalistischen Interpreten? Neuere Untersuchungen von pathologischen Sprachstörungen legen nahe, daß die Vertreter einer strukturalen Analyse dem subjektiven Erleben der Sprache viel näher kommen als die Anwände eines Gefühls, das von Gedichten erzeugt werde und das sich jeder rationalen und wissenschaftlichen Ana-

lyse entziehe. Sie legen nahe, daß Wortkategorien nicht nur eine linguistische oder logische Konstruktion sind, sondern eine subliminale psychische Realität darstellen, die nicht nur beim Lesen, sondern selbst noch beim Verlesen wirksam ist.

»Wir zeigten der Patientin <die an Alexie leidet> das Wort ›Es‹, und sie sagte, unfähig, es zu lesen ›das ist wieder eins der schrecklichen kleinen Wörter‹, während sie das Wort ›Ei‹ ohne das geringste Zögern las. Dieses Verhalten zeigt sehr deutlich eine weitere sehr interessante Erscheinung, nämlich, daß die Patientin, trotz ihrer Unfähigkeit, es zu lesen, irgendwie erfaßt hatte, daß das vorgelegte Wort ›Es‹ ein Pronomen ist. Das gleiche Phänomen kommt in der bemerkenswerten Tatsache zum Vorschein, daß die hohe Prozentzahl von Verlesungen (64 % falsch vs. 7 % nicht gelesener Fälle) bei den Pronomina zumeist in der Kategorie Pronomen bleibt. So liest die Patientin z. B. ›unser‹ statt ›euer‹ und umgekehrt. Insgesamt waren 77 % der Verlesungen Pronomina, 12 % gingen auf die Copula ›ist‹ (die der Patientin als eine Art ›Kategorien-Indikator‹ diente), 8 % auf andere grammatische Wörter (Hilfsverben und Präpositionen) und nur etwas über 2 % auf lexikalische Hauptkategorien. Ein Versuch der Erklärung dieser Beobachtungen zwingt dazu, eine Folge ziemlich komplizierter Schritte im Prozeß des Verstehens geschriebener Wörter anzuerkennen, die mit einer präliminären unterschweligen Identifikation des zugrunde liegenden graphemischen (oder phonemischen . . .) Musters beginnen, das für weitere Verarbeitung . . . gespeichert werden muß.« (Weigl und Bierwisch, 1972: 15)

Wenn sich eine Wortkategorie wie die der Pronomina noch bei einer an Alexie leidenden Patientin als ein die gestörten sprachlichen Leistungen leitendes Prinzip geltend macht, dann darf man mit gutem Grunde annehmen, daß solche Kategorien auch in der Produktion und in der Rezeption von poetischen Texten, bei denen der Autor und der Leser gerade auf das sprachliche Medium als solches eingestellt sind, als wirksame und spürbare Faktoren am Werke sind.

### 2.3. *Form und Stoff*

Derrida (1967: 24f, 78ff; 1968: 136ff) sieht das historische Ver-

dienst Saussures darin, daß er den Grund zu einer »De-Substan-  
zialisierung« von *signifiant* und *signifié* gelegt hat. Saussure be-  
treibt nach Derridas Ansicht die »Reduktion der lautlichen Sub-  
stanz« jedoch nicht konsequent genug und bleibt damit weiter-  
hin der metaphysischen Tradition des Abendlandes verhaftet.  
Obwohl Saussure (1916: 164) ausdrücklich erkläre, daß das  
sprachliche *signans* »seinem Wesen nach keineswegs lautlich ist«,  
binde er es handkehrum doch wieder an die *phoné*. Es sei uns  
primär als »akustisches Bild« gegeben. Derrida meint ferner, daß  
sich hinter Saussures Dichotomie von *signifiant* und *signifié* ein  
»an sich seiender *concept signifié*« verberge, ein absolutes *intelli-  
gible*, das nicht selber wiederum als *signifiant* fungiere. Jakobson  
wird in diese »geschichtsphilosophische« Kritik miteinbezogen.  
Auf der anderen Seite wird dem Strukturalismus vorgehalten,  
daß er die semantische Schicht der Sprache nivelliere und den  
Sinn einer sprachlichen Mitteilung in ihrer phonologischen und  
grammatischen Form untergehen lasse.

Wir versuchen, Jakobsons Stellung zu den unter den Titeln  
»Form und Substanz«<sup>19</sup> und »Form und Sinn«<sup>20</sup> aufgeworfenen  
Problemen auszuzeichnen, zuerst für das Gebiet der Phonolo-  
gie, dann für das der Semantik. Zu Derridas Kritik kann im vor-  
aus gesagt werden, daß sich Jakobson bei solchen, ein ontologi-  
sches *commitment* implizierenden Fragen überhaupt nicht um  
die Übereinstimmung weder mit der philosophischen oder gar  
theologischen Tradition des Abendlandes noch mit einer modi-  
schen oder messianischen Verkündigung des Endes einer solchen  
Tradition kümmert. Einziges Kriterium ist die Sache selbst, in  
diesem Fall die Sprache. Übereinstimmungen mit geschichtli-  
chen oder zeitgenössischen Strömungen sind als Bestätigung  
willkommen und werden gerne zitiert. Grundlegend sind sie  
nicht.

2.3.1. *Die Rolle des phonischen Stoffs.* Die alte Sprachwissen-  
schaft definierte die Sprachlaute nach ihren positiven sinnlichen  
Qualitäten. Baudouin de Courtenay und Ferdinand de Saussure  
ersetzten die stoffliche durch eine funktionale und eine struktu-  
rale Definition. Die Phonetik als eine Stoffwissenschaft wurde  
abgelöst oder vielmehr ergänzt durch die Phonologie als eine  
Funktions- und Formwissenschaft. Für die Linguistik sind nicht  
alle und nicht irgendwelche stofflichen Qualitäten und Abwand-

lungen von Qualitäten interessant, sondern ausschließlich diejenigen, die eine bedeutungsunterscheidende Funktion ausüben. Damit ein lautliches Element eine bedeutungsunterscheidende Funktion übernehmen kann, muß es selbst von anderen Elementen, die auch eine solche Funktion haben, verschieden sein. Wor- auf es der Phonologie ankommt, sind danach nicht positive, absolut gesetzte Qualitäten, aber auch nicht irgendwelche Differenzen von Qualitäten, sondern allein diejenigen Differenzen, die ein bedeutungsunterscheidendes Element von den anderen bedeutungsunterscheidenden Elementen unterscheiden. Die Differenz zwischen einem schlichten *t* und einem aspirierten *t* ist im Russischen nicht bedeutungsunterscheidend, wohl aber die Differenz zwischen einem schlichten *t* und einem mouillierten *t*. Nach der Seite der Aspiration läßt das Russische dem einzelnen Sprecher einen breiten Spielraum der stofflichen Variation, nicht jedoch nach der Seite der Mouillierung.

Jakobsons Verdienst ist es, daß er die Struktur und die Zahl der phonischen Differenzen, die bedeutungsunterscheidend fungieren, abgeklärt hat. Es handelt sich um ein hierarchisch gestuftes System einer geringen Zahl von binären Oppositionen, die immer nur einen Bruchteil der Anzahl der Phoneme einer Sprache ausmacht. Die 36 Phoneme, die das Französische zählt, werden von nur sechs Oppositionen von distinktiven Eigenschaften auseinandergehalten. Mit der Eigenschaftsanalyse gelingt es, die Unmenge von möglichen Alternativen auf eine kleine Zahl zu reduzieren. Wenn das tschechische *l*, das in den gleichen Positionen wie die 32 übrigen Phoneme dieser Sprache auftreten kann, ein nicht weiter analysierbares Phonem wäre, dann verlangte seine Abhebung von den übrigen Phonemen 32 nicht analysierbare Relationen. Seine Auflösung in drei Eigenschaften – vokalisches, konsonantisches, kontinuierliches – reduziert sein Verhältnis zu den anderen Phonemen auf drei binäre Selektionen. Die Identifikation eines Phonems wird enorm vereinfacht. Die Theorie der distinktiven Eigenschaften stellt einen ökonomischen Gewinn dar, der nur möglich wurde dank der Einstellung der Prager Linguisten auf die phonische Natur der Phoneme und nicht bloß auf ihre Distribution, auf die sich die dänischen und eine große Gruppe amerikanischer Strukturalisten beschränkten (Ivić, 1965: 53).

Die distributionale Analyse geht von der bemerkenswerten Fest-

stellung aus, daß in jeder Sprache strenge Gesetze der Aufeinanderfolge von Phonemen herrschen. Nicht jedes Phonem verträgt die Nachbarschaft jedes anderen Phonems. Zwei Laute, von denen jeder nur dort auftreten kann, wo der andere nicht auftreten kann, Laute also, die eine komplementäre Verteilung zeigen, gelten als Varianten des gleichen Phonems. Zwei Laute dagegen, die in gewissen Umgebungen alternativ erscheinen können, in anderen jedoch nicht, gelten als verschiedene Phoneme. Die distributionale Analyse ist nicht nur weniger ökonomisch als die Eigenschaftsanalyse, sie kommt auch nicht ohne eingestandenem oder uneingestandenem Rekurs auf eine phonische Eigenschaftsbestimmung aus.

»Die Gegenüberstellung der Silben /ku/ und /ki/ berechtigt uns nicht, die beiden Anlautsegmente als zwei sich in ihrem Vorkommen vor Vokalen gegenseitig ausschließende Varianten eines einzigen Phonems /k/ zu betrachten, solange wir nicht die gemeinsamen Eigenschaften erkannt haben, welche die Einheit zwischen der vorderen und der hinteren Variante der Phonems /k/ herstellt und das Phonem von allen anderen Phonemen derselben Sprache unterscheidet. Erst dann sind wir imstande, zu entscheiden, ob das hintere [k-] in /ku/ dasselbe Phonem ausführt wie das vordere [k+] in /ki/, und nicht das vordere [g+] in /gi/.« (1956a: SW I 474)

»Die Versuche, eine phonematische Kategorie einzig und allein aufgrund von Distributionsregeln zu identifizieren, führen unvermeidlich in eine Sackgasse. Man kann z. B. nicht das Faktum, daß sie auf nichtfinale Stellungen eingeschränkt sind, als die primäre phonematische Definition der stimmhaften Geräuschaute des Polnischen anführen, ebensowenig wie man den Speisewagen als den Wagen definieren kann, den man nie zwischen zwei Güterwagen findet. Um sagen zu können, daß Speisewagen und stimmhafte Geräuschaute in einer bestimmten Stellung nicht auftreten, müssen wir zuerst und vor allem wissen, wie Speisewagen zu identifizieren und von Güter-, Schlaf- und Personenwagen zu unterscheiden sind und desgleichen stimmhafte von stimmlosen Geräuschaute.« (1962a: SW I 639)

Die Hoffnung, mit der distributionalen Analyse eine ausschließlich formale Analyse gewonnen zu haben, ist eine Illusion.

Es geht nicht darum, ein plattes Substanz-Denken durch ein

ebenso plattes Form-Denken abzulösen, sondern um die Überbrückung des Gegensatzes von Stoff und Form. Die Phonologie lehrt, daß nicht nur sinnliche Qualitäten wahrgenommen werden, sondern zugleich auch nichtsinnliche, formale Qualitäten, wie es Gleichheit, Differenz und Opposition sind. Bei der Identifizierung eines Phonems richten wir uns nicht auf eine sinnliche Qualität, sondern auf ein oppositionales Verhältnis von sinnlichen Qualitäten. Wir fragen »Sagten Sie *matt* oder *patt*?« und konzentrieren uns auf den Gegensatz von nasal und nichtnasal beim Sprechen und Hören der Anfangskonsonanten der beiden Ausdrücke.

Stoff und Form implizieren sich wechselseitig. In seiner »strukturalistischen Fundamentalbetrachtung« führt Husserl (1913: 265, 277) als Paradebeispiel einer wechselseitigen Fundierung Farbe und Ausdehnung sowie Ton(qualität) und Tonintensität an. Eine Ausdehnung oder Intensität ohne ein stoffliches Korrelat (nicht Substrat) ist nicht vorstellbar und umgekehrt. Differenzen sind entweder direkt stofflicher Art (rot – grün, vokalisches – nichtvokalisches) oder beziehen sich auf solche Eigenschaften, die nur an stofflichen Elementen auftreten können. Hell und dunkel können nur sinnliche Daten, Farben oder Töne, sein. Der phonische Stoff, über den das Kind im Lallstadium verfügt, wird von der Sprache nicht *tale quale* mit allen vorgefundenen und nur mit den vorgefundenen Formen übernommen. Die sprachliche Aktivität, von der das Lautmaterial aufgegriffen wird, klassifiziert, selektioniert und adaptiert das Material im Hinblick auf seine Funktion. Das natürliche Lautmaterial zeigt eine Unmenge von verschiedenartigsten Variationen. Die sprachliche Aktivität entzieht ihm binäre Oppositionen bzw. überzieht es mit binären Oppositionen. Das Lautmaterial, wie es in der Sprache erscheint, ist immer schon ein »kulturelles Artefakt« (Jakobson, 1949: SW I 423).

In der Polemik gegen den stofflichen, phonischen oder psychologischen Rest in der Phonologie Saussures und Jakobsons wird gewöhnlich zweierlei vermischt, 1. die Abhebung der Phonologie als einer linguistisch eingestellten Form- und Funktionswissenschaft von der Phonetik als einer Stoffwissenschaft und 2. die hierarchische Ordnung der verschiedenen Ebenen der Realisation der sprachlichen Zeichen. Wenn ein »Psychologist« (cf. Derrida, 1968: 139f) ist, wer die auditiv-perzeptuale Ebene der

Lautrealisation zum Ausgangspunkt des Studiums der sprachlichen Zeichen nimmt, dann sind Saussure und erst recht Jakobson in der Tat Psychologen. Übersehen wird jedoch bei solchen Kritiken, daß die Bevorzugung der Lautperzeption nicht »metaphysisch« begründet ist. Von einem metaphysischen Dogma ließ sich allenfalls die alte Tonpsychologie leiten, für welche die wahrgenommenen Tonqualitäten nur ein Epiphänomen der »Töne an sich«, wie sie nach ihrer Auffassung in den akustischen Wellen greifbar werden, darstellen. Jakobson begründet die Priorität der perzeptuellen oder psychologischen Ebene struktural und funktional. Die perzeptuelle Ebene ist die vom Sprecher in der normalen Kommunikation intendierte Ebene, an der sich auch der Hörer orientiert. Und sie ist, verglichen mit den übrigen Ebenen der Lautrealisation, der neurologischen, der akustischen und der artikulatorischen, die präziseste und am wenigsten redundante, von der aus daher die Analyse der verschiedenen Ebenen ihren Ausgang nimmt (*infra* 3,4.).

Die Priorität gilt auch gegenüber der Schrift, und zwar in genetischer, in funktionaler und in strukturaler Hinsicht. Genetisch – individual wie sozial – geht die gesprochene Sprache überall der geschriebenen Sprache voraus. Die Lautsprache ist das universalste, selbständigste und grundlegendste Kommunikationsmittel. Visuelle Zeichensysteme haben der Sprache gegenüber durchwegs den Charakter eines Ersatzes, so die Schrift, oder einer Ergänzung, so die Gestik (1964: *SW* II 334). Phoneme und Buchstaben haben eine unterschiedliche Zeichenstruktur. Phoneme haben keine einheitliche, positive und konstante Bedeutung. Sie signalisieren ein bloßes Anderssein (*altérité*). Das Phonem /m/ in »mein« signalisiert, daß das Morphem, dessen Teil es ist, zu unterscheiden ist von einem Morphem (>dein<), das an derselben Stelle ein anderes Phonem (/d/) enthält. Daß das gleiche Phonem /m/ auch in »männlich« vorkommt, impliziert keine Gemeinsamkeit in der syntaktischen Form oder im semantischen Gehalt der beiden Wörter »mein« und »männlich«. Der Buchstabe *m* dagegen hat eine einheitliche, positive und konstante Bedeutung. Er signalisiert in jedem Wort dasselbe, daß nämlich bei der Aussprache des Wortes an seine Stelle durchweg das Phonem /m/ tritt. Der konstante Wert kann allerdings, wie im Englischen, durch verschiedene konventionelle Regeln eingeschränkt werden. Die funktionale Differenz von Phonemen und Buchstaben schlägt sich auch

in ihrer Struktur nieder.

»Buchstaben spiegeln nie oder nur teilweise die verschiedenen distinktiven Eigenschaften wider, auf denen die Phonemanordnung aufgebaut ist, und lassen unfehlbar die strukturelle Verwandtschaft dieser Eigenschaften außer acht.« (1956a: SW I 475)

Dem Postulat Hjelmslevs (1943), daß sich die phonologische Form vom phonetischen Stoff ganz und gar abtrennen läßt, liegt die irrige Annahme zugrunde, daß sich in der Sprache die Form zum Stoff wie eine Konstante zu einer Variablen verhält.

»Ebenso wie man nicht sagen könnte, daß die musikalische Form in zwei Variablen zum Ausdruck kommt, nämlich in Tönen und Noten, kann man auch von der sprachlichen Form nicht behaupten, daß sie in zwei gleichwertigen Substanzen, nämlich der lautlichen und der graphischen, zum Ausdruck kommt. Und ebenso wie die musikalische Form nicht von der lautlichen Materie, die sie bildet, abstrahiert werden kann, so muß die Form in der Phonematik in bezug auf ihre lautliche Materie betrachtet werden, welche der sprachliche Kode nach seinen eigenen Gesetzen auswählt, in neue Anordnung versetzt, zergliedert und klassifiziert.« (1956a: SW I 475)

Die innere Struktur der phonischen und der graphischen Elemente ist eine je andere.

Es gibt Strukturen, die unbestreitbar stofflich fundiert sind. Gewisse Strukturen gelten für jedwede Art von Gegenständen: Jeder Gegenstand ist den anderen Gegenständen in irgendeiner Rücksicht entweder ähnlich oder von ihnen verschieden; jeder Gegenstand kann als Substrat von Attributen und als Subjekt von Prädikaten fungieren etc. Andere Strukturen sind an die Natur der Gegenstände gebunden. Die Ausdehnung ist z. B. eine Form, die material bedingt ist. Im eigentlichen, nicht übertragenen Sinn sind nur die materialen Körper ausgedehnt. Die Strukturen, die durch die konkrete Natur der Gegenstände bestimmt sind, lassen sich im Unterschied zu den allgemeinsten Strukturen, die sich auf jeden Gegenstand applizieren lassen, nicht durch beliebige Gegenstände isomorph abbilden.

Relationen können noch in einer anderen Hinsicht stofflich fundiert sein. Herbart (1824: 324ff) stellte bei Eigenschaften, die dem gleichen Qualitätskontinuum angehören, und solchen, die zu verschiedenen Kontinuen gehören, unterschiedliche Rela-

tionsverhältnisse fest. Eigenschaften des gleichen Kontinuums zeigen die Eigentümlichkeit, daß sie einerseits verschmelzen können und sich andererseits am gleichen Element verdrängen: Hell und dunkel können sich mischen und zu einem mittleren Grad der Helligkeit verschmelzen. Ein Laut kann andererseits – im Verhältnis zu einem bestimmten anderen Laut – nicht zugleich hell und dunkel sein. Wohl aber kann ein Laut (z. B. [p]) zugleich dunkel und diffus sein. Eigenschaften, die zu verschiedenen Kontinuen gehören, können sich vertragen und gehen »Komplikationen« ein.

Jakobson hat sich hauptsächlich mit den charakteristischen Unterschieden von visuellen und auditiven Zeichensystemen befaßt (1964a und b: SW II 334ff). In den visuellen Systemen dominieren Zeichen, die von ihrem Objekt selber verursacht wurden und seine Kompräsenz implizieren (Indices), und solche, die ihrem Objekt ähnlich sind, es abbilden (Ikonen). Visuelle Zeichen werden zudem sehr leicht reifiziert. Es besteht eine unwillkürliche Tendenz, sie in natürliche Objekte umzuwandeln. Die gleichen Leute, welche die abstrakte Malerei unbefriedigt läßt, scheinen den fehlenden Realitätsbezug der Musik, die nicht weniger abstrakt ist, nicht einmal zu bemerken. In der Vision dominiert die räumliche und in der Audition die zeitliche Dimension. Noch charakteristischer ist die strikt hierarchische und granulare Struktur der Lautsequenzen. Musik und Sprache bauen sich aus diskontinuierlichen, diskreten Komponenten auf. Keine der visuellen Künste verfügt über eine so ausgeprägte hierarchische Stratifikation. Jakobson vermutet den Grund für die rasche Ermüdung, die sich bei abstrakten Filmen einstellt, im Fehlen von ähnlich zwingenden Gesetzmäßigkeiten wie in Musik und Sprache.

2.3.2. *Die Rolle und die Form des Sinns.* Von Lévi-Strauss (1963: 673) stammt der Satz: »Der Sinn ergibt sich immer aus der Verbindung von Elementen, die selber nicht sinnhaftig sind.« Foucault (1966) vermutet im Anschluß an solche Feststellungen, daß der Sinn »nichts als eine Art Oberflächenwirkung, eine Spiegelung, ein Schaum« ist. Solche Äußerungen sind kaum vorstellbar aus dem Munde Jakobsons.

»Ausdruck und Bedeutung« sind die zwei nicht aufeinander reduzierbaren, korrelativen Seiten jedes sprachlichen Zeichens.

Der Sinn ist dabei weniger das Produkt einer gewissen Anordnung von Ausdruckselementen als vielmehr der Faktor, der eine streng gesetzmäßige Anordnung der Ausdrucksmittel inauguriert. Er ist auch kein Epiphänomen, dessen Gesetzmäßigkeit in einer anderen Wirklichkeit gründet. Eine solche Feststellung müßte das methodologische Postulat des Strukturalismus, daß jeder Gegenstandsbereich *primo loco* spezifischen, immanenten Gesetzen unterliegt, bedenklich erschüttern. Man kann nicht Sinn und Struktur bzw. System als Gegenbegriffe gegeneinander ausspielen. Der Sinn ist selber strukturiert und erscheint immer in einem System von Sinnkombinationen und Sinnmodifikationen.

2.3.2.1. *Der Sinn als Formprinzip*. Am Anfang der Lautsprache stehen nicht Verbindungen von sinnlosen Elementen, die nachträglich einen Sinn zeitigen oder mit einem solchen beladen werden. Am Anfang stehen vielmehr Lautverbindungen, die ihre spezifisch linguistische Form gerade im Hinblick auf eine Bedeutungsfunktion erhalten und ohne Rekurs auf diese Bedeutungsfunktion gar nicht definiert werden können. Den eigentlichen Sprachanfängen geht eine Lallperiode voraus, in der das Kleinkind in der Lage ist, alle erdenklichen Laute zu erzeugen. Im Übergang zur ersten Sprachstufe verliert es beinahe sein ganzes Lautvermögen. Schritt für Schritt baut es sich jetzt nach strengen Fundierungsgesetzen ein künstliches System von Lauten, die durch oppositionale Eigenschaften miteinander verklammert sind, auf. Gewisse Laute wie die Zischlaute und die Liquidae, die es im Lallstadium mühelos produziert, vermag es erst wieder zu äußern, nachdem es einen komplexen Stufenbau von anderen Lauten erworben hat.

Man kann die Stabilität, die Selektion der Laute sowie die hierarchische Stratifikation des Lautsystems nach dem Übergang vom Lallen zum Sprechen nur durch die neue Funktion der Laute erklären. Das Lallen dient der motorischen und emotionalen Selbstbefriedigung des Kindes. Beim Lallen ist das Kind selbstgenügsam, egozentrisch und nichtobjektbezogen. Die Sprachlaute sind dagegen durch ihre Bedeutungsintention und ihre soziale Ausrichtung gekennzeichnet. Sie dienen als Bezeichnungs- und als Kommunikationsmittel. Es werden solche Lautelemente ausgewählt, die geeignet sind, innerhalb eines Systems Bedeutungen zu unterscheiden. (1941: SW I 337ff)

2.3.2.2. *Die Form des Sinns.* Die Formulierung »Form und Sinn« ist eine Verkürzung und führt als solche leicht in die Irre. Sie vermag den Eindruck zu erwecken, daß ein sprachliches Element eine phonologische und, wenn es sich um ein höherstufiges Element handelt, auch eine grammatische Form hat und darüber hinaus einen Sinn, der selber über alle Formbestimmungen erhaben ist. Gerade das ist verfehlt. Ein Sinn ist nicht etwas, das sich jedem wissenschaftlichen Zugriff entzieht, etwas, das nur ›erlebt‹ und erahnt werden kann. Ein Sinn ist seinerseits strukturiert und ist daher immer auch etwas, das ›verstanden‹ werden kann. Er kann zerlegt werden in die Komponenten, aus denen er sich zusammensetzt. Er kann in Beziehung gesetzt werden zu den Transformationen, die seine grammatische und semantische Struktur zulassen, sowie zu anderen Bedeutungen, denen er entgegengesetzt ist und mit denen zusammen er ein System von Bedeutungen bildet. Die elliptische Formulierung können wir nun folgendermaßen entfalten: »Phonologische Form, grammatische Form und semantische Form«. Aber auch diese Formulierung läßt noch zu wünschen übrig. Sie insinuiert, daß die Bedeutungen in der Sprache eine isolierbare Schicht neben anderen isolierbaren Schichten bilden. Sinn gibt es auf allen Ebenen, nur die Struktur des Sinns ist eine je verschiedene für jede dieser Ebenen. So unterscheiden sich Bedeutungen, die durch die grammatische Form eines Wortes zum Ausdruck gebracht werden, in charakteristischer Weise von Bedeutungen, die durch ein eigenes Wort, eine selbständige lexikalische Einheit ausgedrückt werden. Bedeutungen, die grammatisiert sind, sind unumgänglich, obligatorisch. Lexikalische Bedeutungen sind dagegen fakultativ. Sie brauchen nicht ausgedrückt zu werden. Wenn die Verben einer Sprache z. B. keine Information über die Zeit der Handlung enthalten, so kann eine auftretende Unklarheit durch ein zusätzliches Wort behoben werden.

»Wenn ein Russe sagt: *Ja napisal prijatelju* ›Ich schrieb einem Freund‹, dann wird der Unterschied zwischen der Bestimmtheit und der Unbestimmtheit des Objektes (›dem‹ vs. ›einem‹) nicht ausgedrückt, wohingegen die Vollendung des Briefes durch den Verbalaspekt und das Geschlecht des Freundes durch das männliche Geschlecht ausgedrückt werden. Da diese Begriffe im Russischen grammatischer Natur sind, können sie bei einer Mitteilung nicht weggelassen werden, wohin-

gegen ein Engländer, der gesagt hat ›I wrote a friend‹ auf Fragen bezüglich dessen, ob der Brief zu Ende geschrieben worden und ob er an einen Freund oder eine Freundin adressiert war, mit einem kurzen ›das geht Sie nichts an‹ antworten würde.« (1959c: SW II 492)

Eine wichtige Unterscheidung, um der inneren Struktur einer Bedeutungseinheit auf die Spur zu kommen, ist die zwischen allgemeiner und kontextueller Bedeutung. Als Beispiel für Jakobsons Vorgehen wählen wir eines der meistanalytierten Wörter der neueren Semantik, das englische Wort *bachelor* (1973d: 49f). Je nach Kontext nimmt es unterschiedliche Bedeutungen an. *bachelor* kann meinen:

1. eine unverheiratete Person,
2. einen Inhaber des niedrigsten akademischen Grades,
3. einen Ritter, der unter der Fahne eines anderen dient,
4. eine männliche Robbe, die während der Brunstzeit partnerlos ist.

Der Kontext, in dem das Wort gebraucht wird, vermittelt die Selektion der speziellen Bedeutung, die entsprechend kontextuelle Bedeutung genannt wird. Durch alle vier Verwendungsmöglichkeiten hindurch ziehen sich gewisse invariante Eigenschaften, die es nicht zulassen, bei *bachelor* von einem homonymen Ausdruck zu sprechen, vergleichbar etwa dem englischen *bank*, das zugleich ein Geldinstitut und eine Erd- oder Sandanhäufung in einem Fluß oder See bezeichnen kann. *bachelor* ist in allen vier Fällen ein Nomen, und zwar ein Nomen, dessen Gegenstand das Merkmal ›belebt‹ eigen ist. Es kann nicht durch das Pronomen *it*, wohl aber in allen vier Fällen durch das Pronomen *he* ersetzt werden. Darüber hinaus ist der *bachelor* in allen vier Kontexten ein Erwachsener, jedoch nicht notwendigerweise ein männlicher Erwachsener. In den ersten zwei Bedeutungen kann das Wort auch für weibliche Personen verwendet werden: *She is a Bachelor of Arts*. Die zwei invarianten Merkmale ›Lebewesen‹ und ›Erwachsener‹ genügen jedoch noch nicht, um die Bedeutung von *bachelor* von der Bedeutung anderer Wörter abzuheben. Sie sind zu wenig spezifisch. Der *bachelor* ist in allen vier Fällen jemand mit einer unvollendeten Karriere. Die invariante, allgemeine Bedeutung von *bachelor* ist ›ein erwachsenes Lebewesen mit einer unvollendeten Karriere‹.

Die offene Klasse der Nomina bietet nicht den günstigsten Ein-

stieg in das Studium des Systems der Bedeutungseinheiten einer Sprache. Weit günstiger sind geschlossene Klassen von Wörtern wie die Präpositionen, die Pronomina etc. Je geschlossener eine Klasse ist, desto strukturierter erscheint sie, desto durchsichtiger sind die Ordnungsgesetze, nach denen sie sich konstituiert. Die strengste Strukturierung zeigen jedoch grammatische Bedeutungen, die durch morphologische Mittel zum Ausdruck gebracht werden.

Ein Musterbeispiel einer strukturalen Analyse eines geschlossenen Systems von Bedeutungen, das einen maßgebenden Einfluß auf die neuere semantische Forschung ausübte (cf. Bierwisch, 1967a: 4) sind Jakobsons Abhandlungen über die Gesamtbedeutungen der russischen Kasus (1936b, 1958a: SW II 23ff, 154ff). Der erste Schritt besteht in der Identifikation der invarianten Bedeutung eines Kasus. Dieser Schritt wird motiviert einerseits durch die Vielzahl der kontextualen Bedeutungen der einzelnen Kasus und andererseits durch das Überlappen der kontextualen Bedeutungen des einen Kasus mit denen eines anderen. So wird der Akkusativ im Russischen gebraucht für das direkte Objekt eines transitiven Verbes, für die Zeit- und Raummodifikatoren von intransitiven Verben, für das Objekt gewisser Präpositionen in Verbindung mit Verben der Bewegung etc. Das direkte Objekt eines negierten Verbes erscheint aber auch, jedoch nicht immer, im Genitiv und der Zeitmodifikator im Instrumentalis.

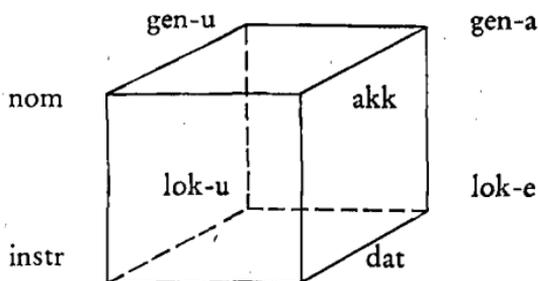
Wie das phonologische System in ein System von Beziehungen zwischen Phonemen und ein System von distinktiven Eigenschaften unterteilt werden kann, so auch das Kasussystem in ein System von Beziehungen zwischen den Kasus und ein entsprechendes System von Kasus-Eigenschaften. Die Variationen und Überlappungen der Kasus lassen sich durch die Analyse der Kasus-Eigenschaften, die als Träger der allgemeinen Bedeutung der Kasus fungieren, aufklären.

Als die invariante Bedeutung des Akkusativ läßt sich die Gerichtetheit ausmachen. Im Satz *ja čitaju knigu* ›Ich lese ein Buch‹ ist das Buch das Ziel des Leseprozesses. In *on rabotaet den' i noč'* ›Er arbeitet Tag und Nacht‹ wird zum Ausdruck gebracht, daß die ganze Zeit von der Arbeit in Anspruch genommen wird. Anders beim Instrumentalis. Bei seinem Gebrauch wird die Zeitspanne nicht von der Aktion ausgefüllt. Die Zeit wird nur am Rande berührt. Das Charakteristikum des Instrumentalis ist die Randstel-

lung der Zusatzbestimmung. *rabotaet noč'u* ›Er arbeitet nachts‹ bedeutet nur, daß die Arbeit in der Nacht und nicht am Tage statthat, nicht aber, daß sie die ganze Nacht ausfüllt. Ähnlich liegt in *švyr'at' kann'ami* ›(mit) Steine(n) werfen‹ (Instrumentalis) im Unterschied zu *švyr'at' kamni* ›Steine werfen‹ (Akkusativ) der Akzent auf dem Werfen und nicht auf den Steinen.

Vier russische Kasus (Nominativ, Akkusativ, Instrumentalis, Dativ) lassen sich durch die zwei Kernbedeutungen der Gerichtetheit und der Randstellung in eine systematische Beziehung zueinander setzen. Sie unterhalten ein Verhältnis der Opposition, das durch die Beziehung der Anwesenheit *vs.* Abwesenheit eines oder beider Merkmale gebildet wird. So unterscheidet sich der Nominativ von den drei anderen Kasus durch die Abwesenheit beider Merkmale *vs.* die unterschiedliche Anwesenheit der Merkmale in den anderen Kasus. Der Akkusativ unterscheidet sich vom Nominativ durch die Anwesenheit der Gerichtetheit *vs.* ihre Abwesenheit, vom Instrumentalis durch das gleiche Verhältnis *plus* die Abwesenheit der Randstellung *vs.* ihre Anwesenheit, vom Dativ, der sich durch beide Merkmale, die Gerichtetheit und die Randstellung, auszeichnet, durch die Abwesenheit der Randstellung *vs.* ihre Anwesenheit.

Mit einer einzigen zusätzlichen Eigenschaft, der Umfangbestimmung, gelingt es, die zwei anderen russischen Kasus, den Genitiv und den Lokativ, bzw. die vier anderen Kasus, wenn man die Untergruppen von Genitiv und Lokativ als selbständige Kasus betrachten will, in ein durch derartige Gegensatzbeziehungen ausgespanntes System miteinzubeziehen. Mit einem Kubus, bei dem die acht Kasus die Ecken besetzt halten, kann die Markierung der einzelnen Kasus und ihre oppositionale Struktur anschaulich zum Ausdruck gebracht werden (cf. Jakobson, 1958a: SW II 175; Sangster, 1971: 151).



Die Kasus, die auf der rechten Seite des Kubus plaziert sind, teilen miteinander das Merkmal Gerichtetheit, die Kasus am Boden haben das Merkmal Randstellung gemeinsam und die Kasus auf der Rückseite das Merkmal Umfangbestimmung.

Husserl wurde durch seine Theorie der Wesensabstraktion berühmt. Gesucht sind die invarianten Wesenszüge eines Gegenstandes oder einer Bedeutung. Husserl kam dabei wohl zur Feststellung, daß die Aufdeckung der invariant bleibenden Eigenschaften eines einzelnen Gegenstandes für sich zu seiner vollen Charakterisierung nicht ausreicht. Dazu muß er in Beziehung gesetzt werden, zuerst zu den Gegenständen der Kategorie oder Region, der er zugehört, und dann zur Gesamtheit aller Kategorien, zur Welt als ganzer. Diese Einsicht blieb bei Husserl weitgehend ein Postulat. Seine Wesensanalysen beschränken sich atomistisch auf einzelne Gegenstände. Das invariante Beziehungsgefüge, in dem sich die einzelnen Gegenstände konstituieren, bleibt weitgehend unthematisiert. Hier liegt der Beitrag Jakobsons zur sog. eidetischen Phänomenologie, die es auf die Wesensallgemeinheiten eines Gegenstandes oder einer Gegenstandsregion abgesehen hat. Jakobson vermochte zu zeigen, wie einzelne Gegenstandsbereiche durch ein harmonisches System von relationalen Eigenschaften beschrieben werden können. Der Kosmos der Ideen ist kein Sammelsurium von Gegebenheiten, die nur individuell ›goutiert‹ werden können. Er ist ein wohlgeordnetes System.

2.3.2.3. *Der Sinn als Formfaktor poetischer Texte!* Im Kampf gegen die thematische Definition der Dichtung durch die Symbolisten erhoben die russischen Futuristen und Formalisten anfänglich das Lautmaterial zum einzigen Gegenstand der Dichtung. »Das Wort als solches«, unbelastet durch irgendeine symbolische Beziehung auf ein Objekt, wurde in den Brennpunkt der poetischen Erfahrung und Arbeit gerückt. Die poetische Sprache zeichnet sich nach der Auffassung der frühen Formalisten durch eine spezifische Organisation des Lautmaterials aus. Andere Formprinzipien der Sprache erfuhren eine lautmäßige Interpretation. So analysierte O. Brik den syntaktischen Parallelismus als eine Lautwiederholung (Pomorska, 1968: 28). Der Ausschluß der Bedeutungsschicht, wie sie von der sog. *zaumnyj-Dichtung*<sup>21</sup> vorgenommen wurde, ließ sich nicht konsequent durchhalten. Zur Formation des Lautmaterials griff man

zu morphologischen Mustern, wenn nicht der eigenen russischen Sprache, so zu denen fremder Sprachen. Türkische Sprachen waren besonders beliebt. Sie stellten »schwierige Formen« zur Verfügung, die dem einen Ziel der Futuristen, die Lautwahrnehmung zu desautomatisieren, besonders entgegenkamen. Die »transrationale« Poesie erwies sich zudem bald nicht als eine Poesie ohne Bedeutung, sondern vielmehr als eine Poesie, die teils neue, teils aus ihrem vertrauten Zusammenhang herausgerissene Bedeutungen zu evozieren vermochte. Aus einer »sinnlosen« Poesie wurde eine »sinnverfremdende« Poesie (*ibid.* 109, 122).

In Jakobsons frühen Schriften zur Dichtung erscheint der anfängliche Ausschluß der thematischen Schicht aus der Poesie durch die Futuristen in der revidierten Form des Ausschlusses des dinglichen Bezuges (1921a: 93) und der Wahrheitsfunktion ihrer Aussagen. Der Dichter interessiert sich nicht um den Wahrheitsgehalt seiner Aussagen. Man kann ihn daher für die vorgetragenen Ideen auch nicht verantwortlich machen.

»Dem Dichter Ideen und Gefühle vorzuhalten ist genauso absurd wie das Verhalten des mittelalterlichen Publikums, das den Darsteller des Judas verprügelte, und ebenso unsinnig wie der Versuch, Puškin des Mords an Lenskij zu beschuldigen.« (1921a: 41)

Es geht dem Dichter als solchem allein um die Freilegung und die schöpferische Verwendung der die Sprache konstituierenden Verfahren und Gesetzmäßigkeiten. Die Bedeutungen fungieren dabei nicht weniger als Form- oder – in der von Jakobson bevorzugten Terminologie – als Strukturprinzip als die übrigen Elemente der Sprache. Der strukturelle Aufbau eines Gedichtes ist ebenso semantischer und grammatischer wie phonologischer und metrischer Natur.

»Komposition« <des Gedichtes> meint hier nicht nur die strikt äußeren Zeichen, den <sog.> formalen Ausdruck, sondern auch die Semantik dieses formalen Ausdrucks. Ich mag die Begriffe »Inhalt« und »Form« nicht. Der Inhalt ist ein Teil der Struktur des Gedichtes. Die Struktur schließt beides ein, das *signans* und das *signatum* der sprachlichen Zeichen und ihre Komposition. Es liegt eine Beziehung zwischen Form und Inhalt vor. Der Inhalt ist ein Teil der Form, gerade wie die Form ein Teil des Inhaltes ist. Anton Marty, der Schweizer

Freund Husserls, hat eine bemerkenswerte Untersuchung (1879) zu diesem Thema veröffentlicht.« (1973d: 8f; vgl. 23, 60) Beim Bewußtmachen der verschiedenen Schichten der Sprache spielen Homo- und Heteromorphismus eine entscheidende Rolle. Ein syntaktischer Parallelismus kontrastiert mit einem semantischen Gegensatz:

»Der Kluge prahlt mit seinem goldnen Schatz,

Der Dumme prahlt mit seinem jungen Weib.« (1968b)<sup>22</sup>  
Die Repetition von synonymen Ausdrücken bringt eine identisch bleibende Bedeutung in zwei verschiedenen Ausdrücken zur Abhebung:

»Er ist nackt und bloß.« (1921a: 113)

Das Spiel mit Homonymen beruht ebenfalls auf der Nichtkoinzidenz von Sinn und Ausdruck:

»*Mera* ›Mass, Metrum‹ ist bald voll von Hafer, bald zaubert es mit dem Wort. (Chlebnikov)« (*ibid.*)

In allen drei Fällen ist die Verschiedenheit in der Gleichheit ein Mittel der Bewußtmachung der aufeinanderbezogenen Schichten der Sprache.

Ein Oxymoron (»viereckiger Kreis«) zeichnet sich durch die Emanzipation des Sinns gegenüber seinen Referenten aus. Es kommt nicht auf historische und physikalische Fakten an. Intendiert ist allein ein Spiel von autonom gewordenen linguistischen Elementen, in diesem Fall von Bedeutungen und Bedeutungssystemen:

»»Als sie ihm <dem Heiligen> am Ende den Kopf abschlugen, stand er auf, nahm seinen Kopf und küßte ihn liebevoll <Dostojewskij>. Hier ist der Mensch eine traditionelle semantische Einheit, die alle ihre Eigenschaften bewahrt, d. h. erstarrt ist.« (1921a: 51)

Ein äußerst wirksames Mittel der Sichtbarmachung sprachlicher Formen ist die Deformation. Auch sie gibt es nicht nur auf der Ebene der Laute, sondern gleichfalls auf der Ebene der Bedeutung. Die Umgangssprache kennt den Ersatz eines Anfangskonsonanten als Verfahren zur Sichtbarmachung eines inneren Zusammenhangs von Bedeutungen (z. B. russ. *devjat* ›neun‹ in Anlehnung an *desjat* ›zehn‹). Häufig erscheint die Substitution als Lapsus. Chlebnikov verwendet sie als ein poetisches Verfahren. Die Wirkung läßt nicht auf sich warten:

»Das Wort erhält gleichsam eine neue Lautcharakteristik, die

Bedeutung gerät ins Schwanken, das Wort wird wahrgenommen wie ein Bekannter mit unversehens unbekanntem Gesicht, oder wie ein Unbekannter, in dem man Bekanntes ahnt.« (1921: 107)

Die semantische Verfremdung wird durch den Gebrauch von ungewöhnlichen Wörtern, Archaismen, Barbarismen, Provinzialismen, Neologismen erzielt (1921a: 67, 85ff). Umgekehrt kann aber auch gerade die Verwendung von gewöhnlichen Ausdrücken und eines gewöhnlichen Stils für eine Sache, für die sich eine außerordentliche, »gehobene« oder archaische Sprechweise eingebürgert hat, diese Sache in einem neuen bzw. vergessenen semantischen Kontext aufscheinen lassen.

Die hermeneutische Einschränkung der Interpretation von Gedichten auf ihren *sens vécu* stellt eine arge Verstümmelung der poetischen Texte dar. Es gibt auch eine *forme vecue*, die nicht weniger eine psychische Realität ist als der Sinn der sprachlichen Zeichen (cf. 1973a: 502). Immer wieder fungieren lautliche Verbindungen in der Poesie als Induktoren von Sinnbeziehungen (Paronomasie: cf. lat. *nomèn est omen*; engl. *name – fame*). Der Reim ist ein lautliches Faktum mit einer semantischen Funktion (cf. 1960b: 368f).

»In der Dichtung wird jede spürbare Ähnlichkeit in der Lautform im Hinblick auf die Ähnlichkeit und/oder die Verschiedenheit in der Bedeutung ausgewertet.« (1960b: 372)

»Wörter, die sich in ihrer Lautform gleichen, werden auch nach ihrer Bedeutung zusammengezogen.« (1960b: 371)

Ein Ausgangspunkt der hermeneutischen Interpretation ist die Mehrdeutigkeit poetischer Texte. Die Mehrdeutigkeit wird dabei als ein letztes Faktum oder vielmehr als ein *datum* im eigentlichen Sinn des Wortes, als ein Gnadengeschenk, angesehen, das nur zu einem geringen Teil aufgeklärt werden kann. Der Strukturalismus sieht dagegen in der Mehrdeutigkeit das Resultat von bewußt oder unbewußt angesetzten Verfahren. Sie kann prinzipiell hinterfragt werden. Eines der einfachsten Mittel der Mehrdeutigkeit ist die Evokation einer zweiten Bedeutung aufgrund einer phonologischen, metrischen oder syntaktischen Äquivalenz, wie sie im folgenden russischen Hochzeitslied arrangiert ist:

»Ein stolzes Pferd galoppierte zum Hof,  
Ein tapfrer Kämpe kam zum Tor,  
Vasilij schritt zum Gut.«

Das »stolze Pferd« ist ein Besitzteil des Bräutigams und wird aufgrund der metrischen und syntaktischen Parallelisierung mit dem Bräutigam zugleich zu seinem Bild. Eine metonymische Beziehung wird von einer metaphorischen überlagert (1960b: 369f). Der Aufsatz »Linguistik und Poetik« (1960b) bietet eine zusammenfassende Darstellung der Theorie der Dichtung, wie sie Jakobson im Laufe von über 40 Jahren erarbeitet hatte. Jakobson distanziert sich in ihm entschieden von der Einschränkung der Poesie auf die Lautebene als einem »phonetischen Isolationismus«. Für seine Sicht wählt er Valéry's Formel *le poème, hésitation prolongée entre le son et le sens* »das Gedicht, ein andauerndes Zaudern zwischen Laut und Bedeutung« (ibid. 233). Gleichzeitig distanziert er sich offensichtlich auch von seiner eigenen Moskauer und Prager These (1921a: 93; 1934: 415), nach der in der Dichtung der dingliche Bezug der Sprache entfällt.

»Der Vorrang der poetischen Funktion vor der referentiellen löscht den Gegenstandsbezug nicht aus, sondern macht ihn doppeldeutig.« (1960b: 371)

Das Wesen der Poesie, die Poetizität, ist nicht mehr im zusätzlichen Auftreten eines linguistischen Elementes oder umgekehrt im Ausschluß eines solchen zu suchen. Die Dichtung zeichnet sich vielmehr durch das Bewußtmachen sowohl der Autonomie wie der Interdependenz der verschiedenen Ebenen und Faktoren der Sprache aus. Die Bewußtmachung erfolgt durch eine strenge Strukturierung dieser Ebenen, durch das Spiel ihrer Verbindungen, ihrer Überschneidungen, ihrer wechselseitigen Ergänzung und Kontrastierung (cf. 1962d: 414f).

»Ein Missionar warf seiner afrikanischen Herde vor, ohne Kleider zu gehen. »Und wie steht es mit Dir?«, zeigte man ihm auf sein Gesicht, »Bist nicht auch Du irgendwo nackt?« »Ja, aber das ist mein Gesicht.« »Bei uns«, gaben die Eingeborenen zurück, »ist überall Gesicht.« So wird in der Dichtung jedes sprachliche Element in eine Figur dichterischen Sprechens verwandelt.« (1960b: 377)

2.3.2.4 *Bedeutung und gegenständliche Beziehung*. Die Distanzierung vom Ausschluß des dinglichen Bezugs als dem entscheidenden Charakteristikum der Poesie fällt zusammen mit einer Neukonzeption der gegenständlichen Beziehung der Sprache, auf die Jakobson im gleichen Aufsatz (1960b: 353) anspielt und die er in neueren Vorträgen (1973d: 52ff) ausführlicher entwickelt.

Die neuere Diskussion der Unterscheidung zwischen Bedeutung und gegenständlichem Bezug (Referenz) geht auf Frege (1892) zurück. Sie gründet in der Feststellung, daß zwei Ausdrücke zwar verschiedene Bedeutungen, aber denselben Gegenstand oder dieselbe Bedeutung, aber verschiedene Gegenstände haben können. Freges Beispiel für den ersten Fall: ›Morgenstern‹ und ›Abendstern‹ sind zwei Ausdrücke mit unterschiedlicher Bedeutung, die den gleichen Gegenstand, nämlich den Planeten Venus, bezeichnen. Husserls Beispiel für den zweiten Fall: Wenn wir einmal ›Bucephalas ist ein Pferd‹ und das andere Mal ›dieser Karrengaul ist ein Pferd‹ sagen, so ist im Übergang vom einen zum anderen Satz die Bedeutung des Ausdrucks ›ein Pferd‹ unverändert geblieben, seine gegenständliche Beziehung aber hat sich geändert.

Jakobson, der diese Unterscheidung anfänglich aus Husserls *Logischen Untersuchungen* (1913: 46ff) übernommen hatte (1936b: SW II 34; 1941: SW I 354), wendet nun (1973d: 52) ein, daß ›Morgenstern‹ und ›Abendstern‹ gar nicht den gleichen Referenten haben. Sie beziehen sich auf zwei verschiedene Phasen der Erscheinung des Planeten Venus. Wir können den Ausdruck ›Morgenstern‹ nicht in jeder Situation durch ›Abendstern‹ ersetzen.<sup>23</sup> Jeder Gegenstand erscheint stets in einer Situation, in einem zeitlich, räumlich oder sachhaltig bestimmten Beziehungsgefüge, das bei der Determination des Referenten zu berücksichtigen ist. Wir können einen Gegenstand nicht bezeichnen, ohne ihn zugleich in eine Situation oder einen Kontext einzuführen. Wenn ich als Zeitpunkt eines Rendez-vous ›5.45‹ angebe, dann benutze ich ein retrospektives Bezeichnungssystem, bei ›ein Viertel vor sechs‹ ein prospektives, das zudem weniger exakt als das erste ist. Das zweite Beziehungssystem erlaubt eine gewisse Unpünktlichkeit. ›5.45‹ meint dagegen exakt 5.45. Jede Denotation ist zugleich eine Konnotation.

Wir können Jakobsons Feststellungen noch weiter auswerten und sagen, daß es kein absolutes ›Ding an sich‹ gibt, ein  $x$ , das wir restlos von seinen Gegebenheitsweisen loslösen können. Wenn wir erklären wollen, auf was sich Ausdrücke wie ›Morgenstern‹ und ›Abendstern‹ beziehen, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als auf eine weitere Gegebenheitsweise oder Beschreibung des Gemeinten zu rekurrieren, etwa ›der Stern, den die Römer Venus nannten‹ oder ›der Planet mit dem zweitkleinsten Abstand von

der Sonne«. Das Beziehungsgefüge ist jedes Mal ein anderes. Das Problem der Wahrheit ist nicht die Korrespondenz einer Bedeutung und eines Referenten, sondern die Verträglichkeit zweier Bedeutungen, zweier Gegebenheitsweisen oder zweier Kontextbestimmungen.

Die Wahrheits- oder Existenzfrage kann nach Jakobson (1973d: 53ff) nur in Beziehung auf einen Kontext gestellt werden. Jede unbestimmte Existenzaussage – »Ambrosia existiert« »Quark existiert« – ist eine elliptische Aussage und bedarf der Ergänzung durch die Angabe, in welchem Bedeutungssystem sie zutreffend sein soll. Ambrosia gibt es im Rahmen der griechischen Göttermythologie. Und in diesem Rahmen können über Ambrosia nicht nur sinnvolle, sondern auch wahre und falsche Aussagen gemacht werden. Ambrosia wird gegessen und nicht getrunken. Quark, d. h. die postulierten Subpartikel, in welche die zur Zeit bekannten subatomaren Partikel zerfallen sollen, gibt es im Rahmen einer bestimmten neuen physikalischen Theorie. Quark als Weißkäse gibt es im Rahmen der sinnlich wahrnehmbaren Dinge.

Stoff ohne Form gibt es nicht. Es gibt aber auch keine Form ohne eine stoffliche Bestimmung. Jedes raumzeitliche Beziehungssystem hat einen inhaltlich bestimmten Ausgangspunkt und einen inhaltlich bestimmten Maßstab. Christi Geburt, Greenwich, die Drehung der Erde um die Sonne, einen Fuß etc. Die Ermittlung von invarianten abstrakten Strukturen kann nur das eine Ziel der Forschung sein. Das andere Ziel ist die Feststellung, welche Arten von konkreten Gegenständen die Abbildung einer bestimmten abstrakten Struktur zulassen.

## 2.4. *Taxonomie und Teleonomie*

2.4.1. *Taxonomie – ein Verdikt?* Die Namen von wissenschaftlichen und künstlerischen Strömungen haben oft ein wechselhaftes Schicksal. Es gibt Titel, die von den Initiatoren einer Bewegung selber vorgeschlagen werden, die sie später jedoch nur noch mit vielen Vorbehalten und Abgrenzungen gebrauchen. Zu viele Nachläufer, die nur zur Hälfte verstanden haben, um was es geht, und zu viele Kollegen, die nur zum Teil ähnliche Wege eingeschlagen haben, stellen ihre Arbeit unter dieselbe erfolgreiche

Überschrift. »Strukturalismus«, von Jakobson 1929 (cf. *supra* 1.1.) aufgebracht, ist ein solcher Titel. Andere Titel stammen nicht von den Promotoren einer Bewegung, sondern von ihren Kritikern. Es kommt dabei nicht selten vor, daß ein solcher Titel, der von den Gegnern als Verdikt gedacht war, nachträglich eine positive Wendung erfährt und von den Vertretern der kritisierten Strömung als eine in einer nicht vorhergesehenen Richtung höchst aufschlußreiche Bezeichnung übernommen wird.

Auch die strukturelle Linguistik wird seit einem guten Jahrzehnt mit einer als Verdikt gemeinten Bezeichnung versehen. Als Sammelbegriff für die Phonologie, wie sie von den verschiedensten Vertretern einer strukturalen Methode entwickelt worden war, prägte Chomsky (1964: 75) den Begriff »taxonomische Phonematik«. In der gleichen Schrift (11) stellte er schon zuvor ein taxonomisches und ein transformationales Modell der Grammatik einander gegenüber. In der Folge wurde »taxonomisch« rasch zu einem pejorativen Attribut, mit dem die gesamte strukturelle Linguistik ohne besondere Rücksicht auf die Divergenzen der einzelnen »Schulen« belegt wurde.

Auch bei Chomsky selber ist nicht immer klar, wieweit er Jakobson und dessen Prager Kollegen in die Kritik miteinbeziehen will. Zu Beginn der Schrift, in der er seine Kritik der Taxonomie zum ersten Mal formuliert, dankt er seinen beiden Lehrern an der Universität von Pennsylvania und in Harvard Zellig Harris und Roman Jakobson. Seine Darlegungen nähmen zum Teil die Ideen der beiden auf, zum Teil seien sie in Antwort auf diese stimulierenden Ideen entwickelt worden. Im darauffolgenden Text wie in den übrigen Auseinandersetzungen mit dem Strukturalismus finden sich dann neben Passagen, die Jakobson ausdrücklich von der Kritik ausnehmen, andere, in denen er und Trubetzkoy namentlich der Kritik unterzogen werden. Aber auch bei solchen Stellen ist die Tragweite der Kritik nicht immer leicht faßbar. Eingebettet zwischen abschätzigen und pauschalen Werturteilen finden sich informative Aufreihungen der Leistungen und der Applikationsbereiche der strukturalen Linguistik:

»Die Struktur eines phonologischen Systems als ein formales Objekt ist von geringem Interesse; von einem formalen Standpunkt aus gibt es nichts, das von Bedeutung wäre, über eine Menge von rund vierzig Elementen, kreuzweise nach acht oder zehn Eigenschaften klassifiziert, zu sagen. Die Bedeu-

tung der strukturalistischen Phonologie, wie sie von Trubetzkoy, Jakobson und anderen entwickelt worden war, liegt nicht in den formalen Eigenschaften eines phonematischen Systems, sondern in dem Umstand, daß eine ziemlich kleine Anzahl von Eigenschaften, die in absoluten, sprach-unabhängigen Begriffen spezifiziert werden können, die Basis für die Organisation aller phonologischen Systeme zu liefern scheint. Die Leistung der strukturalistischen Phonologie lag darin, zu zeigen, daß die phonologischen Regeln einer großen Mannigfaltigkeit von Sprachen sich auf Klassen von Elementen anwenden lassen, die vermittelt dieser Eigenschaften in einer einfachen Weise charakterisiert werden können; daß der geschichtliche Wandel diese Klassen in einer einförmigen Weise betrifft; und daß die Organisation der Eigenschaften eine entscheidende Rolle beim Gebrauch und Erwerb der Sprache spielt. . . . Aber wenn wir von der spezifischen, universalen Menge der Eigenschaften und vom Regelsystem, in dem sie fungieren, abstrahieren, bleibt wenig übrig, das von Bedeutung ist.« (Chomsky, 1972a: 74f)

Jakobson selber gebraucht den Ausdruck *Taxonomie* selten (1958b: SW I 524; 1962e: SW II 284).<sup>24</sup> Hinzu kommen gelegentliche Hinweise auf die biologische Systemforschung. In ihr hat der Begriff sein ursprüngliches Heimatrecht. Gerade diese Hinweise erweisen sich als aufschlußreich für die Rolle der Taxonomie innerhalb der verschiedenen Zweige der Linguistik. In neueren Schriften scheint Jakobson den Begriff gänzlich zu meiden, aus Protest gegen die simplifizierenden Interpretationen, die der Strukturalismus unter dieser Überschrift erfahren hat. Uns scheint, daß auch dieser Titel einer positiven Wendung fähig ist. Um diese Möglichkeit zu zeigen, beginnen wir mit einer Übersicht über die taxonomischen Prinzipien und Verfahren, wie sie auf der einen Seite von Chomsky kritisiert und wie sie auf der anderen Seite von Jakobson verstanden werden.

#### 2.4.2. *Taxonomische Prinzipien.*

2.4.2.1. *Segmentation und Klassifikation.* Als die grundlegenden Verfahren der taxonomischen Linguistik führt Chomsky (1964: 11, 75) die Segmentation und die Klassifikation an. Ein gegebener Korpus – im Fall der Sprache handelt es sich um Texte – wird unterteilt in diskrete Einheiten. Das eigentliche Problem

bei der Segmentation des Korpus und bei der Klassifikation seiner Elemente liegt in der Identifikation der Varianten: Welche Gegebenheiten lassen sich als Instanzen der gleichen Einheit auffassen? In der Phonologie werden gewöhnlich drei Kriterien zur Identifikation eines Phonems genannt, die phonetische Ähnlichkeit, die komplementäre Distribution und die Kommutabilität. Für Jakobson (1962a: SW I 642) ist die *phonetische Ähnlichkeit* ein zu vages und irreführendes Kriterium. Es trägt der spezifisch linguistischen Form und Funktion der Phoneme bzw. deren distinktiven Eigenschaften, die in ihrer relationalen Natur und in der Bedeutungsunterscheidung liegt, nicht Rechnung. Phonologische Invarianten lassen sich nicht absolut messen. Das Kriterium der metrischen Ähnlichkeit ist durch das Kriterium der relationalen Äquivalenz zu ersetzen. So ist im bulgarischen Vokalsystem mit den drei Paaren /e/ - /i/, /o/ - /u/, /a/ - /ɔ/ nicht die physico-motorische Verwandtschaft zwischen dem /ɔ/ des letzten Paares und dem /e/ und /o/ der beiden anderen Paare phonologisch entscheidend, sondern die Opposition von relativ kompakt und relativ diffus, die allen drei Paaren zugrundeliegt. Dieses oppositionale Verhältnis, das als Gestaltqualität auf verschiedene, variierende Daten übertragbar ist, ist für die Identifikation eines Phonems ausschlaggebend und nicht das einzelne, für sich gemessene Datum. Gestaltqualitäten werden von den Modifikationen der absoluten Daten, auf denen sie basieren, nicht betroffen.

Nach dem Kriterium der *komplementären Verteilung* stellen zwei oder mehrere Laute, die einander ähnlich sind, sich jedoch wechselseitig in einer bestimmten phonetischen Umgebung anschließen, zwei Varianten ein und desselben Phonems dar. Im Deutschen zeigen z. B. [ç] und [x] eine solche Verteilung. Nach einem /i/ kann nur ein [ç] (ich) auftreten, nach einem /a/ nur ein [x] (ach). [ç] und [x] gelten entsprechend als kontextuale Varianten des gleichen Phonems /x/.

Nach Jakobson (1951: SW I 436) kann die komplementäre Verteilung im innersprachlichen Bereich nicht als ein absolutes Kriterium anerkannt werden. Im Dänischen sind das prätonische *d* und das posttonische *d* einander ähnlich und schließen sich wechselseitig am gleichen Ort aus. Sie fungieren jedoch unbestreitbar als zwei verschiedene Phoneme. Als höchst fruchtbar erweist sich das Kriterium der komplementären Verteilung, wie

Jakobson zeigt, im interlingualen Bereich, bei der Erstellung einer phonologischen Typologie der Sprachen. Mit seiner Anwendung wird es möglich, die auf den ersten Blick große Vielfalt von distinktiven Eigenschaften auf eine kleine Zahl zu reduzieren. Es ergibt sich folgendes Gesetz:

»Wenn zwei oder mehr angeblich verschiedene Eigenschaften in einer Sprache nie zusammen vorkommen und wenn sie zudem eine gemeinsame Eigentümlichkeit besitzen, die sie von allen anderen Eigenschaften unterscheidet, dann können sie als verschiedene Ausführungen einer und derselben Eigenschaft interpretiert werden, die unter wechselseitigem Ausschluß vorkommen und somit einen Sonderfall von komplementärer Distribution darstellen.« (1956a: SW I 483)

So braucht der Gegensatz *implosiv/explosiv*, der in einigen afrikanischen Sprachen gefunden werden kann, nicht als ein zusätzliches Glied dem Inventar der distinktiven Eigenschaften hinzugefügt zu werden. Es läßt sich nämlich nachweisen (1962a: SW I 654), daß in den Sprachen, die diese Opposition aufweisen, entweder die Opposition *glottalisiert/nicht glottalisiert* fehlt oder die stimmhaften, glottalisierten Verschlusslaute in freier Variation mit den stimmhaften *Implosiv*lauten auftreten oder schließlich die Opposition *glottalisiert/nicht glottalisiert* durch die stimmlosen und die Opposition *implosiv/explosiv* durch die stimmhaften Verschlusslaute vertreten werden. Jedes dieser *isomorphen* Paare zeigt die gleiche Relation von reduzierter und nicht reduzierter Luftportion und ebenso die im wesentlichen gleichen akustischen Unterschiede.

Die *Kommutabilität* ist ein funktionales Kriterium. Zieht eine phonische Variation eine semantische Variation nach sich, so gelten die gegeneinander ausgewechselten phonischen Einheiten als zwei verschiedene Phoneme. Tritt keine Bedeutungsmodifikation ein, gelten sie als zwei Varianten desselben Phonems. Der Kommutationstest ergibt z. B., daß *p* und *b* im Finnischen zwei Varianten eines einzigen Phonems, im Deutschen hingegen zwei autonome Phoneme darstellen. Wird das *p* in ›Pein‹ gegen ein *b* ausgetauscht, kommt es zu einer neuen Wortbildung. ›Bein‹ hat eine andere Bedeutung als ›Pein‹.

Der Kommutationstest findet seine Grenze bei Homonymen und Synonymen. Chomsky (1957: 94ff) führt dazu Beispiele aus dem Englischen wie *bank* und /ekinámiks/ vs; /iykinámiks/

(*economics*) an. Die phonologische Struktur von *bank* trägt seiner Doppeldeutigkeit (›Sandbank‹, ›Kreditbank‹) nicht Rechnung. Die Anwendung des Kommutationstests auf das zweite Beispiel würde einen des Englischen nicht mächtigen Forscher zur irrigen Annahme verleiten, daß *e* und *iy* zwei Varianten des gleichen Phonems sind. Daß die Kommutabilität kein absolutes Kriterium ist, bedeutet nach Jakobson (1962a: SW I 656ff) noch nicht, daß er ein nicht brauchbares und ein entbehrliches Kriterium ist. Die virtuell semantische Relevanz der distinktiven Eigenschaften wird in der Rede nicht voll ausgenützt. Die Sprache ist ein im hohen Maße redundantes Kommunikationsmittel. Die einzelnen Phoneme sind nicht die einzigen Mittel der Bedeutungsunterscheidung. Auch der Kontext, der verbale und der nichtverbale (die Situation), können darüber Aufschluß geben, ob eine Sandbank oder eine Kreditbank gemeint ist. Im übrigen ist die Nichtausnahmslosigkeit eine ›Schwäche‹, die von der semantisch fundierten Definition der phonologischen Einheit mit der Großzahl der funktionalen Definitionen geteilt wird. Ein Ziel kann prinzipiell über verschiedene Mittel erreicht werden. Zu den synonymen Ausdrücken ist überdies anzumerken, daß die Varianten sehr leicht einen stilistischen Wert übernehmen.

2.4.2.2. *Linearität und Invarianz*. Chomsky (1964: 407) nennt vier Bedingungen, die von der taxonomischen Phonologie für die phonologischen Einheiten angenommen werden: Linearität, Invarianz, Biuniquität und lokale Determiniertheit. Bevor wir uns auf ihre Diskussion einlassen, stellen wir zuerst Jakobsons allgemeinere Definition der Begriffe ›Linearität‹ und ›Invarianz‹ vor, die mit dem spezifischen Gebrauch, den Chomsky von ihnen macht, nicht verwechselt werden darf.

Saussure führt in seinem *Cours* (1916: 103) nach der Willkürlichkeit die *Linearität* als das zweite fundamentale Merkmal der sprachlichen Zeichen an. Anders als die visuellen Zeichen, die sich simultan nach mehreren Dimensionen entfalten können, haben die auditiven Zeichen nach Saussures Meinung nur die eine Linie der Zeit zur Verfügung. Ein Element folgt auf das andere. »Es ist unmöglich, zwei Laute auf einmal auszusprechen« (Bally, zitiert von Jakobson, 1939a: SW I 305). Nach Jakobson verabsolutiert Saussure in einer unhaltbaren Weise die Priorität der zeitlichen Achse. Dieses Prinzip hemmte den Fortschritt der phonologischen Forschung, nämlich die Aufarbeitung und Anerken-

nung der differentiellen Elemente, aus denen sich die Phoneme simultan aufbauen. Wie Saussures Genfer Schüler Bally auf der Ebene des *signatum* von einem *cumul de signifiés* ›Anhäufung von *signata*‹ spricht, so kann man nach Jakobson auch auf der Ebene des *signans* von einem *cumul de signifiants* ›Anhäufung von *signantia*‹ sprechen.

Die Endung des lateinischen Verbums *amo* ›ich liebe‹ zeigt mehrere Bedeutungen auf einmal an, die erste Person im Gegensatz zu *amas* ›du liebst‹, den Singular im Gegensatz zu *amamus* ›wir lieben‹, die Gegenwart im Gegensatz zu *amabam* ›ich liebte‹, usw.. Eine parallele Kumulation von Werten läßt sich auf der Ebene der *signantia* ausmachen. Das deutsche Phonem /b/ in ›Bein‹ ist oral (nichtnasal) im Gegensatz zum nasalen /m/ in ›mein‹, diskontinuierlich im Gegensatz zum kontinuierlichen /v/ in ›Wein‹, ungespannt im Gegensatz zum gespannten /p/ in ›Pein‹, dunkel im Gegensatz zum hellen /d/ in ›dein‹, zugleich diskontinuierlich und ungespannt im Gegensatz zum kontinuierlichen und gespannten /f/ in ›fein‹, zugleich dunkel und ungespannt im Gegensatz zum hellen und gespannten /s/ in ›sein‹, usw.

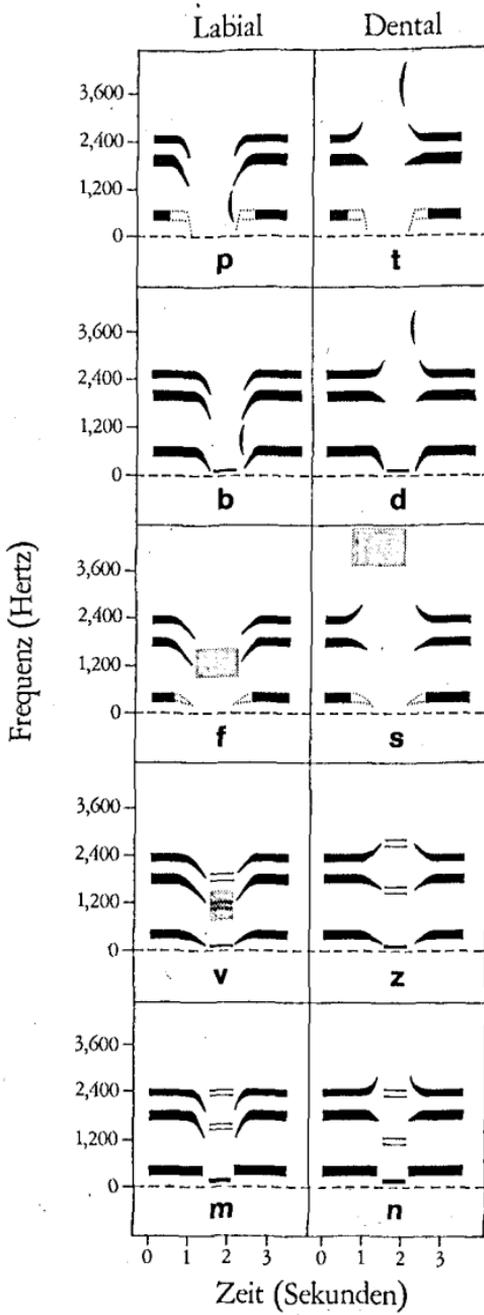
Saussures Grundsatz der Linearität ist nicht aufrechtzuerhalten. Neben den Begriff der Lautsequenz tritt bei Jakobson der Begriff »Bündel von distinktiven Eigenschaften«, mit dem er, wie – allerdings nicht in der gleichen systematischen Weise – Bloomfield, das Phonem beschreibt. Fragen der Distribution und des Kontexts sind entsprechend nicht nur auf vorangehende und nachfolgende, sondern ebenso auf gleichzeitige Faktoren zu richten. Im übrigen gibt es auch in der Musik neben den Kombinationen auf der Achse der Sukzessivität, den Sequenzen, ›Komplikationen‹ auf der Achse der Simultaneität, die Akkorde (1932c, 1949a, 1962a: SW I 231, 420, 636).

Seit sich die Mathematik in den Jahren um 1870 systematisch dem Ineinander von *Invarianz* und *Variation* zugewandt hat, spielen diese Begriffe in der methodologischen Diskussion aller Wissenschaften eine zunehmend größere Rolle. Ihre zentrale Stellung versteht sich aus dem Ziel jeder Wissenschaft, möglichst einfache und allgemeingültige Aussagen zu gewinnen. Das bekannteste Beispiel ist Newtons Gravitationsgesetz. Newton vermochte zu zeigen, daß das allem Anschein nach so verschiedene Verhalten der irdischen und himmlischen Körper – Äpfel

fallen senkrecht auf den Boden, Planeten bewegen sich in Kreisbahnen um die Sonne – mit dem gleichen Gesetz erklärt werden kann. Was ihnen gemeinsam ist, die Invariante bei aller Verschiedenheit, liegt darin, daß sie beide Massen sind, die der Gravitationskraft unterliegen. Wo immer eine Struktur oder eine Gesetzmäßigkeit entdeckt wird, stellt sich unmittelbar die Frage nach dem Ausmaß oder den Bedingungen ihrer Applikation. Bei welchen Variationen oder Transformationen bleibt die Struktur invariant erhalten?

Es ist die gleiche Strategie, die der Strukturalismus systematisch in der Linguistik und in der Literaturwissenschaft anwendet. Nur daß die Suche nach den Invarianten in der Linguistik über die allgemeine wissenschaftstheoretische Intention hinaus noch zusätzlich von einer spezifisch linguistischen Motivation getragen wird. Die Ausbildung von Invarianten ist in der Sprache von ihrer Funktion her begründet. Die intersubjektive Verständigung beruht darauf, daß sich die Sprecher auf einheitliche Mittel einigen. Die intersubjektive Kommunikation impliziert intralinguale Invarianten. Die Möglichkeit und die Notwendigkeit von interlingualen Übersetzungen machte darüber hinaus den Blick frei auf die Existenz von interlingualen Invarianten, Universalien genannt. In der Lautlehre wurden die Vokale und die Konsonanten lange Zeit als zwei völlig disparate Gruppen ohne gemeinsamen Nenner angesehen. Jakobson gelang es, diesen Gegensatz zu überbrücken. Auf der artikulatorischen Ebene wurde diese Vereinheitlichung des phonologischen Systems vorbereitet, indem die grobe traditionelle Einteilung der Konsonanten nach ihren Artikulationsstellen (labial, dental, guttural etc.) durch eine Anordnung ersetzt wurde, die sich auf die tatsächlich relevanten Faktoren, das Volumen und die Gestalt der Resonanzkammern sowie auf das Verhältnis zwischen dem Luftstrom und seiner Behinderung stützt. Als invariante Strukturen, die den Vokalen und den Konsonanten gemeinsam sind, wies Jakobson die beiden Oppositionspaare kompakt/diffus und hell/dunkel nach. Für seine diesbezüglichen Bemühungen fand er in den alten indischen Grammatikern angesehene Vorläufer. Schon diese hatten die *k*-Reihe mit *a* und die *p/t*-Reihe mit *u/i* in Verbindung gebracht.

Anschaulich bringt das spektrographische Schema (cf. folgende Seite) der labialen und der dentalen Konsonanten des Französi-



schen die distinktiven Eigenschaften, die in variierender Kombination mit anderen Eigenschaften invariant bleiben, zur Darstellung.<sup>25</sup> Die drei horizontalen Balken stellen die akustischen Formanten (Konzentration von akustischen Energie) dar. Die Abwärtsrichtung des obersten Formanten unterscheidet alle Labialen einheitlich von den Dentalen, bei denen die Aufwärtsrichtung des gleichen Formanten typisch oder invariant ist.

Gegen die weit verbreitete empiristische Annahme, daß es nur situationsgebundene Bedeutungen gibt, verfißt Jakobson auch in der Semantik die Gegebenheit von Invarianten. Ausschließlich kontextuale Bedeutungen sind allein charakteristisch für einen speziellen Fall sprachlicher Realität, für einen bestimmten Typ von Aphasie (Ähnlichkeitsstörung). Vor allem zwei hervorragende sprachliche Leistungen basieren auf dem Vorhandensein von invarianten semantischen Werten, die Fähigkeit, Wörter in neue Kontexte einzuführen, und die Fähigkeit zu übersetzen. Wir können ein Wort in einem neuen Kontext nur gebrauchen oder verstehen, wenn uns gewisse Bestandteile des Kontextes bereits vertraut sind, d. h. wenn diese Bestandteile einen invarianten semantischen Wert besitzen (1953a: SW II 225). Ebenso orientieren wir uns beim Übersetzen an den invarianten Werten der Zeichen. Für interlinguale Invarianten hat sich der Begriff Universalien eingebürgert. Dieser Begriff der traditionellen Sprachwissenschaft (cf. die *Grammaire générale et raisonnée* von Port-Royal und Husserls Postulat einer Universalen Grammatik), von empiristischen Schulen verfehmt, ist hauptsächlich über Jakobson zu einem zentralen Begriff der neueren Linguistik geworden (Greenberg, 1963). Chomsky (1965: 25ff) unterscheidet formale und substantiale Universalien. Substantiale Universalien sind die Elemente, die allen Sprachen gemeinsam sind. Als Beispiel führt Chomsky Jakobsons Theorie der distinktiven Eigenschaften an. Sie besagt, daß die kleinsten phonologischen Elemente jeder Sprache einem universalen Grundstock von Elementen entnommen sind. Formale Universalien beziehen sich auf die Struktur und die Organisation der sprachlichen Regeln. Bei Jakobson herrscht eine etwas andere Gruppierung vor. Er insistiert besonders auf zwei Kategorien von Universalien, auf relationalen Invarianten und auf Implikationsregeln (1963a: SW II 581f). In absoluten Begriffen definierten Universalien gegenüber äußert er sich höchst skeptisch. Als relationale Invarianten kön-

nen in der Phonologie die Gegensätze kompakt/diffus und hell/dunkel angeführt werden. In der Grammatik gehören die Differenz der Klassen der Nomina und der Verba und ebenso die mit ihr verbundene, jedoch nicht einfach zusammenfallende Differenz der Subjekt- und der Prädikatfunktion zu den universalen Relationen.

Jakobsons originellster Beitrag zur Theorie der Universalien liegt in der Herausarbeitung von universalen Implikationsregeln. Diese betreffen die Kompatibilität und Inkompatibilität von relationalen Eigenschaften. Die Implikationsgesetze wurden zuerst in der Phonologie, später auch in der Wort- und Satzlehre aufgewiesen.

»In der Phonematik ist die Kombinierbarkeit der distinktiven Eigenschaften in Bündel und Sequenzen durch eine beträchtliche Anzahl universaler Implikationsregeln eingeschränkt und determiniert. Das gemeinsame Auftreten der Nasalität mit der vokalischen Eigenschaft impliziert das Vorkommen von zwei diffusen Konsonanten, der eine hell (/n/) und der andere dunkel (/m/), usw.« (1963a: SW II 582)

In der Formulierung der Implikationsregeln lehnt sich Jakobson, wie erwähnt, an Husserls Fundierungslehre an. Ihre Anwendung auf das Problem der Invarianten und Universalien führt jedoch einen weiteren Schritt über Husserls und die gesamte klassische Konzeption der Wesensbestimmung hinaus. Eine erste Weiterentwicklung ergab sich aus der prinzipiell relationalen Wesensdetermination der Elemente einer Klasse (*supra* 2.3.2.2.). Die zweite Weiterentwicklung liegt in der Feststellung, daß das Auftreten von universalen Eigenschaften Bedingungsgesetzen unterliegt. Die klassische Wesenlehre kennt nur absolute, notwendigerweise aktualisierte Invarianten. Zu einem Ding gehört z. B., daß es dreidimensional ausgedehnt ist, eine realkausale Abhängigkeit seiner Eigenschaften von seiner Umwelt zeigt (ein Stück Eisen dehnt sich bei steigender Temperatur aus), nur perspektivisch wahrgenommen werden kann, usw. Fehlt eine dieser Wesensbestimmungen, dann haben wir es nicht mehr mit einem Ding, sondern vielleicht mit einem Phantom zu tun. Jakobson befaßt sich nicht mit Eigenschaften eines einzelnen Elementes, sondern mit denen eines Systems von Elementen. Dieses wird einer typologischen Untersuchung unterzogen. Es wird verglichen mit anderen Systemen. In der Phonologie stellte sich dabei her-

aus, daß gewisse Eigenschaften in allen, andere dagegen nur in einzelnen Systemen anzutreffen sind. Wichtig ist nun die Entdeckung, daß nicht beliebige Eigenschaften vorhanden sind oder fehlen. Die Anwesenheit oder Abwesenheit einer Eigenschaft ist gebunden an die Anwesenheit oder Abwesenheit anderer Elemente. D. h. universal in einem absoluten Sinn sind nicht die »substantialen« Elemente, sondern die Implikationsgesetze. Die substantialen Elemente sind zu einem großen Teil nur potentiell universal. Als Beispiel eines universalen Gesetzes wird daher auch der Satz angeführt, daß eine Sprache nie alle phonologischen Oppositionen benützt.

Jakobsons Konzeption liegt in der Mitte zwischen Husserls Wesenslehre und Wittgensteins (1968: §§ 66f) These der »Familienähnlichkeit«. Nach Wittgensteins These zeichnen sich die Elemente einer Klasse ähnlich wie die Glieder einer Familie durch eine Reihe von verschiedenen Eigenschaften aus, von denen jedoch keine in ausnahmslos allen Elementen zu finden ist. Gegeben ist ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, an denen nur immer Gruppen von Elementen, jedoch nicht die ganze Klasse zusammengestellter Elemente partizipieren. Was Jakobson von Wittgenstein unterscheidet, ist die Nicht-Willkürlichkeit, die strenge Geordnetheit der Anwesenheit und Abwesenheit von Eigenschaften. Neben den allgemeinen Gesetzen der Implikation, die den Aufbau eines Systems bestimmen, gibt es noch Gesetze der Kompensation. Je komplexer eine Einheit, desto weniger ist sie offen für weitere Spaltungen. Der komplexe Charakter des Plurals gegenüber dem einfachen Singular macht es verständlich, daß im Plural die Differenzierung nach Geschlechtern weniger häufig anzutreffen ist als im Singular (cf. die einheitliche Pluralform des deutschen Artikels *die* vs. die drei Singularformen *der, die, das*). Neben die eigentlichen Universalien treten bei Jakobson noch *near-universals* »Beinahe-Universalien«. Ihre Entdeckung besagt nicht, daß Universalien nur empirisch-statistisch nachweisbar sind. Jakobson weiß sehr wohl zwischen einer analytischen und einer rein statistischen Erforschung der Universalien zu unterscheiden.

»In der Frage nach der allgemeinen Bedeutung einer Form ist das statistische Kriterium unanwendbar – usuelle und allgemeine Bedeutung sind nicht synonym.« (1932b: SW II 9)  
Die Hauptaufgabe der Erforschung der Universalien besteht in

ihrer Ableitung »von einer möglichst kleinen Zahl allgemeiner Prinzipien« (Greenberg, zitiert von Jakobson 1963a: SW II 585) und in der Aufklärung ihrer Ausnahmen aus gesetzmäßig konkurrierenden Prinzipien.

Mit seiner Theorie der Invarianten und Universalien distanziert sich Jakobsons Strukturalismus auch von der in neokantianischen und hermeneutischen Kreisen propagierten Unterscheidung zwischen »nomothetischen« Naturwissenschaften, die für das gleichförmig wiederkehrende Geschehen in der Natur »Gesetze aufstellen«, und den »ideographischen« Geisteswissenschaften, die es mit prinzipiell »einmaligen« Kulturphänomenen zu tun haben sollen, die sich nicht unter allgemeine Gesetze subsumieren lassen, sondern nur immer in ihrer jeweiligen »Eigentümlichkeit« beschrieben werden können. Es ist bemerkenswert, daß in dieser historischen Unterscheidung nirgends von der Linguistik die Rede ist. Für Jakobson sind Linguistik, Poetik und Literaturwissenschaft nomothetische Wissenschaften. Die Aufsätze zur Geschichte der Linguistik im II. Band der *Selected Writings* tragen die Überschrift *Toward a Nomothetic Science of Language*. Die russischen Formalisten erhoben sich gegen die herkömmliche Kunst- und Literaturgeschichte, die nach Jakobsons Worten keine Wissenschaft, sondern eine *causerie* war, die allen Gesetzen der *causerie* folgte:

»Gewandt sprang sie von Thema zu Thema, von lyrischen Wortergüssen über die Schönheit der Form zu Anekdoten aus dem Leben des Künstlers, von psychologischen Binsenwahrheiten zur Frage nach dem philosophischen Gehalt und dem sozialen Milieu. . . . Die *causerie* kennt keine exakte Terminologie.« (1921b: 374)

Die russischen Formalisten setzen dagegen zu einer streng wissenschaftlichen Fundierung der Literaturwissenschaft an.

»Der Gegenstand der Literaturwissenschaft ist nicht die Literatur, sondern die Literarizität, d. h. dasjenige, was das vorliegende Werk zum literarischen Werk macht.« (1921a: 31)

Ebenso wird als Objekt der Poetik die »Poetizität« festgelegt, das, was einen poetischen Text von anderen sprachlichen Texten unterscheidet (1934: 413). Die etwas schwerfälligen Wortbildungen »Literarizität« und »Poetizität« erinnern wiederum an Husserls Theorie der Wesensabstraktion, die vorab am Beispiel der »Dinghaftigkeit«, an dem, was ein Ding (der Wahrnehmung)

zu einem Ding macht, entwickelt wurde. Im übrigen hatte sich auch Husserl von Diltheys Bestreitung von »reinen Allgemeinheiten« im Bereich der Humanwissenschaften distanziert.

Kehren wir nun zu Chomskys Kritik an der phonologischen Taxonomie zurück, die er unter den Stichworten Linearität, Invarianz, Biuniquität und lokale Determiniertheit vorträgt. Chomsky verwendet die ersten beiden Begriffe in einem gegenüber den vorangegangenen Darlegungen eng begrenzten Sinn. Als Linearitätsbedingung bezeichnet Chomsky die Annahme, daß jedes Auftreten eines Phonems auf der phonematischen Ebene repräsentiert wird durch eine besondere Abfolge von (einem oder mehreren) konsekutiven Lauten auf der phonetischen Ebene. Wenn *A* auf der phonematischen Ebene *B* vorangeht, dann geht auf der phonetischen Ebene die mit *A* assoziierte Lautfolge der mit *B* assoziierten ebenfalls voran. Die Invarianzbedingung besagt, daß jedes Phonem mit einer bestimmten Menge von es definierenden Eigenschaften assoziiert ist und daß bei jedem Auftreten eines Phonems auch in seiner phonetischen Abbildung die entsprechende Menge von Eigenschaften erscheint. Als ein Beispiel, das diese beiden miteinander zusammenhängenden Bedingungen verletzt, nennt Chomsky (1964: 82) die Wörter *writer* »Schreiber« und *rider* »Reiter«. Die beiden Wörter differieren phonematisch in ihrem vierten Segment (gespanntes *t*/ungespanntes *d*), phonetisch dagegen im zweiten Segment (kurzes *a*/langes *a*).

|               | <i>phonemisch</i> | <i>phonetisch</i> |
|---------------|-------------------|-------------------|
| <i>writer</i> | rayt#r            | rayDir            |
| <i>rider</i>  | rayd#r            | ra yDir           |

Jakobsons Analyse (1968: SW I 713) dieses Beispiels ist in grundsätzlicher Hinsicht, was das Sprachmodell betrifft, von dem seine Einzelanalysen ausgehen, sehr aufschlußreich. Bei derlei Variationen in der Oberflächenstruktur rekurriert er nicht wie Chomsky auf eine supponierte abstrakte Tiefenstruktur, die über ebenfalls abstrakte Regeln in ganz und gar verschiedene Oberflächenstrukturen umgesetzt werden kann, sondern auf andere, verwandte, d. h. genetisch und phänomenologisch mit ihr zusammenhängende Oberflächenstrukturen. So unterscheidet er beim vorliegenden Beispiel zwischen dem elliptischen Kode der nachlässigen Rede und dem expliziten in bezug auf die Ausführ-

lichkeit optimalen Kode der sorgfältigen Rede. Je expliziter ein Kode gebraucht wird, desto stärker macht sich die Tendenz geltend, den Gegensatz von gespannt und ungespannt bei den intervokalischen Lauten *t* und *d* zum Ausdruck zu bringen. Das stabilste Indiz zur Unterscheidung von gespannten und ungespannten Phonemen liegt in der längeren Dauer der ersten. Die relative Länge des mittleren Konsonanten in *writer* impliziert dabei eine Verkürzung des vorangehenden Silbenlautes. Im Subkode der eigentlichen Rede kann dann die Differenz in der quantitativen Interrelation zwischen dem Vokal und dem Konsonanten hauptsächlich oder ausschließlich durch die variierende Dauer des vorangehenden Vokals signalisiert werden. Chomskys Kritik trifft nach Jakobsons Meinung kurzschlüssige phonologische Analysen, von denen die Phoneme noch immer als eine unteilbare, letzte Einheit behandelt werden. Sie verliert ihre Schlagkraft, sobald sie auf eine Analyse in relationalen Eigenschaften angewandt wird und sobald man grundsätzlich zwischen dem expliziten Kode, auf dem Jakobsons Eigenschaftsanalyse basiert, und seinen elliptischen Transformationen unterscheidet.

2.4.2.3. *Autonomie vs. Interrelation der sprachlichen Ebenen?* Auch bei der dritten und vierten Bedingung der »taxonomischen Phonematik« stehen mehr als nur technische Details zur Diskussion. Es stellt sich nämlich bei ihnen die wichtige Frage nach dem Verhältnis der verschiedenen sprachlichen Ebenen zueinander. Die dritte Bedingung besagt, daß jeder Sequenz von Lautrealisationen eine einzige Sequenz von Phonemen entspricht und umgekehrt. Auch diese Bedingung der Biuniquität ist nach Jakobson nur aufrechtzuerhalten, wenn man die relationale Struktur der phonologischen Invarianten in Rechnung stellt, die von den mannigfaltigen Kontextvariationen nicht betroffen wird. Daß die Bedingung nicht zutrifft, wenn man sich mit einer metrischen Determination der Laute in absoluten Begriffen begnügt, ist eine der ältesten Thesen von Jakobsons Phonologie (cf. 1956a: SW I 473, zitiert *supra* 1.3.3.). Nach der vierten Bedingung, lokale Determiniertheit genannt, ist für die Bestimmung der einer Lautfolge entsprechenden phonematischen Struktur nicht mehr als ihre unmittelbare lautliche Umgebung in Betracht zu ziehen. Beide Bedingungen sieht Chomsky (1964: 101ff) von der Annahme einer strikten Separation der verschiedenen Ebenen der Sprache her motiviert, von einer Annahme her, die verschiedene

Vertreter der »taxonomischen Phonematik« ihrer Konzeption der Spracherforschung durch den Linguisten und des Spracherwerbs durch das Kind zugrundelegen. Chomsky verfißt dagegen in Anlehnung an Halle eine relative Autonomie, bzw., wie er sich ausdrückt, eine »Nicht-Autonomie« (nicht zu verwechseln mit »Untrennbarkeit«) der Phonologie. Gewisse – jedoch nicht alle – phonetische Prozesse sind abhängig von der syntaktischen und morphologischen Struktur, so daß die Phonologie als Ganzes nicht in totaler Unabhängigkeit von höheren Strukturebenen studiert werden kann. Diese These erinnert an Jakobsons methodologische Basis der interdisziplinären Forschung, die er auch für das Verhältnis der innerlinguistischen Disziplinen gewahrt wissen will.

»Zwei methodologische Prinzipien mögen die aufkommende Untersuchung der Sprachwahrnehmung fördern. Man kann sie mit den Titeln *Autonomie* und *Integration* versehen. Jede Ebene der Sprache von ihren letzten diskreten Einheiten bis zur Totalität des Gespräches und jede Ebene der Sprachproduktion und -perzeption ist im Hinblick auf immanente, autonome Gesetze und zugleich auf die beständige Interaktion der verschiedenen Ebenen ebenso wie auf die integrale Struktur von sprachlichen Kode und Mitteilungen (alias *langue* und *parole*) in ihrem fortwährenden Wechselspiel zu behandeln. Das notwendige Band zwischen diesen zwei grundlegenden Prinzipien warnt den Forscher vor zwei traditionellen Stümpereien. Diese sind, auf der einen Seite, *Isolationismus*, der die Interkonnektionen der Teile und ihre Solidarität mit dem Ganzen überlegt mißachtet, und, auf der anderen Seite, *Heteronomie* (oder, metaphorisch, *Kolonialismus*), die eine Ebene gewaltsam den Regeln einer anderen unterwirft und die Eigenheit ihrer Struktur wie die Autogenese ihrer Entwicklung leugnet.« (1968: SW I 716)

Gegen die von Chomsky verfernte These der absoluten Separation der Strukturebenen wandte sich Jakobson schon ausdrücklich und ausführlich in einem Bericht für den VI. Internationalen Linguistenkongreß in Paris (1949b:SW II 103ff). Ausgehend von der Definition des Phonems als einer bedeutungsunterscheidenden Einheit bespricht er dabei die Abhängigkeit des phonologischen Musters einer Äußerung von den grammatischen Einheiten, »Die Phonemverbindungen sind am Anfang, im Inneren

und am Ende eines Wortes verschieden« (*ibid.* 106). Gewisse phonologische Gegensätze finden sich ausschließlich in bestimmten grammatischen Klassen von formalen Einheiten. Von den 23 Konsonanten des Tschechischen erscheinen nur acht in produktiven Inflexionen. In gewissen türkischen Sprachen haben die artikulatorischen Gegensätze hinten *vs.* vorn nur im Wortstamm, nicht aber in den Suffixen eine distinktive Funktion.

»Kurz, ein Versuch, sich auf ein einfaches Inventar der distinktiven Eigenschaften und ihrer simultanen und sukzessiven Konfigurationen zu beschränken ohne jede grammatische Spezifizierung ihres Gebrauchs, käme einer künstlichen Projektion verschiedener Schichten auf eine Ebene gleich.« (*ibid.* 109)

Aus der bekannten Tatsache, daß die Verstehbarkeit sprachlicher Äußerungen auch bei grober phonetischer Einstellung gewahrt bleiben kann, zieht Chomsky (1964: 99f) den extremen Schluß, daß die Vorgegebenheit der grammatischen Strukturen die phonetischen Anhaltspunkte völlig ersetzen kann. Gegen diese Verallgemeinerung setzt sich Jakobson zur Wehr. Unter Anführung von Wahrnehmungsanalysen russischer Sprachbildungen verteidigt er (1968: *SW* I 706f) bei aller Anerkennung der Eingebettetheit der Phoneme in eine syntaktische und semantische Umgebung die Unumgänglichkeit einer rein phonologischen Ausgangsbasis bei der Entschlüsselung von sprachlichen Äußerungen.

Im zitierten Vortrag von 1949 betont Jakobson auch die »mehr als labile« Grenze zwischen der eigentlichen Phonologie und der Morphologie. Jakobson sieht ein Verdienst der sog. Generativen Phonologie Halles und Chomskys darin, daß sie das von den Prager Phonologen nur angeschnittene Feld der Morphonologie einer systematischen Erforschung unterzieht. Die Morpho(pho)nologie hat den morphologischen Gebrauch der phonologischen Differenzen zum Gegenstand. Das Studium der phonologischen Alternationen innerhalb von Morphemen und Morphemklassen (z. B. die Alternation von *e - a - i* in verschiedenen Formen deutscher Verben: »ich gebe - ich gab - er gibt«) führte dabei zu einer neuen Konzeption der paradigmatischen Klassen der Phoneme, aus statischen Anordnungen wurden dynamische Systeme strukturierter Konvergenzen und Divergenzen

zen. Während jedoch die Generative Phonologie das Morphonem als eine »abstrakte« Einheit auffaßt, die verschiedenen konkreten Lautrealisationen zugrunde liegend gedacht wird (z. B. das morphologische Segment /i/ den phonetischen Segmenten [i] und [aj] in *divine* und *divinity*), definierten die Prager das Morphonem als eine »komplexe« Einheit (wörtlich: *idée complexe* (*Projet*, 1931: 322)). Die lautlichen Alternanten ([i] und [aj] im angeführten Beispiel) »werden als zwei lautliche Formen ein und desselben Morphems empfunden, das im Sprachbewußtsein zugleich in zwei lautlichen Formen lebt« (Trubetzkoy, 1929: 85). Die Konzeption der Prager ist phänomenologischer. Sie hält sich an die Gegebenheit der linguistischen Fakten im sprachlichen Bewußtsein und rekurriert nicht vorschnell auf abstrakte Entitäten, die den phänomenologischen Gegebenheiten substriert werden und für die dann, da sie durch Introspektion nicht vorfindbar sind, eine neurologische Realität postuliert wird. Verschiedene linguistische Gegebenheiten, die nicht gleichzeitig aktualisiert zu sein brauchen, verweisen intentional aufeinander (umgangssprachlich formuliert: Eines erinnert an das andere) und sind assoziativ miteinander verbunden.

2.4.2.4. *Formation vs. Transformation?* Eine phänomengetreuerere Betrachtung der sprachlichen Gegebenheiten durch Jakobson zeigt sich auch in der Syntax, bei der Problematik der Transformation, die durch Chomsky ins Zentrum der linguistischen Forschung gerückt wurde. Zum vollen und unzweideutigen Verständnis gewisser sprachlicher Äußerungen reicht eine Analyse auf der syntagmatischen Achse der sich aneinanderreihenden syntaktischen Kategorien nicht aus. Erst die Umformulierung auf der paradigmatischen Achse legt die Mehrdeutigkeit frei. Eines der vielen Beispiele Chomskys: *John kept the car in the garage* ist (allerdings nur in schriftlicher Fassung oder bei einer elliptischen, nicht sorgfältigen Aussprache) zweideutig, wie die zwei möglichen passiven Wiedergaben des Satzes zeigen: *The car was kept in the garage by John* »Das Auto wurde von Hans in der Garage aufbewahrt« und *The car in the garage was kept by John* »Das Auto in der Garage gehörte Hans«.

Als Hauptverdienst der Generativen Phonologie nach Jakobsons Meinung haben wir die Aufarbeitung der morphonologischen Problematik erwähnt. Das Hauptverdienst der Generativen Transformationsgrammatik sieht Jakobson in der endgültigen

Überwindung der Saussureschen These, nach der »alle Fakten der Syntax in die Syntagmatik gehören« (1916: 188).

»Die sog. Transformationsgrammatik kann man als eine glückliche Ausdehnung der paradigmatischen Analyse auf das Gebiet der Syntax betrachten.« (1973b: 21)

Hinzu kommt in beiden Disziplinen die Distanzierung von einer anderen Annahme Saussures, gegen die sich Jakobson schon in seinen morphologischen Studien der 30er Jahre erhoben hatte, von der Annahme Saussures (1916: 174f) nämlich, daß die Einheiten der paradigmatischen Achse keine bestimmte Ordnung zeigen (1958b: SW I 524f). In der Konzeption der paradigmatischen Hierarchie trennen sich allerdings die Wege Jakobsons und Chomskys.

Jakobsons Zugang zur Transformationsproblematik erfolgt, wie bei so vielen linguistischen Problemen, von der Poesie her. Ein zentraler Begriff des russischen Formalismus, verbunden mit dem Prinzip der Verfremdung, war die Deformation, die bewußte, lautliche, morphologische, syntaktische und semantische Abwandlung sprachlicher Gebilde (1921a: 91). Die antigrammatischen Konstruktionen der futuristischen Dichter, die von konservativen Kritikern als destruktiv verabscheut wurden, machten den Blick frei für die im Grunde nicht minder erstaunlichen sprachlichen Konstruktionen, von denen die allgemein akzeptierten poetischen und rhetorischen Tropen und Figuren getragen werden. Die bekannteste ist die Personifikation von Eigenschaften und Vorgängen, in linguistischer Formulierung, die Nominalisierung von Adjektiven und Verben.

»Wenn wir zum Schluß von Majakovskijs Gedicht *Chorošo* lesen *i žizn' / chorošá, // i žít' / chorošó //* (wörtlich: »und das Leben ist gut, und es ist gut zu leben«), halten wir kaum nach einem kognitiven Unterschied der beiden koordinierten Sätze Ausschau. In der dichterischen Mythologie wird jedoch die sprachliche Fiktion des substantivierten und damit hypostasierten Prozesses zu einem metonymischen Bild vom Leben als solchem, als an sich genommen und den lebenden Menschen substituiert, *abstractum pro concreto*, . . .« (1961b)

In der Folge wurde der formalistische Begriff der Deformation im Strukturalismus durch diejenigen der Transformation abgelöst (Pomorska, 1968: 40). Die Vertrautheit mit der Poesie bewahrte die Vertreter des Prager Strukturalismus vor den antise-

mantischen Kurzschlüssen der frühen Transformationsgrammatik. Chomsky (1957a: 15) sah in Sätzen wie »Farblose grüne Gedanken schlafen wütend« grammatische, jedoch sinnlose Konstruktionen, die eine semantische Fundierung der Grammatik als undurchführbar erscheinen lassen. Jakobson (1959c: SW II 494f) wendet dagegen ein, daß der zitierte Satz, wie all die vielen figurativen Formulierungen der Dichtung, im Unterschied zu gänzlich agrammatischen Gebilden wie »Auf wütende der farblos schläfst Gedanken« noch immer einem Wahrheitstest unterworfen werden kann.

»Die Analyse der grammatischen Transformationen und ihrer Wichtigkeit sollte die poetische Funktion der Sprache miteinschließen, weil es gerade zum inneren Wesen dieser Funktion gehört, Transformationen in den Vordergrund zu schieben. Es ist der absichtliche dichterische Gebrauch der Tropen und Figuren, der die schöpferische Kraft der Sprache zu ihrem Höhepunkt führt.« (1972a: 80)

Die Tropen und Figuren haben in der Poetik ihren festen, unbestrittenen Platz. Umso umstrittener sind sie seit jeher in der Philosophie. Entsprechen den verschiedenen sprachlichen Formen auch verschiedene Formen in der Wirklichkeit? Zur Entscheidung dieser philosophischen Streitfrage beruft sich Jakobson auf Franz Brentano und die *Theory of Fictions* des englischen Philosophen Jeremy Bentham (1748-1832).

»Der Sprache also und der Sprache allein verdanken die fiktiven Entitäten ihre Existenz, ihre unmögliche und doch unabdingbare Existenz.« (Bentham, zitiert von Jakobson, 1961b) Jakobson wendet sich mit Benthams These zugleich gegen die realistische Auffassung der sprachlichen Fiktionen und gegen den wissenschaftstheoretischen Dezisionismus, nach dem es sich um willkürliche Setzungen handelt, die sich im übrigen restlos in eine formale, logische Sprache überführen lassen. Sie sind »unabdingbar«. In neueren Publikationen verweist er immer mehr auf die scharfsinnigen Distinktionen der *modi significandi* »Weisen des Bedeutens« in der mittelalterlichen Scholastik (1974b; cf. Pinborg 1967). Die Ausdrücke (1) »Der Vogel fliegt entzückend« und (2) »Der Flug des Vogels ist entzückend« beziehen sich auf das gleiche Faktum, mit dem Unterschied jedoch, daß (1) es *per modum fluxus* »in der Weise eines Vorgangs« und (2) *per modum permanentis* »in der Weise eines Zustandes« wiedergibt. Sapir (zi-

tiert von Jakobson, 1968b) würde *modes of occurrence and existence* ›Weisen des Vorkommens und der Existenz‹ übersetzen. Distanziert sich Jakobson in der Tradition von Brentano und Bentham von der Reifikation der Figuren, so wehrt er sich auf der anderen Seite ebenso entschieden gegen die Einebnung der Bedeutungsunterschiede, die durch die Transformationen zum Ausdruck gebracht werden. Die aktive und die passive Formulierung eines Vorgangs – (1) ›Der Jäger tötete den Löwen‹ – (2) ›Der Löwe wurde vom Jäger getötet‹ – sind nur bedeutungsähnlich, nicht bedeutungsgleich. Die Passiv-Transformation verschiebt die semantische Perspektive vom Agenten zum Ziel der Handlung. Der Wechsel verrät sich auch darin, daß in (1) das Objekt (›den Löwen‹), in (2) dagegen der Agent (›durch den Jäger‹) ausgelassen werden kann, ohne daß der Satz sinnlos wird (1959c: SW II 489; 1972a: 78). Neben derartigen kontextualen Bedeutungsmodifikationen gibt es solche stilistischer Natur. Die ersten betreffen den kognitiven Gehalt der Information, die zweiten ihren emotiven Aspekt. Im Tschechischen ist der Gebrauch des Personalpronomens zum Verb hinzu (*já jedu* ›ich fahre‹) ein Pleonasmus und wird als Ausdruck eines prahlerischen Stils empfunden. In der gewöhnlichen Rede begnügt man sich mit dem Verbum, dessen Endung die Person anzeigt. Im Russischen ist es gerade umgekehrt. Das Verbum allein (*edu* statt *ja edu*) verrät die Person nicht. Hier ist es die Auslassung des Pronomens, die hochstaplerisch wirkt (1939d: SW II 217f).

Die Mißachtung solcher Bedeutungsvariationen ist der eine Punkt, den Jakobson der Chomskyanischen Transformationsgrammatik vorhält. Ein anderer ist die Hierarchie der syntaktischen Strukturen, zum einen der Status der Tiefenstruktur, zum anderen die Rangliste der Strukturen. Ebenso wenig wie in der Phonologie und Morphonologie rekurriert Jakobson in der Syntax auf supponierte Tiefenstrukturen, die abstrakte Elemente, d. h. auch solche Elemente enthalten, die in keiner Oberflächenstruktur, in keiner aktualisierten Äußerung vorkommen. Die Konstruktion von abstrakten Tiefenstrukturen ist eine phänomenologisch nicht gerechtfertigte Multiplikation von Entitäten. Jakobson hält sich an die tatsächlichen Äußerungen einer Sprache und sucht ihr Verhältnis zueinander zu bestimmen. Es zeigt sich dabei, daß sich die sachliche Hierarchie, die durch den Informationsgehalt der Äußerungen bestimmt ist, mit der geneti-

schen Hierarchie, der Meisterung dieser Äußerungen durch das heranwachsende Kind in frappierender Weise deckt. Als wichtigstes Ordnungsprinzip legte Jakobson das Gegensatzpaar *merkmalhaltig/merkmallos* frei, auf das wir im nächsten Kapitel ausführlicher zu sprechen kommen werden.

Solche empirisch nachweisbare Fakten werden von den Vertretern der Transformationsgrammatik vielfach vernachlässigt. So wird der attributiven Verwendung des Adjektivs eine Tiefenstruktur unterlegt, in der das Adjektiv als Prädikat fungiert. Das bekannteste Beispiel ist der von der *Grammaire du Port Royal* analysierte Satz *Dieu invisible a créé le monde visible* »Der unsichtbare Gott hat die sichtbare Welt erschaffen«, der von Chomsky (1966: 33ff) zur Illustration seiner eigenen Konzeption übernommen wird. Dieser komplexe Satz (3) wird von den Grammatikern des 17. Jahrhunderts wie von Chomsky aus den drei einfachen Sätzen (1) *Dieu est invisible*, *Le monde est visible*, *Dieu a créé le monde* über die Zwischenform (2) *Dieu QUI est invisible a créé le monde QUI est visible* abgeleitet. Die natürliche Reihenfolge der syntaktischen Verwendung des Adjektivs ist jedoch eine andere. Die einfachste Form ist die attributive (3), dann folgt die schlicht prädikative (1) und erst viel später erscheint an dritter Stelle der Relativsatz (2) (cf. Jakobsons Analyse von lat. *Deus bonus* – *Deus bonus est* »Gott ist gut« im Anschluß an den polnischen Linguisten J. Kuryłowicz: 1939d: SW II 216). Husserls Untersuchungen zur transzendentalen Logik (1939: 124ff), die sich mit der Genesis der logischen Evidenzen befassen, bestätigen Jakobsons These. Die Attribution von Eigenschaften bzw. die Abhebung von Akzidenzien an einer Substanz, Explikation genannt, ist die ursprünglichere, fundamentalere »logische« Leistung als die Prädikation, die von den Grammatikern von Port Royal und von Chomsky als »die hauptsächliche Form des Denkens« angesehen wird. Ein anderes Beispiel ist die Ableitung des Imperativs (»Geh!«) von assertorischen und deklarativen Aussagen (»Du wirst gehen«, »Ich befehle dir zu gehen«). Der Imperativ ist zusammen mit dem Vokativ die früheste Erscheinungsform der kindlichen Sprache, während Pronomina wie »ich« und »du«, Hilfszeitwörter wie »werden« und performative Verben wie »befehlen« ausgesprochen späte Erwerbe sind. Daß die früheste Kategorie der Sprache eine komplizierte Transformation von in der Kindersprache erst spät auftretenden Struk-

turen sein soll, ist von einem psychologischen Standpunkt aus höchst unwahrscheinlich (1972a: 80). Eine mögliche metasprachliche Explikation wird hier mit dem Kode, der faktischen Kompetenz des Sprechers, vorschnell gleichgesetzt.

2.4.2.5. *Inventar von Elementen vs. System von Regeln?* Die ausschließliche Leistung der taxonomischen Linguistik sehen viele Kritiker in der Etablierung von Inventaren der sprachlichen Elemente und ihrer festgefügteten Muster. Worauf es dagegen in erster Linie ankäme, sind »die komplexen Regelsysteme, durch die diese Muster geformt, abgewandelt und erarbeitet werden« (Chomsky, 1972a: 75). Die strukturalen Muster erscheinen gegenüber diesen Regelsystemen als zweitrangig, als »eine Art von Epiphänomen«. <sup>26</sup>

Jakobsons phonologischen Arbeiten wird in dieser Kritik der Vorzug eingeräumt, daß ihm der Nachweis gelungen ist, eine wie erstaunlich kleine Zahl von universalen Eigenschaften für den Aufbau aller phonologischen Systeme ausreicht. Der Initiator dieser Kritik, Chomsky, ist in der Auseinandersetzung mit der vom Prager Strukturalismus entwickelten Phonologie zurückhaltender und weniger absolutistisch als viele der ihm nachfolgenden Kritiker. Er anerkennt sehr wohl den organischen, d. h. dynamischen und kreativen Charakter der phonologischen Systeme Trubetzkoy's und Jakobson's und ihr explanatorisches, auf erklärende Gesetze rekurrerendes Verfahren (1964: 30; 1966: 26).

In der Tat lassen die entsprechenden Äußerungen Trubetzkoy's und Jakobson's an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

»Ein phonologisches System ist nicht die mechanische Summe von vereinzelteten Phonemen, sondern ein organisches Ganzes, von dem die Phoneme die Glieder sind, dessen Struktur Gesetzen unterliegt.« (Trubetzkoy, 1933: 245)

In seiner großen Studie über die Kindersprache zeigte Jakobson, wie der Aufbau des Sprachlautsystems einem festen Ordnungsschema folgt. Der Aufbau läßt sich, wie ausgeführt, leicht formalisieren: wenn *a* gegeben ist, dann ist auch *b* gegeben; wenn *c* nicht gegeben ist, dann ist auch *d* nicht gegeben, usw. Nach dem Aufriß des Schichtenbaus, der solchen Implikationsgesetzen unterliegt, folgt als nächstes Kapitel eine ausführliche »Begründung der Baugesetze« mit der einleitenden Deklaration:

»Die Übereinanderlagerung der Bestandteile im Phonemsys-

stem erweist sich als streng regelmäßig; aber diese Gesetze können erst dann als erklärt gelten, wenn ihre *innere Notwendigkeit* erfaßt und dargestellt worden ist.« (1941: SW I 373) Die Begründung der Gesetze erfolgt in »einem immanent linguistischen und ganzheitlichen Verfahren«. Es läßt sich aufzeigen, daß die Stufenfolge des Phonemsystems »dem Grundsatz des maximalen Kontrastes« gehorcht und »vom Einfachen und Ungegliederten zum Abgestuften und Differenzierten« fortschreitet (*ibid.* 374). Die einfachen, merkmallösen Glieder eines Phonempaares entwickeln sich leichter als die differenzierten, merkmalthaltigen Glieder.

»Die *erste* kindliche *Sprachstufe* beginnt mit einem deutlichen Auseinanderhalten und Abgrenzen von *Konsonant* und *Vokal*, . . . Unter dem motorischen Gesichtspunkt sind diese beiden Grundklassen der Sprachlaute als *Hemmung* und *Öffnung* einander entgegengesetzt. Das Optimum der Öffnung wird im breiten *a*-Vokal erreicht. Den äußersten Gegensatz zum *a*-Vokal bilden die Verschußlaute, und unter den Verschußlauten sind es wiederum die Lippenlaute, die den *ganzen* Mundraum sperren. Man könnte von vornherein erwarten, daß gerade dieser einfachste und maximale Kontrast berufen ist, an der Schwelle der Kindersprache die Unterscheidung zwischen Vokalismus und Konsonantismus zu eröffnen, und tatsächlich wird diese Erwartung durch die Erfahrung gerechtfertigt.« (*ibid.* 375)

Für die allbekanntesten frühen Sprachbildungen des Kindes »mama« und »papa« werden die verschiedensten psychologischen Erklärungen angeboten. Jakobson übernimmt z. T. die Ableitung von »mama« aus der Saugaktivität und dem Affektivitätsgehalt des nasal Lauts im vorsprachlichen Wimmern. Das /p/ in »papa« hat eine deiktische, anzeigende Funktion. Es ist bezeichnend, daß dieser Laut, der den Übergang vom affektiven Lallstadium zur designativen Sprache signalisiert, im Term, der dem väterlichen Elternteil zugesprochen wird, erscheint (1941, 1960d: SW I 377f, 542f). Über derartige psychologische Begründungen hinaus liefert Jakobson zum ersten Mal systematisch eine rein sprachimmanente, strukturelle Erklärung des frühkindlichen Vokabulars. Eine Typologie,<sup>27</sup> die sich mit einer bloßen Liste beliebig zusammengeraffter Komponenten begnügt, ohne auf die hierarchische Verschränkung der Komponenten zu achten und ohne logi-

sche und ökonomische Kriterien (Redundanz-Problem) in Rechnung zu stellen, führt unweigerlich zu einem verzerrten Bild der Sprache, das jeden komparativistischen Wert verliert.

»Nicht Inventar, sondern System ist Grundlage der Typologie.« (Untertitel, 1958b: SW I 524)

»Die universalen und beinahe-universalen Gesetze der Implikation, die dieser Taxonomie zugrunde liegen, offenbaren eine strenge phonematische und grammatische Schichtung.« (1962e: SW II 284)

#### 2.4.2.6. *Beobachtung und Beschreibung vs. Erklärung?*

Chomsky (1964: 28ff) wirft insbesondere der amerikanischen, am Behaviorismus orientierten Abart des Strukturalismus vor, daß sie sich mit der korrekten Sichtung und Ordnung der beobachtbaren sprachlichen Gegebenheiten begnügt. Chomsky verlangt von einer linguistischen Theorie mehr als eine solche Beobachtungsadäquatheit. Sie hat auch eine Grammatik zu liefern, die das System der Regeln wiedergibt, auf das sich Sprecher und Hörer stützen, wenn sie eine Äußerung gebrauchen und verstehen. Eine Grammatik, die diesem Postulat nachkommt, nennt Chomsky etwas mißverständlich beschreibungsadäquat. Im Grunde genommen ist eine derartige Grammatik nämlich »eine erklärende Theorie« (Chomsky, 1972a: 27). Den Begriff der Erklärungsadäquatheit will Chomsky jedoch für eine Linguistik reserviert wissen, die noch eine Stufe weitergeht und die Gründe dafür liefert, weshalb die Sprecher und Hörer eine Sprache bzw. der Linguist, der die Sprache erforscht, gerade diese Grammatik und nicht eine andere gewählt haben. Die Wahl der Grammatik ist von der Natur des menschlichen Geistes her zu begründen. Mit dieser Aufgabenstellung wird die Linguistik nach Chomsky zu einem »Teilgebiet der Psychologie«. Die strukturelle Linguistik bezichtigt er demgegenüber eines »militanten Antipsychologismus« (*ibid.* 65).

Chomskys Gerüst eignet sich nur begrenzt für eine Darlegung der Problematik von Beschreibung und Erklärung, wie sie sich dem Prager Strukturalismus stellte und wie sie von diesem gelöst wurde. Der Prager Strukturalismus konstituierte sich durch eine reflektierte Abkehr von einer erklärenden Sprachwissenschaft ganz bestimmter Art, von der Sprachwissenschaft der Junggrammatiker. Die Erklärungen der Junggrammatiker lassen sich durch zwei Merkmale charakterisieren. Sie waren kausal-geneti-

scher und heterogener Natur. Zur Erklärung von linguistischen Vorkommnissen wird auf vorausgehende, nichtlinguistische Vorkommnisse, die als Ursachen der ersten aufgefaßt wurden, zurückgegangen. Bis ins 20. Jahrhundert hinein hemmte die Fixierung auf die Auswüchse der spätscholastischen Philosophie, mit deren Überwindung die mechanistischen Wissenschaften der Neuzeit ihren Siegeszug begannen, die weitertreibende Forschung. Hinter reinen Deskriptionen befürchte man *idem-per-idem*-Erklärungen vom Typ der spätmittelalterlichen *vis-dormitiva*-Tautologie, in der die einschläfernde Wirkung des Mohns durch seine einschläfernde Kraft erklärt wurde. Auf die wissenschaftstheoretische Verengung (nur genetische Erklärungen) und Verwirrung (eklektische heterogene Erklärungen) der Junggrammatiker antworteten die Prager Linguisten mit einem vielschichtigen und ausgewogenen Konzept. Der genetischen Frage ›warum?‹ stellten sie nicht nur die deskriptive Frage ›wie?‹, sondern zugleich auch die funktionale Frage ›wozu?‹ gegenüber. Der deskriptive, eigentliche strukturelle Teil der Prager Linguistik zeichnet sich durch zweierlei aus, (1.) durch die Betonung der Autonomie der Linguistik und (2.) – was auf den ersten Blick paradox erscheinen mag – durch die erklärende Rolle, die eben dieser strukturalen Deskription zugesprochen wird.

Die Betonung der Autonomie der Linguistik und die Abwehr kurzschlüssiger psychologischer Erklärungen hat dem Prager Strukturalismus den Vorwurf des Antipsychologismus eingetragen (cf. die Akzentverschiebung im Gebrauch dieses Schlagwortes bei Jakobson, 1939b: SW I 315; 1973b: 15). Man übersieht leicht, daß mit dem Nachweis der Autonomie der sprachlichen Gesetze die psychologische Frage keineswegs ausgeschaltet wird, sondern im Gegenteil überhaupt erst angemessen, in einer dem Systemcharakter der Sprache gerecht werdenden Weise, gestellt werden kann. Die Frage lautet nicht mehr, wie die einzelnen, atomisierten sprachlichen Erscheinungen psychologisch erklärt werden können, sondern vielmehr, wie der menschliche Geist beschaffen sein muß, um ein System, das nach spezifischen, ihm immanenten Gesetzen aufgebaut ist, produzieren und rezipieren zu können.

Der Prager Strukturalismus teilt den Vorwurf des Antipsychologismus, aber auch die Perspektive, in der er die Frage der psychologischen Fundierung angeht, in einer bemerkenswerten histori-

schen Wiederholung mit der Phänomenologie Husserls. Die Problemstellung verschiebt sich bloß von der Ebene der Logik auf die der Linguistik. Nachdem Husserl im I. Band seiner bahnbrechenden *Logischen Untersuchungen* den Nachweis geliefert hatte, daß die logischen Gesetze nicht aus der faktischen Natur des menschlichen Bewußtseins abgeleitet werden können, sondern im Sinn, dem objektiven Gehalt, der logischen Grundbegriffe beschlossen sind, formulierte er zu Beginn des II. Bandes (1913: 8) in der jetzt allein angemessenen Form die bleibenden psychologischen Fragen, nämlich:

»Wie es denn zu *verstehen* sei, daß das ›an sich‹ der Objektivität zur ›Vorstellung‹, ja in der Erkenntnis zur ›Erfassung‹ komme, also am Ende doch wieder subjektiv werde; was das heißt, der Gegenstand sei ›an sich‹ und in der Erkenntnis ›gegeben‹; wie die Idealität des Allgemeinen als Begriff oder Gesetz in den Fluß der realen psychischen Erlebnisse eingehen und zum Erkenntnisbesitz des Denkenden werden kann; . . .«

Die Frage nach der »Angeborenheit« der sprachlichen Gesetze bleibt weitgehend eine spekulative Frage. Einsichtig aufweisbar ist dagegen »die innere Logik der sprachlichen Strukturen« (Jakobson, 1973b: 49). Was in der Logik eines Sachverhalts selbst begründet ist (ein phänomenologisches Beispiel: die Einbettung einer Gegenwartswahrnehmung in einen Vergangenheits- und Zukunftshorizont; ein linguistisches Beispiel: die Priorität der attributiven gegenüber der prädikativen Zuordnung des Adjektivs zum Nomen), setzt keine spezielle »genetische Instruktion« voraus. Charakteristisch für »apriorische« linguistische Gesetze ist die individuelle Möglichkeit, sie in spielerischen und geistreichen Wendungen zu durchbrechen. Cf. »verbotene« Formulierungen wie *John does not play golf; golf plays John* (Jakobson 1959c: SW II 495 *ad* Chomsky, 1957: 42).

Die strukturelle Beschreibung ist in der Prager Linguistik nicht reiner Selbstzweck – ebensowenig übrigens wie in der biologischen Taxonomie. Das Übergehen dieser Tatsache ist der unverzeihlichste Mangel der modischen Taxonomie-Kritik. Worum es der modernen taxonomischen Klassifikation eigentlich geht, findet sich prägnant im Satz des Biologen G. G. Simpson (1964: 11) zusammengefaßt:

»Die klassifikatorische Sprache hat primär evolutionstheoretische Bedeutung.«

In der biologischen Evolutionstheorie wurde die taxonomische Basis lange Zeit durch die Verdrängung der klassischen morphologischen Terminologie durch ein genealogisches Vokabular verdeckt. Man sprach statt von Systematik von Phylogenetik, statt von Formverwandtschaft von Blutsverwandtschaft, statt von systematischen Stufenreihen von Ahnenreihen, statt von Typus von Stammform, statt von typischen Zuständen von ursprünglichen, statt von atypischen von abgeänderten, statt von niederen Tieren von primitiven, statt von Ableitung von Abstammung usw. (Naef, 1919: 35f). Die neuere biologische Taxonomie ist sich wiederum bewußt geworden, daß nur ein winziger Ausschnitt der ganzen Evolution direkt beobachtbar ist und daß man sich für den übergroßen Rest auf typologische Kriterien stützt. Die phylogenetische Klassifikation erfolgt auf der Basis einer phänomenologischen Klassifikation (Sokal and Sneath, 1963).

Die analoge Bedeutung von taxonomischen Klassifikationen in der Linguistik hat Jakobson 1957 in einem Vortrag unter dem bezeichnenden Titel »Typologische Studien und ihr Beitrag zur vergleichenden historischen Linguistik« (1958b: SW I 523ff) zusammengefaßt. Die Typologie *alias* Taxonomie bietet die Kriterien zur Rekonstruktion vergangener Sprachetappen. Danach sind gewisse Stadien der Entwicklung höchst wahrscheinlich, andere weniger wahrscheinlich und noch andere praktisch ausgeschlossen. Die linguistische Taxonomie hat jedoch über den heuristischen Wert hinaus auch noch einen explanatorischen Wert. Die Entdeckung dieser Tatsache veranlaßte den jungen Jakobson 1926 zu einem »aufgeregten« Brief an Trubetzkoy, »der die Frage aufwarf, ob es nicht geeignet wäre, die naturwidrige Kluft zwischen der synchronischen Analyse des phonologischen Systems einerseits und der »historischen Phonetik« andererseits dadurch zu überbrücken, daß jeder Lautwandel als ein zweckbedingtes Ereignis unter dem Gesichtspunkt des gesamten Systems untersucht« wird (1939c: SW II 512f). Der Sprachgeschichtler Trubetzkoy wandte sich überhaupt erst auf diese Einsicht hin der systematischen Phonologie zu.

Mit dem Systemgedanken bringt Jakobson zugleich eine funktionale Perspektive in die Linguistik. Die funktionale, teleologische oder besser teleonomische Erklärung ist die Erklärungsweise und das Bewertungskriterium, die im Prager Strukturalis-

mus dominiert. Von der Linguistik wird diese Art der Erklärungsadäquatheit verlangt. Als Beispiel können der Begriff des Phonems, der Binarismus der distinktiven Eigenschaften und der Lautwandel dienen. Jene Art der Lautanalyse verdient die höchste Bewertung, die der Funktion der sprachlichen Laute, die in der Bedeutungsunterscheidung liegt, am ehesten gerecht wird. Es ist primär die Funktion, die das System der Regeln, nach dem sich die sprachlichen Muster formen und umformen, verständlich macht und ihm eine innere Notwendigkeit verleiht.

»Die Beachtung der vielfältigen ›funktionalen Dialekte‹ oder, m. a. W., der verschiedenen Sprachstile änderte die Sicht des Sprachwandels von Grund auf. Die zwei Stadien eines sich vollziehenden Wandels wurden als zwei simultane Sprachstile reinterpretiert; der Wandel wurde als ein Faktum der synchronischen Linguistik aufgefaßt, und wie jedes Faktum der Synchronie verlangte er einen Mittel-Zweck-Test im Hinblick auf das ganze Sprachsystem. So erfuhr die historische Linguistik eine vollständige Metamorphose. Wenn im früheren Stadium der indogermanischen Studien, wie Benveniste 1935 festhielt, ›die beträchtliche und verdienstvolle Anstrengung, die auf die Beschreibung der Formen verwendet worden war, von keinem ernsthaften Versuch, sie zu interpretieren, gefolgt wurde,‹ so wäre es hinfort, wie er ausführte, notwendig, . . . die Funktionen der betroffenen Elemente in Betracht zu ziehen.« (1963b: SW II 525)<sup>28</sup>

2.4.3. *Teleonomie*. Die Prager Linguisten verfochten das Recht und die Notwendigkeit der teleologischen Erklärung lange bevor diese von der Kybernetik und deren Applikation vor allem in der Biologie rehabilitiert wurde. Sie konnten sich dabei bis zu einem gewissen Grad auf die philosophischen Erörterungen des tschechischen Wirtschaftswissenschaftlers Karel Engliš stützen (Jakobson 1933: SW II 544). Nach dem zweiten Weltkrieg berief sich Jakobson dann vor allem auf den durchschlagenden Erfolg der kybernetischen Konzeption in der Biologie (1973b: 57ff; 1974a). Um hartnäckigen Mißverständnissen vorzubeugen, begrüßte er dabei den Vorschlag des Biologen C. S. Pittendrigh, ähnlich wie man zwischen wissenschaftlicher Astronomie und spekulativer Astrologie unterscheidet, die neue Konzeption der Finalität von der alten, metaphysischen Auffassung einer Endur-

sache durch den Neologismus »Teleonomie« abzuheben.

Obschon Engliß (1930) am Rückbezug des Zwecks auf ein Subjekt festhält, gelangt er zu einer bemerkenswerten Formalisierung der Teleologie. Sie ist nach ihm keine psychologische Tatsache, sondern eine logische Form der Erklärung. Sie ist eine Anschauungsform, mittels welcher die Erfahrung wahrgenommen und begriffen wird, vergleichbar nach ihm der kantianischen Anschauungsform des Raumes bzw. der Geometrie, die ebenfalls Formen beibringt, mit der die reale Welt erfaßt werden kann. Von der kausalen Denkform, wie sie in der klassischen Physik zum Durchbruch kam, werden die Ereignisse nach Ursache und Wirkung geordnet, von der teleologischen Denkform nach Mittel und Zweck. Die tragende Vorstellung ist im ersten Fall die der Kraft, im zweiten die des Nutzens oder der Funktion.

Die neuere Diskussion unterscheidet grundsätzlich zwischen zielintendiertem und zielgerichtetem Verhalten. Ein zielintendiertes Verhalten basiert auf bewußten Vorstellungen, Überzeugungen, Wünschen und Absichten. Diese fungieren als Ursache eines bestimmten Verhaltens. Bei diesem Verhalten ist es weniger die Art des Kausalnexus als vielmehr der ontologische Status von Vorstellungen und Wünschen, der von Philosophen, für die nur äußerlich Beobachtbares annehmbar ist, als problematisch angesehen wird. Wird ihre Existenz akzeptiert, läßt sich die teleologische Erklärung ohne weiteres auf eine spezielle, psychische Form der Kausalität reduzieren. Das Verhalten wird in diesem Fall ja nicht durch etwas Zukünftiges, sondern durch etwas Gegenwärtiges, durch aktuelle Vorstellungen und Absichten erklärt. Zielgerichtet wird ein Prozeß genannt, der den Anschein eines zielintendierten Verhaltens erweckt, bei dem jedoch kein bewußt handelndes Subjekt ausfindig gemacht werden kann. Da viele der funktionalen Prozesse der Sprache unbewußter Art sind, können sie nicht einfach zu den weniger problematischen zielintendierten Prozessen geschlagen, sondern müssen als zielgerichtete Prozesse erklärt werden.

Das Kriterium für teleonomische Prozesse glaubte man anfänglich in der »Verhaltensplastizität« gefunden zu haben, mit der, bei wechselnden Umständen, ein bestimmter Zustand erreicht wird. Doch fließt auch ein Fluß mit fast sprichwörtlicher Anpassung an Umstände und Widerstände zum Meer, ohne daß die Rede von einem zielgerichteten Verlauf gerechtfertigt erscheint.

Stichhaltiger erweist sich das Kriterium der *directive correlation*. Ein Prozeß gilt danach als teleonomisch, wenn er mit einem anderen Prozeß so verbunden ist, daß er ihn nicht nur verursacht, sondern seinerseits in seinem Verlauf von ihm gesteuert wird. Die Annahme einer solchen »direktiven Korrelation« drängt sich auf, wenn das Resultat eines Prozesses ein System darstellt, das sich durch bestimmte formale Eigenschaften (Gestaltqualitäten) wie Einfachheit, Ausgewogenheit, symmetrische und hierarchische Anordnung seiner Teile, auszeichnet, oder wenn der Prozeß sich als eine Bedingung für den normalen Ablauf eines umfassenderen Prozesses erweist, in den er als Teilprozeß integriert ist. Allbekannte biologische Beispiele sind für den ersten Fall die Entwicklung von symmetrischen Gestalten (z. B. Blattformen), für den zweiten die Herztätigkeit in Wirbeltieren. In der Sprache können dafür die Restitution eines aus dem Gleichgewicht geratenen Lautsystems und die Ausbildung von phonologischen, distinktiven Eigenschaften, die keine eigene Bedeutung haben, jedoch dazu dienen, bedeutungshaltige Einheiten, Morpheme und Wörter, zu konstituieren, angeführt werden.

Das charakteristische formale Kriterium eines zielgerichteten Prozesses liegt darin, daß ein ganzheitliches System als determinierender oder explikativer Faktor seiner Teile ausgemacht werden kann. Ein variables Ereignis  $E_1$  ist nicht nur abhängig, eine Funktion im mathematischen Sinn des Wortes, von anderen variablen Ereignissen  $E_2, E_3 \dots E_n$ , sondern auch und primär von einem System  $S$ . Erst die Freilegung des Systems macht das einzelne Ereignis verständlich.

$$E_1 = f(S; E_2, E_3 \dots E_n)$$

In dieser Sicht sind die strukturelle und die funktionale Methode nicht zwei heterogene Verfahren, die im *Cercle linguistique de Prague* zufällig, bloß aus äußeren, historischen Gründen, dem gleichzeitigen Einfluß von Saussure und Baudouin de Courtenay, zusammenstießen. Was beide Methoden verbindet, ist die Einordnung der einzelnen Fakten einer Menge als Teile in ein Ganzes. Für die Prager ist in diesem Zusammenhang zweierlei charakteristisch, nicht allein die grundsätzliche Verteidigung des funktionalen Charakters der Sprache, sondern auch die Herausstellung der Vielfalt der sprachlichen Funktionen (*Thèses*, 1929: 7, 14f; Jakobson 1963b SW II 522ff). Gegenüber einer in einem

verengten Sinn des Wortes strukturalen Konzeption, wie sie unter dem Titel Distributionalismus von Vertretern des dänischen und des amerikanischen Strukturalismus verfochten wird, nach der sich die Sprache auf eine exklusiv kontextual bedingte Anordnung von Elementen reduziert, verteidigt Jakobson die Sprache als ein Mittel der Bezeichnung.

»Die primäre Funktion des Zeichens (*sign*) ist es zu *bezeichnen* (*signify*) und nicht, in bestimmten, gegebenen Konstellationen zu figurieren.« (1949c: 38)

Der mathematische Begriff der Funktion, der eine rein formale Abhängigkeitsbeziehung zum Ausdruck bringt, darf in der Linguistik den soziologischen Begriff der Funktion, Funktion als Vorsatz und Aufgabe verstanden, nicht verdrängen (*ibid.*).

Gegenüber pragmatistischen Tendenzen, die sich zu ausschließlich an der Alltagssprache, in der ihr Gebrauch als Mittel der Kommunikation dominiert, orientieren, bringen die Prager die Vielfalt der sprachlichen Funktionen ins Spiel. Den wachen Sinn für diese Vielfalt verdanken sie vorab ihrer Vertrautheit mit der Literatur und der Poesie, in der gerade nicht die kommunikative Ausrichtung auf das *signatum*, sondern die ästhetische auf das *signans* vorherrscht. Das System der sprachlichen Funktionen werden wir im dritten Teil skizzieren.

## 2.5. *Opposition*

›Struktur‹ ist ein vielgebrauchtes und nach der Meinung mancher auch ein abgebrauchtes Wort, das sich kaum mehr eignet, eine wissenschaftliche Strömung von anderen, konkurrierenden abzuheben. Roland Barthes (1963: 213) machte daher den Vorschlag, »auf Paare wie *signans/signatum* und *Synchronie/Diachronie* zurückzugreifen, um das anzugehen, was den Strukturalismus von anderen Weisen des Denkens unterscheidet; das erste Paar, weil es auf das linguistische Modell verweist, . . . das zweite, . . . weil es eine gewisse Revision des Geschichtsbegriffes zu implizieren scheint.« Jakobson scheint ein grundsätzlicheres Kriterium vorzuziehen, auch wenn die Folge davon ist, daß dann eine Großzahl der gegenwärtigen wissenschaftlichen Strömungen unter den Titel ›Strukturalismus‹ fällt. Die überraschende Erfahrung der Prager Linguisten bestand ja gerade darin, daß sie

bei der Suche nach Verfahrensweisen, die den spezifischen Gesetzen der Sprache gerecht werden, auf eine Methode kamen, von der sie feststellen konnten, daß sie gleichzeitig von avantgardistischen Wissenschaftlern in verschiedensten Disziplinen entwickelt wurde. Was sie alle vereinte, war die Abkehr von der mechanischen Atomisierung von Fakten durch die Freilegung der Interdependenz zwischen den Komponenten eines Ganzen und zwischen den Ganzen und seinen Komponenten.

Das Hauptmerkmal des Strukturalismus ist nach Jakobson die zentrale Stellung, die der wichtigsten Relation, die von der strukturalen Linguistik freigelegt worden ist, der Opposition, verstanden als wechselseitige Implikation von zwei konträren oder kontradiktorischen Termen, zuerkannt wird.

»Die früheren Argumente für eine mechanische und undurchlässige Auffächerung der Linguistik und das Dogma von unverrückbaren Antinomien macht stufenweise einer umfassenden Erforschung der lebendigen Einheit von Gegensätzen Platz, Gegensätzen wie Autonomie und Integration, Statik und Dynamik, Konkurrenz und Sequenz, Kode und Mitteilung, Kontiguität und Ähnlichkeit, Zeichen-Instanz (*token*) und Wert, Form und Substanz, Grammatik und Semantik, Bedeutung und gegenständlicher Bezug, Objekt- und Metasprache, Inter- und Intrakommunikation, Invarianz und Variation, Kreation und Diffusion, Partikularismus und Konformismus, usw.« (1973c)

Einen Teil dieser Gegensatzpaare haben wir bereits besprochen. In diesem Kapitel befassen wir uns mit der Struktur des Gegensatzes als solchem und mit einer seiner bemerkenswertesten Realisationsweisen, dem Gegensatz merkmalthaltig/merkmallos.

2.5.1. *Die phänomenologische Definition der Opposition.* Das Herzstück von Saussures *Cours de linguistique générale* liegt nach vielen Interpreten in seiner Wertlehre (1916: 155ff). Die sprachlichen Zeichen verdanken ihren Wert nicht ihrer positiven, absoluten Beschaffenheit, sondern ihrer relativen Stellung in einem System. Bekannt ist die Definition, die der *Cours* (164) von den Phonemen gibt.

»Die Phoneme sind vor allem oppositive, relative und negative Gegebenheiten.«

So fundamental die Begriffe Differenz und Opposition sind, so

wenig einheitlich und eindeutig wird ihr Verhältnis von Saussure bestimmt. In Anlehnung an den holländischen Phänomenologen Hendrik Pos hat sich Jakobson an ihre Klärung gemacht und eine präzise Definition der Opposition eingeführt.

Die Opposition ist eine binäre Beziehung, bei der ein Begriff den anderen »eindeutig, wechselseitig und notwendig« evoziert (1949a: SW I 421). »Hell« evoziert einen bestimmten anderen Begriff: »dunkel«. Die Evokation ist wechselseitig. Auch »dunkel« evoziert »hell«. Sie ist unabdingbar. »Hell« kann nicht ohne »dunkel« gedacht werden. Diese Bedingung erfüllen zwei Arten von Differenzen, die kontradiktorische und die konträre (1939e: SW I 273). Die kontradiktorische Differenz liegt vor zwischen der Anwesenheit und Abwesenheit eines Elements oder einer Eigenschaft, z. B. im Verhältnis vokalisch/nichtvokalisches. Eine konträre Differenz ist gegeben in der Relation zwischen zwei Elementen, die zur gleichen Gattung gehören und die sich innerhalb dieser Gattung am stärksten voneinander unterscheiden (z. B. die äußersten Elemente des periodischen Systems in der Chemie) oder in der Relation zwischen zwei Elementen, die das Maximum bzw. Minimum einer Eigenschaft, die sich graduell abtufen läßt, verwirklichen. Der konträre Gegensatz wird auch polarer Gegensatz genannt (z. B. schwarz/weiß).

Diese zwei spezifischen Arten der Differenz, die von Jakobson allein als Opposition bezeichnet werden, sind nicht zu vermen-gen mit den einfachen oder »kontingenten« Differenzen, bei denen die Gegebenheit des einen Terms nichts über die Beschaffenheit seines Partners voraussagen läßt. Wenn jemand sagt »Ich sehe eine Wiese«, dann wissen wir nicht, von was er die Wiese unterscheidet, von einem Wald, von einem See, von einem Felsen oder von sonst etwas. Anders als zu »hell« gibt es zu »Wiese« keinen bestimmten Gegenbegriff.

Die Gestaltpsychologie hat fast gleichzeitig mit Saussure eine Dualität zum Grundbegriff der Wahrnehmung gemacht, das Verhältnis von Figur und Hintergrund. Zur Wahrnehmung einer Figur genügt eine kontingente Differenz zum Hintergrund. Eine Stadt können wir ebensogut auf dem Hintergrund einer Landschaft wie auf dem Hintergrund eines Sees wahrnehmen. Die Gestaltpsychologie hat sich entsprechend kaum um eine weitere Klärung des Differenzbegriffs bemüht, von einer Ausnahme abgesehen. Bei den Sinnesqualitäten hatte schon die vorangehende

Psychologie festgestellt, daß sich die Qualität des Hintergrundes in einer ganz bestimmten Richtung auf die Qualität der Figur auswirkt. Besonders anschaulich ist die Wirkung bei Farben. Die Farbe des Hintergrundes bewirkt bei der Figur eine Änderung in Richtung ihrer Komplementärfarbe. Auf einer roten Unterlage erscheint ein grauer Körper grünlich, auf einer blauen gelblich. Die Farbe der Figur ist umso intensiver, je stärker sie mit der Hintergrundfarbe kontrastiert. Rot leuchtet am intensivsten auf Grün, der Komplementärfarbe zu Rot. Die Wirkung besteht in einer Vergrößerung oder Optimalisierung der Differenz in Richtung auf den konträren Gegensatz.

Die Gestaltpsychologie befaßte sich primär mit natürlichen Wahrnehmungssystemen. Die Linguistik hat es dagegen beim phonologischen System mit einem künstlichen, *ad hoc* konstituierten System zu tun. Bei seinem Aufbau kommt die in den natürlichen Wahrnehmungssystemen angelegte Tendenz zur Ausbildung optimaler Gegensätze voll zum Zuge. Die Ausnützung dieser Tendenz ist funktional motiviert. Die Funktion der Phänomene besteht in der Unterscheidung von Bedeutungen. Diesem Ziel entsprechen sie am besten, wenn sie sich selber ihrer Form nach voneinander optimal unterscheiden, d. h. durch die konträre oder kontradiktorische Opposition ihrer distinktiven Eigenschaften. Die Opposition ist ein ausgezeichnetes Beispiel, um eine rein logische und eine phänomenologische Strukturbeschreibung miteinander zu konfrontieren. In logischen Traktaten wird die Opposition durchweg als eine formale Exklusion definiert. Die Anhänger eines positivistischen Logizismus in der Linguistik übernehmen diese Definition.

»Bei den Monemen so gut wie bei den Phonemen impliziert die Zugehörigkeit zu ein und demselben System ein Oppositionsverhältnis, d. h. *exklusive* Wahl.« (Martinet, 1960: 4.8.)

Eine phänomenologische Analyse unterscheidet sich von einer rein logischen dadurch, daß sie alle Gegebenheiten nicht nur untersucht, wie sie »an sich« sind, sondern ebenfalls, wie sie im Bewußtsein, »für uns«, gegeben sind. Von diesem phänomenologischen Gesichtspunkt aus erscheint die Opposition zugleich als eine Exklusion und als eine Inklusion. Auch im Bewußtsein schließen sich Gegensätze wie hell und dunkel aus, aber das ausgeschlossene Glied der Opposition ist im Bewußtsein notwendigerweise mitgegeben.

»Die Opposition . . . vereinigt immer zwei verschiedene Dinge, die jedoch so miteinander verbunden sind, daß das Denken das eine nicht setzen kann ohne das andere <auch> zu setzen. Die Einheit der entgegengesetzten Dinge wird immer durch einen Begriff geformt, der sie in impliziter Weise in sich enthält und der sich in eine explizite Opposition aufteilt, wenn er auf eine konkrete Realität angewandt wird. . . . Die Opposition in den linguistischen Fakten ist kein Schema, das die Wissenschaft einführt, um die Fakten zu meistern, und das diesen äußerlich bliebe. Seine Wichtigkeit übersteigt die erkenntnistheoretische Sphäre: wenn das sprachliche Denken die Fakten nach Oppositions- und Systemprinzipien ordnet, begegnet es einem Denken, das diese Fakten selber schafft.« (Pos, 1938: 246; Jakobson, 1949a: SW I 423)

»Die Opposition . . . ist eine Relation, die sich nicht konstatiert, sondern sich denkt. . . . Vom Gesichtspunkt des Inhaltes nichts Verschiedeneres: – Weiß ist verschiedener von Schwarz als von Gelb – aber vom Gesichtspunkt des Denkens nichts Verbundeneres, Untrennbareres: das eine impliziert das andere.« (Pos, 1939a: 75f; cf. Jakobson, 1939a: SW I 301)

Für die psychologische, dem menschlichen Geist immanente Realität der Opposition spricht auch die Tatsache, daß die Bildung von gegensätzlichen Paaren der Konstitution von Einzelobjekten vorangeht und daß sie als die erste logische Operation des Kindes auftritt (Wallon, 1945; Jakobson 1962a: SW I 649). Mit seiner revidierten Fassung des Oppositionsbegriffes unterzieht Jakobson (1939a: SW I 294f, 301ff) die oppositionale Definition der sprachlichen Zeichen bei Saussure einer zweifachen Kritik. Zum ersten wendet er sich gegen ihre mechanistische Übertragung aus der Phonologie in die anderen sprachlichen Ebenen. Es ist zutreffend, daß ein Phonem keinen anderen Zeichenwert hat als den, eine Andersheit anzuzeigen. In den Wörtern ›mein‹ und ›dein‹ signalisieren die beiden Phoneme /m/ und /d/ die Tatsache, daß zwei verschiedene Wörter mit unterschiedlicher Bedeutung vorliegen. Alle übrigen sprachlichen Zeichen signalisieren dagegen mehr als nur eine Andersheit. Sie haben einen positiven Wert. Das Morphem ›-e‹ in ›Tage‹ und ›Abende‹ zeigt an, daß in beiden Fällen eine Vielheit gemeint ist. Saussures Behauptung (1916: 168) »für sich allein genommen sind weder ›Nacht‹ noch ›Nächte‹ etwas: alles ist also Opposition« läßt sich

nicht aufrechterhalten. Die Voraussetzung der Bezeichnungsfähigkeit eines Zeichens, seine systematische Verschiedenheit von den anderen Zeichen, darf nicht verwechselt werden mit der Bezeichnung selber. Die Existenz des Plurals setzt die des Singulars voraus. Aber das Ausschlaggebende am Pluralmorphem, was ihm seine Existenzberechtigung gibt, ist sein positiver Eigenwert, die Bezeichnung einer Vielheit.

Auch innerhalb der Phonologie selber ist eine Revision vonnöten. Sie betrifft nicht, wie im ersten Punkt der Kritik, die *differenzierende* Funktion der Zeichen, sondern ihre *differierende* Beschaffenheit. Ein oppositionales Verhältnis im strengen Sinn des Wortes liegt nicht zwischen den Phonemen vor, sondern allein zwischen den distinktiven Eigenschaften der Phoneme.

»Untersuchen wir beispielsweise das Verhältnis zweier Vokalphoneme /u/ und /a/. Das eine kann zweifellos gedacht werden, ohne daß dabei auch das andere zum Vorschein käme. Die mannigfaltigen Oppositionsbegriffe sind in *einer* Hinsicht gleich: die Begriffe Vater und Mutter, Tag und Nacht, teuer und billig, groß und klein setzen einander voraus. Bei den Phonemen /u/ und /a/ ist das nicht der Fall.«

»Die Oppositionen der distinktiven Eigenschaften sind wirkliche logische binäre Oppositionen, und das eine Glied jeder von diesen Oppositionen schließt notwendigerweise das entgegengesetzte Glied ein. Breite kann nicht ohne Enge, die hintere Bildung nicht ohne vordere, die gerundete nicht ohne ungerundete gedacht werden, usw.« (1939a: SW I 301, 303)

Später konnte Jakobson (1962a: SW I 637) darauf aufmerksam machen, daß seine Kritik nicht Saussure selber trifft, sondern nur die Editoren des *Cours*, die an der zitierten Stelle wie auch an anderen von der Lehre des Meisters abwichen. Nach den ursprünglichen Nachschriften seiner Vorlesungen (1967ff: 268) sind es nicht die »Phoneme«, sondern deren »Elemente«, die einen rein oppositiven, relativen, negativen Wert haben.

### 2.5.2. *Die informationstheoretische Bestätigung des Binarismus.*

Jakobsons Herausstellung der Opposition als der Grundstruktur insbesondere der phonologischen und in gewissen Grenzen auch der übrigen sprachlichen Ebenen ist immer wieder auf die heftigste Abwehr gestoßen. Man warf Jakobson und seinen Schülern eine Vergewaltigung der sprachlichen Wirklichkeit, bald durch

eine subjektive Willkür der Forschung, bald durch ein starres Systemdenken, vor. Einer der wohlwollenderen Kritiker (Joos, 1957: 415) hält Jakobsons binäre Strukturierung der Sprache für eine »polare Metapher«, die als solche »eine literarische Leistung von hohem Wert« sei, für die Wissenschaft jedoch höchstens einen gewissen heuristischen Nutzen haben könne.

Jakobson kann sich jedoch zur Unterstützung seiner Phonemanalyse auf eine Wissenschaft berufen, der man zuletzt literarische Ambitionen nachsagen wird. Die mathematische Kommunikationstheorie wies mit durchschlagendem Erfolg nach, daß jede beliebige Menge von Gegebenheiten nicht nur grundsätzlich durch binäre Entscheidungen analysiert werden kann, sondern auch am rationellsten auf diese Weise bewältigt wird. Unabhängig voneinander kamen die Phonologie und die Informationstheorie zu ähnlichen, sich gegenseitig ergänzenden Schlüssen, was zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit der beiden Disziplinen führte (1956a: SW I 497; 1961a: SW II 570ff).

So unternahm Jakobson zusammen mit seinem Schüler Morris Halle und dem Londoner Kommunikationstheoretiker E. Colin Cherry eine beispielhafte logische Beschreibung der phonologischen Seite der Sprache anhand des phonologischen Systems des Russischen (1953c: SW I 449ff). Um aus einer Menge von acht abstrakten Gegenständen A, B, . . . H den Gegenstand H auf dem ökonomischsten Weg zu identifizieren, wird die ganze Gruppe in zwei gleichmäßige Hälften aufgespalten. Hierauf kann man die Frage stellen: Gehört H zur rechten Seite oder nicht? Die entsprechende Seite wird weiter gespalten und die Frage auf dem neuen Niveau wiederholt, bis der Gegenstand identifiziert ist. Statt notfalls acht Fragen (Ist es A? Ist es B? etc.) stellen zu müssen, genügen im vorliegenden Beispiel drei Fragen, die mit »ja« (+) oder »nein« (-) beantwortet werden. Die Antworten für H bilden die Kette (+ + +). Es gilt, daß bei N Objekten

| A | B | C | D | E | F | G | H |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| - | - | - | - | + | + | + | + |
| - | - | + | + | - | - | + | + |
| - | + | - | + | - | + | - | + |

die Zahl der ›ja-‹nein-‹Antworten gleich dem  $\log_2 N$  ist. Die Phonologie hat es nicht mit abstrakten Gegenständen, sondern mit konkreten Elementen zu tun, deren Beschaffenheit durch die Art ihrer Produktion und Rezeption durch die Sprecher und Hörer der Sprache bedingt ist. Die Identifikation erfolgt entsprechend auch nicht mehr über abstrakte Fragen (rechts oder links?). Sie beziehen sich vielmehr auf die phonologische Beschaffenheit der Elemente: vokalisches oder nicht? kompakt oder diffus? etc. Dabei spaltet schon die erste Frage die meisten Systeme nicht in zwei gleich starke Gruppen. Für die 42 Phoneme des Russischen ergeben sich z. B. 12 Plus und 30 Minus. Darüber hinaus sind nicht alle Fragen bei allen Phonemen zu stellen, sei es, daß die Identifikation auch ohne sie schon vollständig ist, sei es, daß sie eine unmögliche Artikulation implizieren würden. Die Antwort ist in diesen Fällen unbestimmt (o). Für die Identifikation der Phoneme ist also eine dreiwertige Logik erforderlich. Diese beiden Tatsachen haben zur Folge, daß ein Phonem im Russischen nicht mit durchschnittlich 5.38 Fragen identifiziert werden kann, wie das im logischen Idealfall möglich ist, sondern bis zu 11 Fragen benötigt.

Für die sog. Konsonanten des Hochdeutschen ergibt sich dann folgende Matrix von Plus-, Minus- und Null-Antworten:<sup>29</sup>

|                                   | p b f v f̂ | t d s z š | k g x j l | mn  | r l | h # |
|-----------------------------------|------------|-----------|-----------|-----|-----|-----|
| vokalisches/<br>nicht vokalisches | - - - - -  | - - - - - | - - - - - | - - | ++  |     |
| konsonantisches/<br>nicht kons.   | +++++      | +++++     | +++++     | ++  | ++  |     |
| kompakt/diffus                    | - - - - -  | - - - - - | +++++     |     |     |     |
| dunkel/hell                       | +++++      | - - - - - |           | + - |     |     |
| nasal/oral<br>(nicht nasal)       | - - - - -  | - - - - - | - - - - - | ++  |     |     |
| kontinuierliches/<br>abrupt       | - - ++-    | - - ++-   | - - +++   |     | - + |     |
| scharf/sanft<br>(nicht scharf)    | - - +++    | - - +++   | - - - - + |     |     |     |
| gespannt/<br>ungespannt           | + - + - +  | - + - + - | + - + - + |     |     | + - |

Der Identifikationsprozeß läßt sich verkürzen, wenn man die bei den einzelnen Phonemen offen gelassenen Fragen an das Ende der Frageliste rückt, so daß sie wegfallen können, sobald das Phonem zureichend identifiziert ist. Zu diesem Zweck ist die Reihenfolge der Fragen im Verlauf des Identifikationsprozesses zu modifizieren. Die Änderung ist nicht willkürlich, sondern abhängig von den Antworten auf die vorangehenden Fragen. So kann man im Russischen, wenn die Beantwortung auf die beiden ersten Fragen (vokalisch? konsonantisch?) positiv ausgefallen ist, gleich zur neunten Frage (scharf?) übergehen und dann zur siebten Frage (kontinuierlich?) zurückkehren, um die Phoneme /r/, /r/, /l/, /l/ zu identifizieren. Nach der positiven Antwort auf die beiden ersten Fragen sind nur noch diese vier Phoneme möglich. Die Anzahl der Fragen beträgt bei diesem Vorgehen im Russischen dann nicht mehr 11, sondern durchschnittlich 6.5, was dem logischen Idealwert 5.38 sehr nahe kommt. Die Anzahl kann dann noch weiter reduziert werden, wenn die Abhängigkeit der einzelnen Phoneme von ihrem Kontext (den vorangehenden Phonemen und Phonemgruppen sowie den grammatischen Kategorien, in die sie eingebettet sind) mit in Rechnung gestellt wird.

2.5.3. *Die Opposition merkmalthaltig/merkmallos*. Eine besondere Form der Opposition ist das Verhältnis merkmalthaltig/merkmallos, eines der merkwürdigsten Phänomene im Aufbau der Sprache. Trubetzkoy und Jakobson haben es seit den frühesten 30er Jahren thematisiert.<sup>30</sup> Seit einiger Zeit hat sich ihm auch die neuere Linguistik (Greenberg, 1966; Chomsky und Halle, 1968: 402ff) und Psycholinguistik (Clark, 1970) zugewandt. In Jakobsons Linguistik nimmt die Dyade merkmalthaltig/merkmallos zusammen mit der Dyade Variation/Invarianz eine Stellung ein, die man mit dem Stellenwert der Prinzipien der Willkürlichkeit und der Linearität in Saussures System (1916: 100ff) vergleichen kann.

»Mit welcher Ebene der Sprache wir es auch zu tun haben, zwei integrale Eigenschaften der Sprachstruktur zwingen uns zu streng relationalen, topologischen Definitionen. Zum ersten ist jeder einzelne Bestandteil eines jeden Sprachsystems auf dem Gegensatz zweier logisch kontradiktorischer Gegebenheiten aufgebaut: dem Vorhandensein eines Attributes

(»Merkmalthaftigkeit«) im Gegensatz zu seinem Nichtvorhandensein (»Merkmallosgigkeit«). Das gesamte sprachliche Netzwerk stellt einen hierarchischen Aufbau zur Schau, der innerhalb jeder Sprachebene demselben dichotomischen Prinzip von merkmalthaltigen Gegebenheiten, die den entsprechenden merkmallosten Gegebenheiten übergelagert sind, folgt. Zum zweiten erweist sich das kontinuierliche, allumfassende, zielstrebige Wechselspiel von Invarianz und Variation als eine wesentliche und immanente Eigenschaft der Sprache auf jeder ihrer Ebenen.« (1972a: 76).

Eingeführt wurde das Begriffspaar merkmalthaltig/merkmallost von Trubetzkoy (1931: 97).

»Die zwei Glieder eines korrelativen Gegensatzes <z. B. stimmhaft/stimmlos> sind nicht gleichberechtigt: das eine Glied besitzt das betreffende Merkmal (oder besitzt es in seiner positiven Form), das andere besitzt es nicht (oder besitzt es in seiner negativen Form). Wir bezeichnen das erste als merkmalthaltig, das zweite – als merkmallost.«

Wichtig ist die zusätzliche Explikation Trubetzkoy's. Die Einteilung eines Gegensatzpaares in ein merkmalthaltiges und in ein merkmallostes Glied beruht nicht auf einer »willkürlichen subjektiven Wertschätzung«, sondern ist eine »objektive Tatsache«, die sich in spezifischen Eigenschaften äußert.

Jakobson (1932b, 1936b, 1939d: SW II 3ff, 29ff, 211ff etc.) übertrug das Begriffspaar aus der Phonologie in die Morphologie und die Syntax. Dabei präziserte er die Definition Trubetzkoy's, bei dem sich das Verhältnis merkmalthaltig/merkmallost auf eine »privative Opposition«, die Anwesenheit *vs.* die Abwesenheit eines Merkmals reduziert (Trubetzkoy, 1939: 67). Auch die Genfer Schule beschränkte sich bei der Behandlung hierhergehöriger Phänomene unter dem Titel *signe zéro* »Nullzeichen« auf eine bloß privative Relation. Nach Saussure (1916: 124) kann sich die Sprache mit der Opposition von etwas zu nichts begnügen. So unterscheidet sich der Nominativ in vielen Sprachen von den übrigen Kasus nicht durch ein besonderes Morphem, sondern durch die Abwesenheit eines zusätzlichen Morphems, während die übrigen Kasus durch eine spezielle Endung, die dem Wortstamm hinzugefügt wird, markiert sind.

Die komplexe Natur der merkmallosten Terme, die sich auf der phonologischen Ebene im Phänomen der Neutralisation auf eine

unscheinbare Weise ausdrückt, kommt in der Morphologie und in der Syntax in expliziter Weise zum Durchbruch. Das merkmallose Zeichen kann zwei verschiedene Bedeutungen haben, eine allgemeine und eine eingeschränkte, »spezifische« Bedeutung. Seiner allgemeinen Bedeutung nach besagt das merkmallose Zeichen nichts über die Anwesenheit oder Abwesenheit einer – positiven oder negativen (!) – Eigenschaft *E*. Seiner spezifischen Bedeutung nach signalisiert es dagegen die Abwesenheit der Eigenschaft, während das merkmalhaltige Zeichen seine Anwesenheit besagt (1932b: *SW* II 15).

|                            |                                    |
|----------------------------|------------------------------------|
| merkmalhaltiger Term:      | Signalisierung von <i>E</i>        |
| merkmalloser Term:         |                                    |
| (1) allgemeine Bedeutung:  | Nicht-Signalisierung von <i>E</i>  |
| (2) spezifische Bedeutung: | Signalisierung von Nicht- <i>E</i> |

»Das russische Wort *oslica* »Eselin« kündigt das weibliche Geschlecht des Tieres an, wogegen die allgemeine Bedeutung des Wortes *osël* »Esel« keine Ankündigung des Geschlechtes des gemeinten Tieres enthält. Wenn ich *osël* sage, bestimme ich nicht, ob es sich um ein Männchen oder um ein Weibchen handelt, aber fragt man mich *eto oslica?* und ich antworte, *nët, osël*, so wird hier das männliche Geschlecht angekündigt – das Wort ist in verengter Bedeutung angewandt.« (*ibid.* 4)

Der merkmalhaltige Term enthält gegenüber dem merkmallosen Term ein Mehr an Information. Am anschaulichsten läßt sich diese Tatsache am Beispiel von polaren Adjektiven und Nomina illustrieren. Die Aussage »Peter ist ebenso jung wie Paul« ist informativer als die Aussage »Peter ist ebenso alt wie Paul«. Jemand, der das Alter von Paul nicht kennt, weiß nach der ersten Aussage, daß er eher jung ist, während ihm die zweite Aussage nichts über sein Alter verrät. »jung« ist der merkmalhaltige Term, »alt« der merkmallose. Zwei Oppositionen überlagern sich im Verhältnis merkmallos/merkmalhaltig, die Opposition zwischen einem positiven und einem negativen Term und die Opposition zwischen einem unbestimmten und einem bestimmten Term. Das Phänomen der Neutralisation ist auch auf der Ebene der Bedeutung charakteristisch für das Verhältnis merkmalhaltig/merkmallos. Wenn in einer Sprache eine Form verlorengeht, dann ist es immer die merkmalhaltige. Im Deutschen verschwindet die Zukunftsform des Verbums zusehends. Statt »Morgen

werde ich wegfahren« sagt man immer mehr »Morgen fahre ich weg«. Die Zukunftsform – wie auch die Vergangenheitsform – signalisiert etwas, eine bestimmte Zeit (bzw. Modalität), die vom Präsens nicht mitgeteilt wird. Die Zukunfts- und die Vergangenheitsformen sind informativer als das Präsens, d. h. merkmalthaltig. Mit der Neutralisation verwandt ist das Phänomen der fakultativen Verwendung des merkmalthaltigen Terms in vielen Kontexten. Die Verwendung des merkmallosen Terms ist zur Signalisierung der für ihn spezifischen Bedeutung obligatorisch. Für ein Ereignis, das zur Zeit »andauert«, läßt sich nur die Gegenwartsform gebrauchen: »Ich schreibe«. Beim Bericht eines historischen Ereignisses sind wir dagegen nicht zum Gebrauch der Vergangenheitsform verpflichtet. Wir können uns des historischen Präsens bedienen: »De Gaulle stirbt 1970.« Ausnahmsweise wird allerdings auch der merkmalthaltige Term für die spezifische Bedeutung des merkmallosen Terms gebraucht. Das bekannteste Beispiel ist der Höflichkeitsplural: »Wie geht es Ihnen, Herr Direktor?« In diesem Fall liegt ein erweiterter, metaphorischer Gebrauch, man kann auch sagen, ein merkmalthaltiger Gebrauch des merkmalthaltigen Terms vor (1932b: SW II 4; 1972a: 80). Die allgemeine Bedeutung des merkmallosen Terms kann dagegen nicht als eine erweiterte Form der Verwendung angesehen werden. Bei der Verwendung von »Esel« als Gattungsname, für das männliche und das weibliche Tier, fehlt die Empfindung einer figürlichen Bedeutung, die wir beim Höflichkeitsplural haben. Dies ist der Grund, weshalb die allgemeine Bedeutung des merkmalthaltigen Terms nicht als eine erweiterte Form, sondern seine spezifische Bedeutung als eine eingeschränkte Form definiert wird.

Reduktion auf den merkmallosen Term und fakultative Verwendung des merkmalthaltigen Terms sind nur zwei Spezialfälle des allgemeinen Gesetzes, das die Priorität des merkmallosen Zeichens im Aufbau der Sprache und die gegenläufige Priorität des merkmalthaltigen Zeichens im aphasischen Abbau der Sprache besagt. Dieses Gesetz gilt auf der ontogenetischen und auf der phylogenetischen Ebene. Der Plural ist gegenüber dem Singular merkmalthaltig. Innerhalb der Pluralformen ist der Dual als die Signalisierung einer bestimmten Vielheit gegenüber dem allgemeinen, unbestimmten Plural merkmalthaltig. Man stellt nun fest: Jedes Kind lernt zuerst den Singular und dann den Plural. Es gibt keine Sprache, die den Dual, aber keinen Plural hat. Auf der

anderen Seite verliert ein Aphasiker zuerst den Plural und dann den Singular, und in Sprachen mit dem Dual wird dieser als die markierteste Form der Zahlangabe am ehesten wiederum abgebaut. Besitzt eine Sprache von zwei oppositionalen Termen nur den einen, dann ist es durchwegs der merkmallöse. Das Französische besitzt für die räumliche Ausdehnung die zwei polaren Adjektive *long* ›lang‹ – *court* ›kurz‹, kennt jedoch nur die Nominalisierung des merkmallösen Terms: *longueur*. Ein merkmallhaltiger Gegenbegriff (ein Pendant zum deutschen ›Kürze‹) fehlt. Ein weiteres Charakteristikum ist, daß der merkmallöse Term auf der Seite des *signans* für gewöhnlich die einfachere, auf der Seite des *signatum* dagegen oft die komplexere Form zeigt. In vielen Sprachen unterscheiden sich die Pluralformen vom Singular durch ein zusätzliches Morphem, während es keine Sprache zu geben scheint, in der dieses Verhältnis umgekehrt ist (1965b: SW II 352). Auch in phonologischer Hinsicht zeigt der merkmallhaltige Term häufig die komplexere Form. Das Deutsche bringt den Umlaut, eine merkmallhaltige phonologische Form, für die merkmallhaltige Kategorie des Plurals bei Nomina (*Nacht* – *Nächte*) und für die merkmallhaltigen Grade des Komparativs und des Superlativs bei Adjektiven (*hoch* – *höher* – *am höchsten*) zur Anwendung. Dieses Charakteristikum ist jedoch nicht universal. Das Verhältnis kann auch ein chiasmisches sein (1939d: SW II 215). Auf der anderen Seite, der des *signatum*, fällt das merkmallöse Glied einer Opposition vielfach durch eine größere Differenzierung auf. Bei Pronomina ist häufig, so z. B. im Deutschen, bloß die merkmallöse dritte Person Singular nach Geschlechtern unterteilt, nicht jedoch die erste und zweite Person Singular oder die dritte Person Plural.

Neben diesen qualitativen Eigenheiten des Gegensatzes merkmallhaltig/merkmallös läßt sich auch eine quantitative ausmachen. Statistische Untersuchungen ergaben, daß der merkmallöse Term im allgemeinen der häufigere ist. Greenberg (1966: 64ff) möchte die Frequenz zum Hauptkriterium der Merkmallhaftigkeit erheben, nicht nur aus methodologischen Gründen, der weiten Verbreitung dieses Kriteriums und seiner leichten und mathematischen Faßbarkeit und Meßbarkeit wegen. Er meint auch, daß die Frequenz im grammatisch-semanticen Bereich durch die Frequenz der anvisierten Gegenstände und Sachverhalte in der realen Welt bedingt ist. »Autor« bedeutet beliebig ei-

nen Schreibenden beider Geschlechter, aber *par excellence* einen männlichen, weil in der Tat die meisten Autoren männlich sind. « Nach Jakobson ist die Frequenz primär eine Folge des grundlegenden Gesetzes der Priorität des merkmallosen Terms im Aufbau und der Priorität des merkmalhaltigen Terms in jedweder Art von Abbau der Sprache.

Jakobson begnügt sich auch nicht mit der bloßen Beschreibung des Gebrauchs der merkmalhaltigen und merkmallosen Formen. Eine Linguistik, deren Ideal in der Erklärungsadäquatheit liegt, hat die Fragen zu beantworten, weshalb der Gebrauch des merkmallosen Terms im allgemeinen häufiger, beim Aufbau der Sprache früher, beim Abbau resistenter, hinsichtlich seiner äußeren Form meistens einfacher, hinsichtlich seiner inneren Form dagegen komplexer ist. Wer sich mit der gesetzmäßigen Beschreibung des Gebrauchs zufriedengibt, läßt unerklärt, weshalb die gleiche Entität in gewissen Fällen ein merkmalloses und in andern ein merkmalhaltiges Verhalten zeigt. Zur Erklärung des Gebrauchs ist eine qualitative Analyse des *signans* bzw. des *signatum* erforderlich. Nur eine Analyse der inneren inhaltlichen oder qualitativen Beschaffenheit vermag zu erklären, weshalb bei den Vokalen die Kompaktheit merkmallos und die Diffusheit merkmalhaltig ist, während für Konsonanten gerade das Gegenteil der Fall ist. Ihrer dominierenden Beschaffenheit nach sind die Vokale kompakt, die Konsonanten diffus. Vokalität und Kompaktheit sind verwandte Eigenschaften, die sich gegenseitig implizieren und verstärken. Die Eigenschaften vokalisch und diffus widerstreiten sich dagegen. Die Diffusheit beeinträchtigt die Vokalität. Der Vokal /u/, der verglichen mit dem optimalen Vokal /a/ – optimal zugleich in der Verwirklichung der Vokalität und der Kompaktheit – diffus ist, erscheint als ein nonkonformer, außerordentlicher und differenzierter Vertreter seiner Klasse, was beim Kind den späteren Erwerb und beim Aphasiker den früheren Verlust verständlich macht (1960c, 1963a: SW II 186, 582).

Die an der qualitativen Beschaffenheit orientierte Erklärung bewährt sich auch in der Semantik. Die doppelte Verwendungsmöglichkeit des merkmallosen Terms zur Bezeichnung der räumlichen Dimension als solcher und zur kontrastiven Bezeichnung des Ausmaßes der Dimension erlaubt Sätze wie ›Der kurze Stab ist 11 cm lang‹, jedoch nicht Sätze wie ›Der kurze Stab

ist lang«. Die Übereinstimmung des Ausdrucks für die Dimension der Ausdehnung als solcher (›Länge‹) mit dem Ausdruck, der viel Ausdehnung anzeigt (›lang‹), und nicht mit demjenigen, der wenig Ausdehnung signalisiert (›kurz‹), ist ›inhaltlich‹-qualitativ motiviert. Um jemandem die Dimension der Länge verständlich zu machen, bietet sich als bestes Beispiel ein sehr langer Gegenstand an. Er bringt die Länge am besten von anderen Dimensionen (Breite, Höhe etc.) zur Abhebung (Clark, 1970: 272ff).

Auch die Umkehrbarkeit der Merkmalhaftigkeit läßt sich im semantischen Bereich demonstrieren und ›inhaltlich‹-qualitativ begründen. Vergleichen wir zu diesem Zweck die folgenden Sätze:

- (1a) Die Halle ist ebenso weit wie der Innenhof.
- (1b) Die Halle ist ebenso eng wie der Innenhof.
- (2a) Der Nordbahnhof ist ebenso weit vom Zentrum wie der Südbahnhof.
- (2b) Der Nordbahnhof ist ebenso nahe beim Zentrum wie der Südbahnhof.
- (3a) Hans ist mit der älteren Schwester ebenso eng verbunden wie mit der jüngeren.
- (3b) Hans ist mit der älteren Schwester ebenso lose verbunden wie mit der jüngeren.
- (4a) Hans steht der älteren Schwester (innerlich) ebenso nahe wie der jüngeren.
- (4b) Hans steht der älteren Schwester (innerlich) ebenso weit entfernt wie der jüngeren.

(1a) sagt nichts über die tatsächliche Weite der Halle und des Innenhofes. (1b) verrät dagegen, daß beide verhältnismäßig eng sind. Von (2a) erfahren wir nichts über die räumliche Distanz zwischen den beiden Bahnhöfen und dem Stadtzentrum, wohl aber von (2b). Ebenso sagen uns (3a) und (4a) nichts über den faktischen Grad der inneren Beziehung von Hans zu den beiden Schwestern, während (3b) und (4b) verraten, daß das Verhältnis nicht gerade intim sein kann.

Was nun vor allem frappiert, ist, daß in (1) und (2) ›eng‹ und ›nahe‹ merkmalshaltig sind, d. h. informativer als ihre Gegenbeispiele, während sie in (3) und (4) gerade merkmalslos, wenig informativ, wirken. Die Erklärung für diese Inversion ergibt sich, wenn wir, Jakobson folgend, den Inhalt der Wörter in Betracht

ziehen. In den ersten zwei Satzpaaren spezifizieren die Adjektive eine räumliche *Ausdehnung*. Dasjenige Adjektiv, das dem Oberbegriff ›Ausdehnung‹ konformer ist, das mehr Ausdehnung anzeigt als sein polar entgegengesetzter Partner, erscheint als merkmалlos. Das Genus, das spezifiziert wird, ist in den beiden anderen Satzpaaren nicht mehr eine äußere Distanz, sondern ein inneres Verhältnis, genauer, eine *Verbundenheit*. Die maximale Form der Verbundenheit ist die Einheit. Was dieser am nächsten kommt, erscheint daher als merkmалlos. Eine Beeinträchtigung oder Negation der Verbundenheit bringt dagegen eine Markierung mit sich.

Eine Semantik, die sich auf den Gebrauch der sprachlichen Entitäten beschränkt, erweist sich als ungenügend. Ebenso ist ein Strukturalismus, der sich einseitig auf die Form beschränkt und die Materie als *quantité négligeable* zur Seite schiebt, unbefriedigend. Eine so wichtige sprachliche Struktur wie die Opposition merkmалhaltig/merkmалlos läßt sich nur befriedigend erklären, wenn man auf die qualitative oder ›inhaltliche‹ Beschaffenheit der Phänomene zurückgreift.

### 3. Linien einer umfassenden Theorie der Sprache

Nach der Darlegung der philosophischen Prinzipien, die – explizit oder implizit – für Jakobsons Konzeption des Strukturalismus wegleitend sind, wenden wir uns jetzt der Theorie der Sprache zu, deren Bausteine Jakobson in Hunderten von Publikationen zusammengetragen hat.<sup>31</sup> Ihr Hauptcharakteristikum ist der umfassende Charakter. Jeder linguistische Aspekt erhält den ihm angemessenen Platz in einem hierarchisch strukturierten Ganzen. Es lassen sich vor allem fünf Linien ausmachen, denen entlang Jakobson die sprachlichen Gegebenheiten beschreibt und erklärt. Es sind dies die Achsen, die Funktionen und die Einheiten der Sprache, die Phasen des Sprachvollzugs und die interdisziplinären Beziehungen der Linguistik.

#### 3.1. Die Achsen der Sprache

3.1.1. *Die Grundbegriffe der Zweiachsentheorie.* Wenn wir sprechen, vollziehen wir zwei Handlungen. Wir wählen aus einem vorgegebenen Arsenal von linguistischen Einheiten gewisse aus und verbinden sie zu komplexeren Einheiten. Jeder Bestandteil einer Rede findet sich so auf zwei Achsen ausgespannt. Er erscheint in einer *Kombination* mit anderen Einheiten, in denen er seinen *Kontext* findet, sowie er seinerseits den Kontext für die ihn selbst konstituierenden kleineren Einheiten abgibt. Jede Einheit einer Botschaft stellt andererseits eine *Selektion* aus einem Vorrat von Einheiten dar, die ihr *substituiert* werden können, ohne daß die Botschaft sinnlos bzw. falsch wird. Auf der ersten Achse, die von Saussure als *syntagmatisch* bezeichnet wird, haben wir z. B. den Satz:

Mein – Vater – liest – die – Nachrichten.

Auf der zweiten Achse, für die sich Hjelmslevs Bezeichnung *paradigmatisch* durchgesetzt hat, wählen wir jedes Wort aus einer Reihe gleichartiger Wörter aus und entscheiden uns für eine Variante von mehreren möglichen Mitteilungen:

|       |       |            |      |              |
|-------|-------|------------|------|--------------|
| Mein  | Vater | liest      | die  | Nachrichten. |
|       |       |            |      |              |
| Unser | Papa  | mustert    | ein  | Blatt.       |
|       |       |            |      |              |
| Sein  | Onkel | überfliegt | jene | Zeitung.     |

Die zwei Tätigkeiten der Selektion und der Kombination lassen sich den zwei in der traditionellen Psychologie vorherrschenden Formen der Assoziation und den zwei bekanntesten Stilfiguren der Poetik zuordnen. Die Einheiten auf der Achse der Selektion unterhalten zueinander eine Beziehung der Ähnlichkeit und zeigen damit einen gemeinsamen Aspekt mit der Stilfigur der Metapher. Eine Metapher kommt dadurch zustande, daß die Bezeichnung eines Gegenstandes auf einen anderen Gegenstand übertragen wird, den mit dem ersten eine Ähnlichkeit verbindet (cf. die Aussage »Er ist ein Stern (*star*)« für »Er ist ein glänzender Spieler«). Die Bestandteile der Kombination stehen in einem Verhältnis der Kontiguität und können mit der Metonymie verglichen werden. Bei der Metonymie beruht die Übertragung des Namens eines Gegenstandes auf einen anderen darauf, daß die beiden Gegenstände sich in irgendeiner Weise berühren (cf. die Aussage »Ich trinke ein Glas« für »Ich trinke Wein«). Das Ergebnis dieser Beschreibung des Sprachvollzuges sind zwei Kolonnen von polaren Bestimmungen:

|                              |                             |
|------------------------------|-----------------------------|
| <i>Paradigmatische Achse</i> | <i>Syntagmatische Achse</i> |
| Selektion                    | Kombination                 |
| Substitution                 | Kontextur                   |
| Ähnlichkeit                  | Kontiguität                 |
| Metapher                     | Metonymie                   |

3.1.2. *Ihre Ausbildung: Kruszewski – Saussure – Jakobson.* Die erste Formulierung der Zweiachsentheorie findet sich beim polnischen Sprachtheoretiker M. Kruszewski (1884ff: 172):

»Jedes Wort ist mit zweierlei Art von Banden verknüpft: es ist nämlich 1. mit unzähligen Banden der Ähnlichkeit mit Wörtern verbunden, welche den Lauten, der Struktur und der Bedeutung nach mit ihm verwandt sind, und 2. mit ebenso unzähligen Banden der Angrenzung mit seinen verschiedenen Begleitern in verschiedenen Redeweisen verbunden: ein Wort ist immer ein Glied von bestimmten Familien oder Systemen

von Wörtern und zugleich ein Glied von bestimmten syntaktischen Reihen von Wörtern.«

Saussure (1916: 177ff) übernimmt diese zweifache Gliederung der sprachlichen Einheiten, modifiziert sie und baut sie weiter aus.

Die wichtigste Modifikation besteht darin, daß Saussure, von wenigen Stellen abgesehen, die assoziative Charakterisierung auf die paradigmatische Achse beschränkt. Der Grund dafür dürfte in der Einsicht liegen, daß eine bloße Anreihung von Einheiten noch kein sinnvolles Syntagma ausmacht (z. B. »des auf gehst Mensch wir«). Die Kontiguität von sprachlichen Elementen reicht zur Konstitution eines sinnvollen Syntagmas nicht aus. Dazu ist ein geregeltes syntaktisches Verhältnis erforderlich. Saussures Zurückhaltung in der Übernahme der assoziations-theoretischen Beschreibung der syntagmatischen Achse macht auf eine Grenze der assoziations-theoretischen Fassung der Zweiachsentheorie aufmerksam, auf die man auch bei der paradigmatischen Achse stößt. Anders als die Kontiguität für die syntagmatische Achse ist die Ähnlichkeit für die paradigmatische Beziehung zwar im eigentlichen Sinn des Wortes konstitutiv, jedoch nur für die einfachsten Formen der paradigmatischen Substitution. Bei den höherstufigen, die syntaktische Struktur eines Satzes betreffenden Substitutionen, Transformationen genannt, sind ebenfalls grammatische Gesetzmäßigkeiten ausschlaggebend, die nicht auf einfache Assoziationsbeziehungen reduziert werden können.

Kruszewski und Saussure betonen beide den kreativen Aspekt der assoziativen, paradigmatischen Beziehungen. Wer im Deutschen die Abwandlung »malen« -> »der Maler« gelernt hat, vermag auf Grund der assoziativen Ähnlichkeit der Verben »malen« und »zeichnen« ohne weiteres das dem Verbum »zeichnen« entsprechende Nomen »der Zeichner« zu verstehen und auch selber zu bilden, bevor es dieses Nomen von jemand anderem gehört hat. Wichtiger als die von Kruszewski und Saussure allein thematisierte analogische Kreativität, die auf einem Verhältnis der Ähnlichkeit beruht und in der Ausbreitung einer Regel besteht, ist jedoch die vorangehende transformationale Kreativität, die in unserem Beispiel in der Nominalisierung des Verbum besteht. Die Umwandlung des Satzes »Er malt« in den Satz »Er ist Maler« ist eine Leistung, die eine höher einzustufende Kompetenz voraus-

setzt als die Analogiebildung ›Maler‹ – ›Zeichner‹.

Was die menschliche Sprache von anderen Zeichensystemen, die ›Tiersprachen‹ miteingeschlossen, unterscheidet, liegt u. a. gerade in den transassoziativen Gesetzen der Kombination und der Substitution. Der Wert der assoziations-theoretischen Betrachtung der zwei Achsen der Sprache liegt, wie im folgenden gezeigt wird, vor allem in der Möglichkeit ihrer Amplifikation, ihrer fruchtbaren Anwendung auf Phänomene der Aphasie und der Poesie sowie auf außersprachliche Zeichensysteme. Die Eigenschaften, die sie freilegt, sind solche, die die Sprache mit anderen Zeichensystemen verbinden, nicht solche, die sie von diesen abheben.

Auf Saussure geht der weitere Ausbau des Zweiachsensystems zurück, der in der Zuordnung der für seine Sprachtheorie grundlegenden Antinomien zu den zwei Achsen sowie in der Charakterisierung der syntagmatischen Relation als ein Verhältnis *in praesentia* und der paradigmatischen als ein solches *in absentia* besteht. Die kombinierten Einheiten liegen in einer Reihe aktualisiert vor. Die paradigmatischen Gruppierungen fristen nur ein virtuelles Dasein im Gedächtnis der Diskussionspartner.

*Paradigmatische Achse*  
in absentia  
langue (Kode)  
Synchronie (Statik)

*Syntagmatische Achse*  
in praesentia  
parole (Mitteilung)  
Diachronie (Dynamik)

Jakobson schränkt die Zuordnung aller drei Begriffspaare zu den zwei Achsen ein. Die erste Zuordnung fällt mit Saussures Linearitätsprinzip (*supra* 2.4.2.2.). Auf der phonologischen Ebene gibt es distinktive Eigenschaften und auf der semantischen Ebene Bedeutungseinheiten, die gleichzeitig *in praesentia* gegeben sind (Jakobson 1939a: SW I 307).

Die zweite Zuordnung relativiert Saussure im Verlauf des *Cours* (cf. 1916: 31 und 172f) selber. Es gibt fest fixierte Kombinationen und vor allem allgemeine Kombinationsregeln, die man nur dem Kode zuordnen kann. Der Kode bestimmt, welche Kombinationen obligatorisch, welche fakultativ und welche ausgeschlossen sind. Die Kombination ist vor allem auf den untersten Stufen der distinktiven Eigenschaften, der Phoneme, der Morpheme sowie in bestimmten literarischen und rhetorischen Gattungen (Märchen, Gedichte, Begrüßungs- und Gratulationsfloskeln etc.)

weitgehend ›vorfabriziert‹ (Jakobson, 1939a: SW I 306f; 1956b: SW II 242).

Die Kombination von Redeteilen ist offensichtlich ein in der Zeit ablaufender Prozeß. Die Selektion erweckt dagegen den Eindruck einer instantan erfolgenden Entscheidung. Zumindest erscheinen die Gruppierungen auf der paradigmatischen Achse als etwas statisch und simultan Vorliegendes. Man koordinierte daher die zwei Achsen auch mit den Saussureschen Begriffspaaren Synchronie – Diachronie und Statik – Dynamik. Auch diese Zuordnung läßt sich nicht in jeder Hinsicht aufrechterhalten (1939a: SW I 306). Der Kode ist nicht etwas, das fixfertig vom Himmel gefallen ist. Er ist etwas, das allererst – sowohl auf der phylogenetischen wie auf der ontogenetischen Ebene – aufgebaut werden muß und das ständigen Wandlungen unterworfen ist. Der Unterschied zwischen den Phonemen /l/ und /r/ muß in einer Sprache allererst geschaffen oder erworben werden. Das Kind spricht anfangs ›Reben‹ nicht anders aus als ›Leben‹. Der Sprachwandel vom Lateinischen zum Französischen (z. B. von ›amor‹ zu ›amour‹) und vom Kind zum Erwachsenen (die Ersetzung von ›Papa‹ durch ›Vater‹) betrifft die paradigmatische Achse der Selektion und Substitution.

Auch die grammatischen Prozesse, mit denen sich die Transformationsgrammatik beschäftigt, sind auf der paradigmatischen Achse anzusiedeln. Das Verdienst von Chomskys Grammatik besteht, wie wir gesehen haben, gerade darin, daß sie die Syntax einer systematischen paradigmatischen Untersuchung unterzieht. Diese Perspektive ist der Grund, weshalb Jakobson (1972b: 14) das Vorgehen Bierwischs (1966) begrüßt, der die Chomskyanische Transformationsgrammatik als ein Kapitel in der Geschichte der strukturalen Linguistik abhandelt.

Die komplexen zeitlichen Verhältnisse werden augenfällig, wenn wir zum Vergleich das Schema heranziehen, das im amerikanischen Strukturalismus in einem etwas geringeren Ausmaß einen ähnlichen Platz einnimmt wie die Zweiachsentheorie im europäischen Strukturalismus, und das sich bis zu einem gewissen Grad mit ihr deckt.

Hockett (1954) unterscheidet zwei vorherrschende Modelle von linguistischen Theorien. Das eine, als *item and arrangement* bezeichnet, untersucht die sprachlichen Formen in ihrer linearen Verteilung. Die Sprache besteht nach diesem Modell aus *einfach-*

chen und zusammengesetzten Formen. Die einfachen Formen erscheinen als *unmittelbare Bestandteile* der zusammengesetzten Formen. Das zweite Modell, *item and process* genannt, behandelt das Verhältnis der Formen zueinander als einen Entwicklungsprozeß. Solche Prozesse sind z. B. die Affixierung (>danken< – >verdanken<), die Nominalisierung (>danken< – >Dank<), aber auch die Prädikation, etc. Die Sprache besteht nach diesem Modell aus *einfachen* und *abgeleiteten* Formen. Die einfachen Formen erscheinen als *zugrunde liegende Formen*, die durch einen Prozeß in abgeleitete Formen übergeführt werden. Bloomfield und seine unmittelbaren Nachfolger werden als Vertreter des ersten, Boas, Sapir und auch Chomsky als Vertreter des zweiten Modells angeführt.

Für unser Problem ist allein interessant, daß in Hocketts Konzeption die syntagmatische Achse in einer statischen, die paradigmatische Achse dagegen in einer dynamischen Perspektive erscheint. Die statische Betrachtung der syntagmatischen Achse erklärt sich durch die vorherrschende Ausrichtung der post-bloomfieldianischen Linguistik der U.S.A. auf die Analyse eines aktualisiert vorliegenden Korpus von linguistischen Gegebenheiten. Der Kode einer Sprache reduziert sich weitgehend auf die Gesetze der Anordnung der einzelnen *Items*.

Jakobsons Beitrag zur Zweiachsentheorie liegt in der kritischen Auseinandersetzung mit der Fassung, die sie bei Saussure gefunden hat, in der Zuordnung der beiden Stilfiguren der Metapher und der Metonymie zu den zwei Achsen und vor allem in der fruchtbaren Ausweitung ihrer Applikation, am ausführlichsten auf die Phänomene der Aphasie und der Poesie, auf die unterschiedliche Einstellung des Sprechers und des Hörers zur Sprache und skizzenhaft auf diverse nichtsprachliche Zeichensysteme.

3.1.3. *Die zwei Achsen in der Aphasie und in der Poesie.* In der Aphasie unterscheidet Jakobson (mehrere Artikel seit 1955: SW II 229ff; 1974c) zwei Haupttypen, je nachdem die paradigmatische Achse der Selektion oder die syntagmatische Achse der Kombination betroffen ist. Im ersten Fall spricht er von einer »Ähnlichkeitsstörung«, im zweiten von einer »Kontiguitätsstörung«. Ein Aphasiker, der an einer Ähnlichkeitsstörung leidet, verliert die Fähigkeit zu einer sinnbewahrenden Substitution,

den Gebrauch von Synonymen, von metasprachlichen Umschreibungen, von Übersetzungen in andere Sprachen oder Zeichensysteme, ja selbst die Fähigkeit zur einfachen Repetition eines Wortes. Auf das Reizwort ›Champagner‹ reagiert er nicht mit Antworten wie ›Sie reden von Sekt‹ (Synonym) oder ›Sie meinen den schäumenden weißen Wein aus Frankreich‹ (Umschreibung) oder ›Ich habe Sie verstanden, Sie reden von Champagner‹ (Pleonasmus). Er weicht vielmehr auf metonymische Bahnen aus, auf etwas, das in irgendeinem (zeitlichen, räumlichen oder kausalen) Zusammenhang mit ›Champagner‹ steht. Er spricht etwa von einem Rausch (zeitliche und kausale Folge), von einer Flasche (räumlicher Behälter) oder von Schaum (*pars pro toto*). Er gebraucht entweder die allerallgemeinsten Wörter oder aber nur Ausdrücke, die auf einen spezifischen konkreten Kontext eingeschränkt sind. Statt von einem ›Messer‹ spricht er von einem ›Ding‹ oder aber je nach Situation von einem ›Brotmesser‹, von einem ›Bleistiftspitzer‹ oder kontextverwoben von ›Messer und Gabel‹. Wörter mit einer inhärenten Referenz zum Kontext, Pronomina, Adverbe, Hilfszeitwörter etc., bleiben ihm am längsten. Eines der frappierendsten Beispiele, das Jakobson (1966a: SW II 329f; 1974c) von diesem Typ der Aphasie anführt, ist ein französischsprachiger Patient, der eine bestimmte Situation richtig mit den Antworten *J'écris* ›Ich schreibe‹ und *Il écrit* ›Er schreibt‹ wiederzugeben vermag, zu den Formulierungen *Vous écrivez* ›Sie schreiben‹ und *Elle écrit* ›Sie schreibt‹ jedoch unfähig ist. *Je* und *il* sind präverbale Präfixe, die nur mit einem Kontext gebraucht werden können. *Vous* und *elle* sind dagegen autonome Pronomina, die, wie alle deutschen Pronomina, auch ohne Verbum verwendbar sind. Ein Aphasiker dieses Typs hat Schwierigkeiten, eine Konversation anzufangen. Leichter fällt es ihm, einen angefangenen Gesprächsfaden weiterzuspinnen. Anders der Aphasiker, der von einer Kontiguitätsstörung befallen ist. Er ist unfähig, zusammenhängende Sätze zu bilden. Die relationalen Wörter entfallen ihm. Je syntaktisch unabhängiger ein Wort ist, desto eher bleibt es ihm erhalten. Das Resultat ist ein Stil, der uns an Telegramme erinnert. Substantive dominieren. Die Fähigkeit zur Bildung und zur Analyse des Kontexts ist diesem Aphasiker verloren gegangen. Ein Wort dient nicht mehr als Konstituens für eine komplexere Einheit. Ein zusammengesetztes Wort (›Treppenhaus‹) wird zwar richtig verwendet, seine

Komponenten werden jedoch nicht mehr als solche erkannt und behandelt.

Jakobson (1964c: SW II 289ff) trieb die linguistische Analyse der Aphasie noch weiter, indem er die sechs Typen, die der russische Neurologe und führende Aphasie-Forscher A. R. Luria unterscheidet, auf die Möglichkeit einer Beschreibung und Erklärung in spezifisch linguistischen Kategorien und wiederum vor allem im Hinblick auf die zwei Achsen der Sprache untersuchte. Seine Ergebnisse wurden von Luria (1973) bestätigt. Von allgemeiner linguistischer Bedeutung ist vor allem die Analyse der ersten zwei Typen, die von der klassischen Forschung als sensorische und motorische Aphasie bezeichnet werden. Es geht bei ihnen um die Fähigkeit zur Verschlüsselung (*encoding*) und Entschlüsselung (*decoding*) der sprachlichen Mitteilungen. Die Störung der Verschlüsselung äußert sich in Kombinationsschwierigkeiten, die auf der Bedeutungsebene unter dem Namen »Agrammatismus« bekannt sind. Die Beeinträchtigung der Entschlüsselung zeigt sich durch Phänomene an, die Jakobson als Ähnlichkeitsstörung beschrieben hatte, in der Unfähigkeit zu metasprachlichen Operationen und in der Verarmung der als Subjekte fungierenden Nomina, bei denen die Selektion in der Satzbildung gewöhnlich ansetzt.

Zu erklären ist der Befund, daß von der Verschlüsselungsstörung primär der Kontext betroffen wird, die autonomen Elemente jedoch weitgehend intakt bleiben, während sich das Verhältnis bei einer Dekodierungsstörung gerade umkehrt: Die autonomen Elemente entfallen, die kontextabhängigen bleiben erhalten. Jakobson verweist zur Erklärung dieses Sachverhalts auf den unterschiedlichen Aufbau der Verschlüsselungs- und Entschlüsselungsprozesse.

»Die Verschlüsselung beginnt mit der Selektion von Bestandteilen, die in einen Kontext zu kombinieren und integrieren sind. Die Selektion ist das, was vorangeht, während die Erstellung des Kontextes das, was nachfolgt, und das Ziel des Senders (*encoder*) ist. Für den Empfänger (*decoder*) kehrt sich diese Ordnung um. Der Empfänger findet sich zuerst mit dem Kontext konfrontiert, an zweiter Stelle hat er dann die Bestandteile ausfindig zu machen; die Kombination geht voran, die Selektion folgt nach, d. h. die Selektion ist das letzte Ziel im Prozeß der Entschlüsselung. Der Sender beginnt mit einer

analytischen Operation, die von einer Synthesis gefolgt wird: der Empfänger nimmt die synthetisierten Data entgegen und schreitet zu ihrer Analyse fort. Bei aphasischen Störungen ist, was nachfolgt, beeinträchtigt, während, was vorangeht, intakt bleibt. Die Kombination ist daher mangelhaft in den Verschlüsselungstypen der Aphasie, während es die Selektion in den Entschlüsselungstypen ist.« (1964c: SW II 296)

Der Vergleich der Struktur und der aphasischen Störung der beiden Prozesse ergibt ein chiasmisches Bild (*ibid.*).

### Verschlüsselung

### Entschlüsselung

|                   |              |              |               |                    |
|-------------------|--------------|--------------|---------------|--------------------|
| <i>intakt</i>     | Bestandteile | <del>—</del> | -Kontext      | <i>vorangehend</i> |
| <i>beschädigt</i> | Kontext      | <del>—</del> | -Bestandteile | <i>nachfolgend</i> |

In der **Poetik** ergänzt Jakobson seit den späten 50er Jahren die ursprüngliche phänomenologische Definition, nach der das Wesen der Poesie in der Einstellung auf die Botschaft als solche liegt, durch eine eigentlich strukturelle Definition.

»Die poetische Funktion überträgt das Prinzip der Äquivalenz von der Achse der Selektion auf die Achse der Kombination.« (1960b: 358)

Eine poetische Sequenz zeichnet sich auf allen Ebenen der Sprache durch die Wiederholung von gleichen und ähnlichen Elementen (Alliteration, Reim, Homonymie, Synonymie) sowie durch ihre kontrastive Variation (Rhythmus, Antonymie, negativer Parallelismus) aus. Im Kontrast wird das vorangehende Glied der Kombination auf eine implizite (nämlich negative) Weise wiederholt.

*Tabák da bánja,  
kábak da bába –  
odná zabáva.*

»Tabak und Badehaus,  
Kneipe und Frau –  
einziger Spaß.« (1970a: 108)

In diesem russischen Sprichwort sind die Wörter so gewählt und kombiniert, daß sich drei Zeilen mit einem gleichmäßigen Rhythmus ergeben. Die vier Teilvergnügen sind so angeordnet, daß die zwei direkten Bezeichnungen (Tabak und Frau) mit den zwei metonymischen, lokalen Bezeichnungen (Bad(haus) und Kneipe) einen chiasmischen Gegensatz bilden. Für eine sachliche Information reicht die beliebige Aufzählung der vier Vergnügen aus. Die Poesie begnügt sich nicht damit. Sie bringt die lautlichen

und rhythmischen Äquivalenzen und die bedeutungsmäßigen Differenzen der zur Auswahl stehenden Namen ins Spiel. Die Geschlossenheit und Abgerundetheit des Gedankenganges kommt so auch durch die äußere Form zum Ausdruck.

Die lyrische Poesie läßt sich allgemein als metaphorisch charakterisieren, die epische als metonymisch, nicht nur weil im lyrischen Text Ähnlichkeitsbezüge vorherrschen und in der Epik solche der Kontiguität, sondern auch auf Grund der Feststellung, daß sich der lyrische Dichter gerne selbst als Sprecher in eigener Sache vorstellt, während sich der Epiker meist als jemand gibt, der seine Geschichten vom Hörensagen kennt. Auf der literarischen Ebene stoßen wir also wiederum auf die Affinität einerseits zwischen Verschlüsselung und Ähnlichkeit, andererseits zwischen Entschlüsselung und Kontiguität (1964b: SW 297). Innerhalb der Poesie und der Prosa gibt es aber auch, wie schon der Vergleich von Majakovskij und Pasternak zeigte, verschiedene Stile, in denen eines der beiden Assoziationsprinzipien dominiert. Die Romantik und der Symbolismus sind offensichtlich metaphorische Strömungen, der Realismus mit seiner Hinwendung zu den synekdochischen Details und den weit ausholenden Situationsbeschreibungen eine metonymische. Statt vom Helden selber und direkt ist im realistischen Roman seitenlang von seiner Kleidung oder seinem Hotelzimmer die Rede.

Von den vielen Applikationen, die die Zweiachsentheorie im Anschluß an Jakobson in der Literaturwissenschaft gefunden hat, sei nur auf die Proust-Studien von G. Genette (1970) und J. Risset (1971) verwiesen. Mit eindrucklichen Beispielen belegen sie die merkwürdige Verwebung von metaphorischen und metonymischen Beziehungen in der poetischen Sprache. Prousts Metaphern ruhen häufig auf metonymischen Beziehungen der Kontiguität auf. Ein Kirchturm erscheint als Ähre auf dem offenen Land, als Fisch am Meer, als ›Gipfel‹ (*brioche*), wenn die Stunde für Backwaren gekommen ist, als Kissen bei einfallender Dunkelheit, usw.

3.1.4. *Die allgemeine semiotische Tragweite des Zweiachsen-schemas.* Die bipolare Typologisierung kann über die Sprache und Literatur hinaus auf andere Zeichensysteme, auf andere kulturelle Leistungen, ja auf das menschliche Verhalten ganz allgemein ausgedehnt werden (1956b: SW II 256ff). In der Malerei er-

scheint der Kubismus mit der Zerlegung eines Gegenstandes in seine Aspekte als eine metonymische Kunst, der Surrealismus mit seinen Metamorphosen als eine metaphorische. Der Film, der mit verschiedenen Blickwinkeln, »Schnappschüssen« und Kameraschwängungen arbeitet und zum Schluß alle Einzelaufnahmen einer »Montage« unterwirft, ist vorwiegend eine metonymische Kunst. Das schließt nicht aus, daß sich auf diesem allgemeinen metonymischen Hintergrund ausgesprochen metaphorische Werke abheben. Jakobson nennt die Filme Chaplins, Eisensteins sowie japanische Filme, wie überhaupt die japanische Kultur durch ausgesprochen metaphorische Züge geprägt ist (1967: 158f).

In der Ethnologie sieht Jakobson eine Möglichkeit der Applikation seiner Dichotomie auf Frazers Unterscheidung von nachahmender und ansteckender Magie und in der Psychoanalyse auf die verschiedenen Mechanismen des Unbewußten. Danach wären Identifikation und Symbolisierung als metaphorische, Verschiebung und Verdichtung als metonymische Vorgänge einzustufen (1956b: SW I 258).

Das Echo auf Jakobsons 1956er Essay war anfangs auffallend zwiespältig. Man bewunderte seinen ästhetischen Reiz und die anregende Großzügigkeit seiner Sprachkonzeption, blieb jedoch skeptisch, was seine empirische Verwertung anging. Chomsky (1957b: 242) nannte ihn »suggestiv und voller Einsichten, doch noch weit entfernt von endgültig« (ähnlich Joos, 1957). Nach einer gewissen Anlaufzeit fand die Anregung zur Ausweitung der Zweiachsentheorie auf die Phänomene der Aphasie und der Poesie und schließlich auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Lebens und Schaffens eine wachsende Zahl von Gefolgsleuten. Das Schema erfreut sich insbesondere bei französischen Strukturalisten solcher Beliebtheit, daß man geneigt ist, den Begriffspaaren *signans/signatum* und Synchronie/Diachronie, die Barthes (1963: 213f, zitiert *supra* 2.5.) als Kriterien für den Strukturalismus vorschlägt, das Paar Metapher/Metonymie hinzuzufügen.

Barthes selber (1964: 117) überträgt es auf die Architektur, die Möbel, die Kleidung und die Nahrung. Bereits Saussure (1916: 171) hatte zur Veranschaulichung der zwei linguistischen Achsen auf die Architektur verwiesen. Die Säule eines griechischen Tempels kann man entweder im Hinblick auf ihre Bestandteile

und die übrigen Stücke des Gebäudes oder in Beziehung auf ihren Stil studieren. Die räumliche Aufteilung entspricht der syntagmatischen, die stilistische der paradigmatischen Ordnung.

| <i>Syntagmatische Achse</i> | <i>Paradigmatische Achse</i> |
|-----------------------------|------------------------------|
| Sockel                      | dorisch                      |
| Schaft                      | ionisch                      |
| Kapitell                    | korinthisch                  |
| Tragbalken                  | gemischt                     |

In der Kleidung lassen sich gleichfalls die zusammengehörigen Stücke eines Anzuges und die verschiedenen Formen und modischen Abarten der einzelnen, einer bestimmten Körperstelle zugehörigen Stücke auseinanderhalten. Die paradigmatische Variation der einzelnen Stücke bringt den Sinn der Kleidung bzw. die Rolle und den Status ihres Trägers zum Ausdruck. In der Kleidung gibt es auch ein Pendant zum linguistischen »Nullzeichen«, das ausgesprochen auffällig sein kann, z. B. wenn jemand ohne Kopfbedeckung oder ohne Krawatte zu einem bestimmten Anlaß erscheint.

|          |        |
|----------|--------|
| Hut      | Hut    |
| Hemd     | Mütze  |
| Krawatte | Kappe  |
| Jacke    | Helm   |
| Hose     | Haube  |
| Schuhe   | Turban |

Schließlich läßt sich auch die Speisekarte eines Restaurants als eine syntagmatische Folge und als eine paradigmatische Auswahl von Gängen und Zutaten lesen. Unser Beispiel, das »Menu zur Auswahl«, das am 19. Mai 1974 vom Restaurant *Zur Münz* in Bern angeboten wurde, bringt diese doppelte Gliederung auch in der Anordnung anschaulich zum Ausdruck. Die aufeinanderfolgenden Gänge sind durch drei Sternchen und die Alternativen bei jedem Gang durch ein *ou* »oder« miteinander verbunden.

#### *Menu zur Auswahl*

Jus d'oranges    ou    Consommé Monte-Carlo  
 Crème Montespain

\*\*\*

Asperges chaude, sauce  
hollandaise ou Surprise nordique

\*\*\*

Poularde poelée  
Cambacérés ou Côtes et chops d'agneau  
au lard

\*\*\*

Petit plat de primeurs  
Pommes nouvelles dorées

\*\*\*

Tourte Pierre Carnot ou Sorbet au citron Smirnoff

\*\*\*

Sonntag, den 19. Mai 1974

In der Psychoanalyse modifizierte Lacan (1957: 511) Jakobsons Vorschlag und ordnete die beiden Achsen den zwei Hauptmechanismen, die Freud dem Unbewußten zuschreibt, zu. Aber auch diese Koordination von metaphorischer Achse und Verdichtung und von metonymischer Achse und Verschiebung ist noch kritisierbar (Holenstein 1974a). Es gibt nicht nur metaphorische, sondern auch metonymische Bahnen der Verdichtung, z. B. in dem von Freud (1942: 331) angeführten Mischgebilde, das sich nicht nur aus der Person eines Arztes und einem Pferd zusammensetzt (Metapher), sondern auch noch das Nachthemd des Vaters der Träumenden trägt (Metonymie). Ebenso gibt es eindeutig metaphorische Verschiebungen, z. B. wenn im Traum wie im Witz ein Beinbruch einen Ehebruch symbolisiert (*ibid.* 413). Darüber hinaus hat auch die Verschiebung den Charakter einer Substitution (*ibid.* 344f) und läßt sich die Verdichtung als eine »Verschmelzung und Kombination« beschreiben (Freud, 1944: 176).

Lévi-Strauss greift zur Strukturierung der verschiedensten Leistungen des (wilden) Denkens auf das Zweiachsenschema zu-

rück. So charakterisiert er (1962: 270ff) die Vogelwelt auf Grund der vielen, in Dichtungen und Mythen bewunderten Parallelen als eine »metaphorische menschliche Gesellschaft«. Die Hunde, als Haustiere, erscheinen dagegen als ein metonymischer Teil der menschlichen Gesellschaft. Bei der Namengebung kehrt sich das Verhältnis um. In der Regl werden die Vögel mit Namen bedacht, die einer begrenzten Klasse von menschlichen Namen entstammen (Pierrot, Margot, Jacquot). Das Verhältnis der Namen der Vögel zu den Vornamen der Menschen ist dasjenige eines synekdochischen oder metonymischen Teils zum Ganzen. Hunde erhalten häufig Namen, die nur noch in Mythen oder im Theater vorkommen (Azor, Fido, Diana), die also eine parallele oder metaphorische Reihe im Verhältnis zu den im Alltag gebräuchlichen Namen der Menschen bilden. Ein anderes Beispiel ist die unterschiedliche Bezeichnung von Farben und Tönen (1964: 30). Bei den Farben dominieren metonymische Ausdrücke, »wie wenn dieses Gelb untrennbar wäre von der visuellen Wahrnehmung des Strohs oder der Zitrone, jenes Schwarz untrennbar von der Verkalkung durch Elfenbein, die seine Ursache ist«, beiden Tönen metaphorische, z. B. »die Klarinette, das ist die geliebte Frau«. Wir können hinzufügen, daß wir für die Tonqualitäten über gar keine direkten Bezeichnungen verfügen, sondern nur über solche, die an erster Stelle von anderen Sinnesqualitäten ausgesagt werden.

| <i>Farben</i> | <i>Töne</i> |  |
|---------------|-------------|--|
| schneeweiß    | hell        | } (verschiedene Arten der visuellen Wahrnehmung) |
| rabenschwarz  | hoch        |  |
| blutrot       | voll        |  |
| grasgrün      | süß         | (Geschmacksempfindung)                           |
| himmelblau    | weich       | (Tastempfindung)                                 |

3.1.5. *Der Ausbau der Zweiachsentheorie.* Die Fruchtbarkeit der Zweiachsentheorie erweist sich nicht nur in den vielfältigen Applikationsmöglichkeiten, sondern ebenso in ihrer Offenheit für einen weiteren Ausbau (Holenstein, 1974a). Auf zwei Bahnen kann dieser vorangetrieben werden. Zum einen kann der Kontrast im Anphluß an die traditionelle Assoziationslehre als eine genuine Form der Assoziation und nicht nur als eine Spezialform der Ähnlichkeit behandelt werden. Die beiden Operatio-

nen der Selektion und der Kombination setzen eine ursprünglichere Operation voraus, die Differenziation der Zeichen, als deren Grundprinzip der Kontrast fungiert. In der sprachlichen Differenziation tritt der Kontrast,<sup>32</sup> wie wir gesehen haben, häufig in der prägnanten Form der Opposition auf. Mit der vollen Thematisierung des Kontrasts gelingt es nicht nur, die Opposition in eine umfassende, an der klassischen Assoziationslehre orientierte Konzeption der Sprache zu integrieren, sondern auch verschiedenen Phänomenen der Aphasie und der Poesie, die aus dem Rahmen der Zweiachsentheorie zu fallen drohen, den ihnen gebührenden Platz in einer umfassenden Theorie zuzuweisen.

In der ersten Phase seiner Aphasie-Studien (1941) hatte Jakobson die Gegenläufigkeit des Aufbaus der Sprache beim Kind und ihres Abbaus beim Aphasiker thematisiert. Der Aufbau des phonologischen Systems folgt dem Gesetz des größtmöglichen Kontrasts der Laute. Im aphasischen Abbau gehen die zuletzt erworbenen Gegensätze zuerst verloren, während die optimalen Kontraste der Frühphasen des Aufbaus die größte Resistenz zeigen. Wir können dieses Phänomen der Aphasie als Kontraststörung den beiden später ins Zentrum gerückten Störungen der Ähnlichkeit und der Kontiguität beigesellen.

Ein ebenso allgemeines Strukturelement der Poesie wie die Übertragung des Prinzips der Äquivalenz auf die Achse der Kombination ist die Akzentuierung aller latenten Kontraste, die für die Sprache konstitutiv sind. Gewisse dieser Kontraste wurden vom Russischen Formalismus unter dem Titel ›Verfremdung‹ angegangen.

»Jedes Faktum der zeitgenössisch poetischen Sprache apperzipieren wir notwendig in Konfrontation mit drei Momenten – der vorhandenen poetischen Tradition, der praktischen Sprache der Gegenwart und der poetischen Tendenz, die der betreffenden Äußerung vorgezeichnet ist.« (1921a: 19f)

Auf der syntagmatischen Achse wird die Opposition der distinktiven Elemente der aufeinanderfolgenden Phoneme von markanten prosodischen Gegensätzen überlagert. Diese Gegensätze können akzentualer (regelmäßige Folge von betonten und unbetonten Silben), chronemischer (lange und kurze Silben) und tonemischer (hohe und tiefe Silben) Natur sein. Dazu kommt die systematische Ausbeutung der latenten Spannung zwischen den metrischen und den syntaktischen und zwischen den phonologi-

schen und den semantischen Einheiten (*supra* 2.3.2.3.).

Jakobsons strukturelle Definition der Poesie im Rahmen der Zweiachsentheorie läßt sich wie folgt ausweiten: Neben der Projektion des Prinzips der Ähnlichkeit von der Achse der Selektion auf diejenige der Kombination hat in der Poesie auch eine Projektion des Prinzips des Kontrasts von ihrem üblichen Niveau einer latenten Voraussetzung der sprachlichen Beziehungen auf das Niveau einer patenten, »spürbaren« Form statt.

Eine zweite Linie der Entwicklung eröffnet sich, wenn man die wechselseitige Substitution der Zeichen, die man als Kommutation oder Transformation bezeichnen kann, und die Substitution von außersprachlichen und außersemiotischen Referenten durch Zeichen als zwei verschiedene Operationen auseinanderhält und diese andere Form der Substitution gleichfalls einer assoziations-theoretischen Betrachtung unterzieht. Man kann dabei an den Initianten des Zweiachsenschemas anschließen. Auch Kruszewski (1884ff; 172, 307, 350) hatte die Beziehung der Benennung und der Bedeutung in sein an den Prinzipien der Ähnlichkeit und der Kontiguität orientierten Entwurf einer Sprachtheorie miteinbezogen. Wir reservieren die Behandlung dieser Funktion der Sprache dem folgenden Kapitel (3.3.4.).

### 3.2. Die Funktionen der Sprache

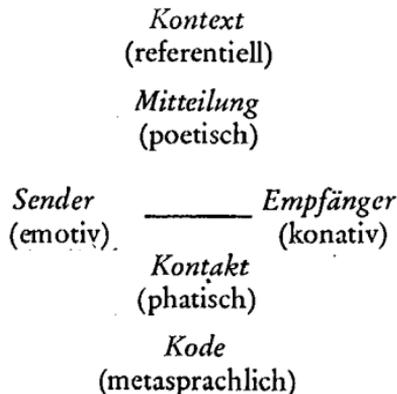
Ausgangspunkt der funktionalen Erforschung der Sprache ist für Jakobson in der Moskauer und in der frühen Prager Zeit die Unterscheidung zwischen der Sprache des Alltags und der Poesie. Er unterscheidet die kommunikative Funktion der praktischen und der emotionalen Sprache, die sich durch die Einstellung auf das *designatum* auszeichnet, und die poetische Funktion, die sich in der Einstellung auf das Zeichen als solches ausdrückt (1921a: 31; *Thèses*, 1929: 14).

Später verbindet Jakobson seinen Ansatz mit dem vielzitierten Organonmodell Karl Bühlers (1934: 24ff). Bühler entwickelt seine Konzeption vom dreifachen instrumentalischen Charakter der Sprache anhand der drei »Fundamente« der Sprechsituation, nämlich dem Sender, dem Empfänger und den Dingen als den Gegenständen der Rede. Je nachdem, welches der drei im Zentrum der Rede steht, dominiert die Ausdrucks-, die Appell- oder

die Darstellungsfunktion. Jakobson erweitert das Modell, indem er das sich in der Poesie verselbständigende Medium der Sprache miteinbezieht und auch noch weitere Komponenten im Sprachvorgang abhebt. Insgesamt unterscheidet er sechs Komponenten, denen je eine spezifische Funktion der Sprache korrespondiert.

»Der *Sender* schickt dem *Empfänger* eine *Mitteilung*. Um wirksam zu sein, bedarf die Mitteilung eines *Kontexts*, auf den sie sich bezieht (»Referenz« in einer anderen, etwas mehrdeutigen Nomenklatur), erfassbar für den Empfänger und verbal oder verbalisierbar; erforderlich ist ferner ein *Kode*, der ganz oder zumindest teilweise dem Sender und dem Empfänger (oder m. a. W. dem Kodierer und dem Dekodierer der Mitteilung) gemeinsam ist; schließlich bedarf es auch noch eines *Kontakts*, eines physischen Kanals oder einer psychologischen Verbindung zwischen Sender und Empfänger, der es den beiden ermöglicht, in Kommunikation zu treten und zu bleiben.« (1960b: 353)

Die sechs Faktoren und die ihnen entsprechenden Funktionen ergeben folgendes Schema.<sup>33</sup>



Die Vielfalt der sprachlichen Gattungen beruht nicht auf der getrennten Verwirklichung der einzelnen Funktionen, sondern auf ihrer unterschiedlichen hierarchischen Anordnung. Es gibt kaum eine sprachliche Mitteilung, die nur eine einzige Funktion erfüllt. Die jeweils dominierende Funktion bestimmt die Struktur der Mitteilung.

3.2.1. Von der *emotiven oder expressiven Funktion* wird die persönliche Haltung, der Status und die ›Seelenlage‹ des Sprechenden in den Vordergrund gerückt. Der Sender sucht einen Eindruck über einen bestimmten Zustand, ob wirklich oder fingiert, zu erwecken. Die emotive Schicht der Sprache findet sich am reinsten in den Interjektionen verwirklicht. Bis zu einem gewissen Grad ist sie jedoch jeder Mitteilung inhärent. Sie bringt die Haltung des Sprechenden zum Gesprochenen zum Ausdruck. Sie kann sich auf der phonischen, der grammatischen und der lexikalischen Ebene bemerkbar machen. Auf der Lautebene gibt es neben den distinktiven Eigenschaften, die eine unterscheidende Funktion im Hinblick auf die Bedeutung der Rede haben, emotive Eigenschaften, die eine Information über den Sender enthalten. Beide Formen von phonischen Eigenschaften sind dem Kode der Sprache unterworfen. Sie unterhalten ein wechselhaftes Verhältnis zueinander.

»Der Unterschied <im Englischen> zwischen [big] ›groß‹ und der emphatischen Dehnung des Vokals [bi:g] ist eine konventionelle, kodierte sprachliche Eigenschaft gleich wie der Unterschied zwischen dem kurzen und dem langen Vokal in tschechischen Paaren wie [vi] ›du‹ und [vi:] ›er kennt‹; in diesem Paar ist die differentiale Information jedoch phonematisch, während sie in jenem emotiv ist. Solange wir an phonematischen Invarianten interessiert sind, erscheinen die englischen [i] und [i:] als bloße Varianten eines und desselben Phonems, doch wenn es uns um emotive Einheiten geht, kehrt sich das Verhältnis zwischen Invarianten und Varianten um: Länge und Kürze sind Invarianten, realisiert durch verschiedene Phoneme.« (1960b: 354)

Es ist nicht so, daß nur emotionale Zustände des Senders zum Ausdruck gebracht werden, seine Freude, Angst, Ironie, etc. Der Sender gibt durch die Wahl entsprechender Wendungen auch seine Ansprüche und seine Kompetenz, in erster Linie natürlich seine sprachliche Kompetenz, zu erkennen. Jede sinnvolle Aussage zeigt den Vollzug von Denkakten an. Andererseits braucht, was ausgedrückt wird, keineswegs ausschließlich innerlich zu sein. Es kann auch ein körperliches Verhalten, z. B. ein müdes Sichfallenlassen, lautlich ergänzt und akzentuiert werden.

3.2.2. *Die konative Funktion*, die Ausrichtung auf den Adressa-

ten, findet ihren reinsten grammatischen Ausdruck im Vokativ (Nomen) und im Imperativ (Verbum). Die beiden Formen gehören zu den frühesten Erwerben der Kindersprache. Ihre Ableitung aus deklarativen Sätzen, in denen die referentielle Funktion dominiert, durch gewisse Vertreter der Transformationsgrammatik, wird ihrer Eigenheit und ihrer genetischen Priorität nicht gerecht. Anders als die deklarativen Sätze unterliegen die imperativen nicht dem Wahrheitstest und können nicht direkt in Frage-sätze überführt werden.

Eine spezielle Form der konativen Funktion sind die magischen Beschwörungsformeln. Sie richten sich nicht unbedingt an eine lebendige und anwesende ›zweite Person‹, sondern oft an eine unlebte und abwesende ›dritte Person‹. »Möge dieses Gerstenkorn austrocknen, tfu, tfu, tfu, tfu!« (Litauischer Zauberspruch, zitiert *ibid.* 355).

3.2.3. Von einer *phatischen Funktion* spricht Jakobson im Anschluß an B. Malinowski, wenn die sprachliche Botschaft in erster Linie den Zweck verfolgt, die Kommunikation zu erstellen, zu verlängern, zu kontrollieren, zu bestätigen oder zu unterbrechen. Die phatische Funktion ist die erste, die das Kind erwirbt und mit Erfolg handhabt. Auch viele Gespräche von Erwachsenen haben keine andere Funktion, als die Verbindung aufrechtzuerhalten. Beispiele mit technischen Kommunikationsmitteln sind Durchsagen oder bloße Geräusche (›humhum!‹), die keinen anderen Zweck haben, als eine Telefon- oder Lautsprecheranlage zu kontrollieren (*ibid.*).

Die von der *ordinary language philosophy* in den Vordergrund gerückte performative Funktion vieler sprachlicher Äußerungen läßt sich im wesentlichen in die bisher aufgezählten Funktionen einordnen, je nachdem sie vorwiegend die Haltung der ›ersten Person‹ (›Ich verspreche Dir‹, ›ich nehme das Geschenk an‹), die ›zweite Person‹ (›ich befehle Dir‹) oder den Kontakt zwischen den Personen (›ich liebe Dich‹) betrifft.

3.2.4. In der gewöhnlichen Rede dominiert die *referentielle oder kognitive Funktion*. Wir bezeichnen Gegenstände und sprechen ihnen Bedeutungen zu.

Bei der Aufklärung der Referenz wendet sich Jakobson entschieden von Saussures Prinzip der Willkürlichkeit ab. Mit Berufung

auf F. Boas (1944: SW II 482) und E. Benveniste (1962a: SW I 653) weitet er Saussures eigene Einschränkung des Prinzips durch die Anerkennung von relativen Motivationen, die in der Beziehung der einzelnen Zeichen aufeinander gründen, aus. Eine Sprache mag als willkürlich erscheinen, jedoch höchstens »vom Standpunkt einer anderen Sprache aus« (Boas). Innerhalb der jeweiligen Sprache konstituieren sich die einzelnen Zeichen und Kategorien von Zeichen nach ganz bestimmten Linien. Die von Saussure allein thematisierte Bahn der Ähnlichkeit semantischer Komponenten (»neunzehn«, »neunundzwanzig«, »neununddrei-ßig«, etc.) ist nur eine von vielen. Sie läßt sich zudem noch weiter ausbeuten, als das bei Saussure der Fall ist. In vielen Sprachen erscheinen bestimmte phonologische Merkmale nur in bestimmten grammatischen Formen, z. B. nur in Suffixen oder nur in bestimmten Klassen von Suffixen. Sie können so als Indikatoren dieser grammatischen Kategorien dienen (1965b: SW II 353). Darüber hinaus kann auch der (optimale) Kontrast ausschlaggebend sein für die Etablierung neuer Zeichen (Holenstein, 1974a). Weiter sind die universalen Gesetze der Implikation zu erwähnen, die den hierarchischen Aufbau der phonologischen und der grammatischen Systeme zur Folge haben.

Auch die Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen *signans* und *signatum* sind ein weit häufigeres und allgemeineres Phänomen, als Saussure es behandelte. Jakobson geht über die traditionelle Thematisierung dieser Beziehungen auf der lexikalischen Ebene (Onomatopöie) hinaus, indem er auf die ikonischen, näherhin die diagrammatischen Korrespondenzen zwischen den morphologischen und syntaktischen Formen der Sprache und ihren Referenten verweist. Ein Diagramm ist nach Peirce's Zeichenlehre, auf die sich Jakobson in diesem Zusammenhang hauptsächlich abstützt, ein Zeichen, das in seinem eigenen Aufbau die relationale Struktur des Bezeichneten widerspiegelt.

»Die Morphologie ist reich an alternierenden Zeichen, die eine äquivalente Beziehung zwischen ihren *signantia* und *signata* zur Schau stellen. So zeigen in verschiedenen indogermanischen Sprachen der positive, der komparative und der superlative Grad der Adjektive eine graduelle Erhöhung in der Anzahl der Phoneme, z. B. *high* – *higher* – *highest*, *altus* – *altior* – *altissimus*. Auf diese Weise widerspiegeln die *signantia* die Steigerungsreihe der *signata*. – Es gibt Sprachen, wo die Pluralfor-

men vom Singular durch ein zusätzliches Morphem unterschieden sind, während es nach Greenberg keine Sprache gibt, in der dieses Verhältnis umgekehrt und der Plural im Gegensatz zu den Singularformen gänzlich frei von einem solchen Sondermorphem wäre. Das *signans* des Plurals tendiert dazu, die Bedeutung der numerischen Zunahme durch eine zunehmende Länge der Form wiederzugeben.« (1965b: SW II 352)

Auch die Kombination von Morphemen zu Wörtern und von Wörtern zu syntaktischen Gruppen zeigt bis zu einem gewissen Grad eine diagrammatische Struktur. Der semantische Kontrast zwischen Subjekt und Objekt schlägt sich in ihrer Stellung in den fundamentalsten deklarativen Sätzen nieder, genauso wie derjenige zwischen den Wurzeln als lexikalischen und den Affixen als grammatischen Morphemen seinen Ausdruck in ihrer unterschiedlichen Position innerhalb eines Wortes findet.

Jakobson (*ibid.* 347) unterzieht Peirce's Dreiteilung der Zeichen in Ikonen, Indices und Symbole einer assoziationstheoretischen Beschreibung. Die Ikone beruht auf einer ›faktischen Ähnlichkeit‹, der Index auf einer ›faktischen Kontiguität‹ und das Symbol auf einer ›gesetzten, gelernten Kontiguität‹ zwischen *signans* und *signatum*. Wichtig ist die Betrachtung, daß es sich bei dieser Trichotomie weniger um eine Einteilung von einzelnen Zeichen als von Zeichenmodi handelt. Das einzelne Zeichen verdankt seinen Namen der vorherrschenden Komponente.

Der Index-Charakter dominiert in der Sprache bei den *shifters* ›Verschieber‹ oder okkasionellen Ausdrücken, deren Referenz sich mit jeder Redesituation ändert. Die klarsten Beispiele sind Personal-, Possessiv- und Demonstrativpronomina sowie die Zeitformen der Verben. Die *shifters* unterscheiden sich von allen anderen Einheiten des Kodes durch ihre zwingende Gebundenheit an die jeweilige Mitteilung. Die Situations- und Kontextgebundenheit bedeutet allerdings nicht, daß sie keine allgemeine Bedeutung haben, wie das von der traditionellen Sprachwissenschaft oft behauptet worden ist. ›Ich‹ meint durchweg den Sender und ›du‹ durchweg den Empfänger der Mitteilung, deren Komponente sie sind (1957: SW II 132).

Der Grund dafür, daß Jakobson im Schema der sechs sprachlichen Faktoren, auf denen er seine Theorie der Funktionen aufbaut, ›Referenz‹ durch ›Kontext‹ ersetzt, liegt in der bereits behandelten Feststellung (*supra* 2.3.2.4.), daß es keinen isolierten

Referenten ohne Kontext gibt, in dem seine jeweilige Bezeichnung verankert ist. Dieser Kontext braucht nicht selber sprachlicher Natur zu sein. Er ist aber immer semiotischer Natur und prinzipiell verbalisierbar. Wenn wir einen Namen für einen Gegenstand einführen (›Morgenstern‹), stützen wir uns entweder auf einen anderen Namen, der uns bereits vertraut ist (›Venus‹), oder eine – gegebenenfalls komplizierte Umschreibung (›der Planet, der . . .‹), oder aber wir müssen versuchen, ihn mittels deiktischer Zeichen (Fingerzeig, mechanische Mittel der Abhebung) durch seine Beziehung zu diesen deiktischen Zeichen zu bestimmen. In dieser Hinsicht impliziert jede Ersetzung eines Gegenstandes durch ein Zeichen (Signifikation) die Ersetzung eines Zeichens durch ein anderes Zeichen (Kommutation, Transformation), und in dieser Hinsicht kann man von einer »Abgeschlossenheit des Universums der Zeichen« sprechen. Es ist wohl möglich, sich mit der Sprache auf etwas (faktisch) Außersprachliches zu beziehen. Es ist jedoch prinzipiell unmöglich, sich mit ihr auf etwas absolut Außersemiotisches zu beziehen, auf etwas, das nicht seinerseits bereits zeichenhaft abgegrenzt ist. Nicht das Universum der Sprache ist in sich geschlossen, wohl aber das Universum der Zeichen. Der naive Gegensatz zwischen Sprache und (außersprachlicher) Welt ist durch eine komplexere Beschreibung abzulösen. Hilfreich kann dabei Jakobsons Unterscheidung von drei Formen der Übersetzung sein, wobei natürlich zu beachten ist, daß die intersemiotische Übersetzung in beide Richtungen laufen kann, von der Sprache zu einem andersartigen Zeichensystem und umgekehrt:

»1. Die intralinguale Übersetzung oder *Umformulierung* (*rewording*) ist eine Interpretation sprachlicher Zeichen mittels anderer Zeichen derselben Sprache.

2. Die interlinguale oder *eigentliche Übersetzung* ist eine Interpretation sprachlicher Zeichen mittels einer anderen Sprache.

3. Die intersemiotische Übersetzung oder *Transmutation* ist eine Interpretation sprachlicher Zeichen mittels Zeichen nichtsprachlicher Zeichensysteme.« (1959a: SW II 261)

Diese Form der »Abgeschlossenheit des Universums der Zeichen« kann nur jemanden erschrecken, der mit der Konzeption der Welt in der Transzendentalphilosophie nicht vertraut ist. Die semiotische Geschlossenheit ist nichts anderes als eine Neu-

formulierung der unabdingbaren Eingeschlossenheit der Welt in unserem Bewußtsein, wie sie von der Transzendentalphilosophie gelehrt wird. Wir können uns mit unseren Vorstellungen und Begriffen nur immer auf Gegenstände beziehen, die ihrerseits bereits wahrgenommen, phantasiert, gewünscht, gedacht oder sonstwie bewußt sind. Die Semiotik ersetzt diese psychologischen und intentionalen Begriffe durch einen eigenen Begriff: ›bezeichnet‹ oder ›in ein Zeichensystem verwoben‹.

3.2.5. *Die metasprachliche Funktion.* In der Wissenschaftslehre hat sich für eine Rede, die sich auf außersprachliche Entitäten bezieht, der Ausdruck ›Objektsprache‹ und für eine Rede, die sich auf Entitäten, die ihrerseits sprachlicher Natur sind, der Terminus ›Metasprache‹ eingebürgert. In jeder Wissenschaft lassen sich diese zwei Arten der Sprache auseinanderhalten. Auf dem objektsprachlichen Niveau befaßt sich z. B. die Astronomie mit den Sternen und ihren Eigenschaften. Auf dem metasprachlichen Niveau befaßt sie sich mit den Grundlagen und der Formulierung ihrer eigenen Theorie, ihrer Widerspruchsfreiheit, dem mathematischen Charakter ihrer Gesetze usw. Das wissenschaftliche Ideal einer strikten Trennung der beiden Ebenen hat seinen Ursprung in der Entdeckung, daß die Umgangssprache Ausdrücke beider Ebenen unterschiedslos nebeneinander gebraucht und damit zu mannigfachen Begriffsverwirrungen und logischen Antinomien verführt.

Gegenüber der gängigen Kritik des umgangssprachlichen Gebrauchs von metasprachlichen Elementen unterstreicht Jakobson ihre positive Funktion im Erwerb und im Gebrauch einer Sprache. Ohne metasprachliche Erklärungen könnte kein Kind seine Sprache erlernen und könnten wir den Sinn von neuen und fremdsprachigen Wörtern nicht umgrenzen (*supra* 2.1.5.).

Das der metasprachlichen Funktion entsprechende ›Fundament‹ der Sprache ist der Kode. Jakobson zieht den kommunikationstheoretischen Begriff ›Kode‹ Saussures vagem und vieldeutigem Begriff ›langue‹ vor. Ähnlich wie in Saussures Antinomie Synchronie – Diachronie verbergen sich auch in der Antinomie *langue* ›Sprachgebilde‹ – *parole* ›Sprechhandlung‹ mindestens drei selbständige Antinomien (1939a: SW 284f):

| <i>Langue</i>        | <i>Parole</i>        |
|----------------------|----------------------|
| (1) sprachliche Norm | sprachliche Äußerung |

- |  |  |
|--|--|
| (2) Sprache als überindividuelles, soziales Gut    | Sprache als individuelles, privates Eigentum         |
| (3) das Unifizierende, Zentripetale an der Sprache | das Individualisierende, zentrifugale an der Sprache |

»In vielen Fällen decken sich zwar die drei erwähnten Antinomien miteinander, doch geschieht es nicht durchweg! So setzt zum Beispiel eine individuelle sprachliche Äußerung nicht nur eine soziale, sondern auch daneben eine dauernde individuelle Sprachnorm voraus; der Sprechende modifiziert mehr oder weniger die soziale Sprachnorm und prägt ihre eigene besondere Forderungen, Vorlieben, Gewohnheiten und Verbote ein, die er sich selbst bei allen seinen Sprechhandlungen imperativ auflegt. Der Begriff der Sprachnorm deckt sich also nicht mit demjenigen des Überindividuellen. Andererseits zeigen die chorischen Äußerungen, daß auch der Begriff der sprachlichen Äußerung mit demjenigen des Individuellen keinesfalls notwendigerweise zusammenfallen muß, . . . Die Sprache als individuelles Eigentum der sprechenden Person, d. h. die individuelle Sprachnorm, enthält notwendigerweise die beiden Triebe – den zentripetalen und den zentrifugalen – bzw. die beiden Bestandteile – den gemeinschaftlichen und den partikularen –, aber auch als soziales Gut hegt die Sprache stets und notwendigerweise, wie es übrigens schon Saussure einsah, die beiden genannten Triebe: einerseits *la force unifiante*, und andererseits *l'esprit particulariste*.« (ibid. 285)

In Erörterungen neueren Datums arbeitet Jakobson hauptsächlich die als dritter Punkt angeführte Problematik weiter aus. Der Kode ist kein monolithischer Block. Saussures Modell der *langue* als eines statischen und uniformen Systems ist durch die dynamische Konzeption eines vielfältigen und »konvertiblen« Kodes abzulösen, eines Kodes, der sich den verschiedenen Funktionen der Sprache und den wechselnden Umständen der Zeit und des Raumes anpassen kann (1973b: 39f). Der Kode ist auch je anders für den Sprecher und den Hörer strukturiert. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß für den Sprecher die paradigmatische Operation der Selektion die Basis für den Verschlüsselungsprozeß abgibt, während der Hörer zur Entschlüsselung der Mitteilung bei der syntagmatischen Kombination einsetzt (*supra*

3.1.2.2.). Auch die Hierarchie von Laut und Bedeutung erfährt im Übergang vom Sprecher zum Hörer eine Inversion.

»Der Prozeß der Verschlüsselung geht, grob gesprochen, von der Bedeutung zum Laut und von der lexikogrammatiscen Ebene zur phonologischen Ebene, während der Prozeß der Entschlüsselung die umgekehrte Richtung zur Schau stellt. Während die Einstellung auf die unmittelbaren Bestandteile in der Sprachproduktion den Vorrang hat, ist in der Sprachperzeption die Mitteilung zuerst ein stochastischer Prozeß. Der probabilistische Aspekt der Rede findet seinen sichtbaren Ausdruck in der Begegnung des Hörers mit Homonymen, während es für den Sprecher überhaupt keine Homonymie gibt. Wenn er /sân/ sagt, weiß er, ob er *sun* ›Sonne‹ oder *son* ›Sohn‹ meint, während der Hörer auf die konditionalen Wahrscheinlichkeiten des Kontextes angewiesen ist. Dem Empfänger bietet die Mitteilung viele Mehrdeutigkeiten, wo es für den Sender keine Äquivozität gibt.« (1961a: SW II 575f)

Nicht alle Bezugnahmen der Sprache auf die Sprache selbst sind Bezugnahmen der Mitteilung auf den Kode. Die Mitteilung kann ebenso als Bezugsobjekt (Referent) fungieren wie als Gebrauchsobjekt (Zeichen) und desgleichen der Kode. Je nachdem die beiden Träger der Kommunikation zugleich als Gebrauchs- und als Bezugsobjekt fungieren oder als solche auseinandertreten, ist eine zirkuläre Beziehung oder ein Überlappen gegeben. Insgesamt lassen sich vier mögliche Verhältnisse unterscheiden (1957: SW II 130).

| <i>Art des Bezuges</i> | <i>Gebrauchsobjekt</i>         | <i>Bezugsobjekt</i> |
|------------------------|--------------------------------|---------------------|
| (1) Zirkularität: M/M  | Mitteilung<br>(verweisend auf) | Mitteilung          |
|                        | K/K                            | Kode                |
| (2) Überlappen: M/K    | Mitteilung                     | Kode                |
|                        | K/M                            | Mitteilung          |

(M/M) Zitate sind Mitteilungen von Mitteilungen. Sie treten als eine Mitteilung innerhalb einer Mitteilung auf. Es gibt eine Vielfalt von Zitationsmöglichkeiten, direkte und indirekte Rede und verschiedene Formen der indirekten Wiedergabe. In der Schrift pflegen wir die direkten Zitate durch Anführungszeichen zu kennzeichnen. Es gibt Sprachen, die zitierte Berichte mit der Verwendung einer speziellen morphologischen Form anzeigen.

So wird das Prädikat in der Tunica-Sprache bei allen Aussagen, die auf einem Hörensagen basieren, mit einem ›Zitationspostfix‹ (-áni) versehen.

(K/K) Ein Eigename, ›Hans‹, bezieht sich auf jede Person, die diesen Namen trägt. Die Zirkularität vom Typ K/K in der Bedeutungsbestimmung der Eigennamen ist ebenso offensichtlich wie unumgänglich.

»Das Appellativ ›Welp‹ bedeutet einen jungen Hund, ›Bastard‹ bedeutet einen mischrassigen Hund, . . . , während ›Fido‹ nichts mehr bedeutet als einen Hund, dessen Name ›Fido‹ ist.« (1957: SW II 13MM)

Die Differenz zwischen Eigennamen (›Fido‹) und kennzeichnendn Ausdrücken (›Welp‹, ›Bastard‹) geht allerdings nicht so weit, daß nur bei den zweiten von einer allgemeinen Bedeutung gesprochen werden kann. Jakobson distanziert sich von den logischen Semantikern, die einem Eigennamen nur einen einzelnen Referenten zuweisen und jegliche Form einer allgemeineren Bedeutung absprechen.

»Der Kontext gibt an, ob wir von Napoleon in seiner Kindheit, bei Austerlitz, vor Moskau, in der Gefangenschaft, auf seinem Sterbebett oder in posthumen Legenden sprechen, während sein Name in seiner allgemeinen Bedeutung alle diese Stadtn seiner Lebensspanne umfaßt.« (1959d: SW II 268; cf. 1956d)

Eine Person oder eine Stadt kann für verschiedene zeitliche Abschnitte und, wie wir anfügen können, auch für verschiedene Rollen unterschiedliche Namen tragen: *Byzanz – Konstantinopel – Istanbul*. Konstantinopel ist nicht nur der Name der Stadt am Bosphorus von der Zeit, als Konstantin sie zur Hauptstadt des römischen Reiches ausbaute, bis zur Eroberung durch die Türken. Konstantinopel ist heute noch der Name der gleichen Stadt, sofern sie als Sitz des ökumenischen Patriarchen genommen wird. Ebenso kann eine Wissenschaftlerin ihren Mädchennamen auch nach der Heirat gebrauchen. Der Name des Mannes kennzeichnet sie als Ehefrau und als Zivilperson, der Mädchennamen, unter dem sie weiterhin ihre Schriften veröffentlicht, als Wissenschaftlerin.

(M/K) Von einem metasprachlichen Gebrauch pflegt man in der Wissenschaftslehre nur beim eingangs erörterten Verweis der Mitteilung auf den Kode zu sprechen. Wenn wir sagen ›Der

Welpе winselt«, bezeichnet das Wort ›Welpе‹ einen jungen Hund, d. h. ein außersprachliches Objekt. Wenn wir dagegen sagen »›Welpе‹ bedeutet einen jungen Hund« oder ›Welpе‹ ist ein Nomen, das aus fünf Buchstaben besteht«, bezeichnet das Wort ›Welpе‹ sich selbst. Es fungiert als Autonym.

(K/M) Ihrer Bedeutung nach an die Mitteilung zurückgebunden sind die im vorangehenden Paragraphen vorgestellten *shifters*. Die allgemeine Bedeutung eines ›Verschiebers‹ (›ich‹, ›mein‹, ›jetzt‹) kann nicht ohne Bezug auf die jeweilige Mitteilung definiert werden.

3.2.6. Charakteristisch für die *poetische Funktion* ist die Einstellung auf die Mitteilung als solche, auf das sprachliche Medium in all seinen Aspekten und Facetten. In dieser Einstellung kommt die Sprache in ihrer »Selbstwertigkeit« und »Selbstmächtigkeit« zum Bewußtsein (1921a: 29). Latente Strukturen, die in der Einstellung der gewöhnlichen Rede auf den Referenten überhört werden, machen sie geltend und werden entsprechend gepflegt. Insbesondere hat eine Überlagerung der syntagmatischen Achse durch das Prinzip der Äquivalenz, das in der Umgangssprache primär der paradigmatischen Achse zugeordnet ist, statt.

Für Jakobson bildet die Poesie das Feld, in dem er die wichtigsten Prinzipien der strukturalen Linguistik entdeckt und erarbeitet hat; die Autonomie der Sprache, der ausgeprägte strukturelle Charakter der Sprache (die Interdependenz des Ganzen und der Teile), die Rolle der Apperzeption oder Einstellung, das Wechselspiel von Laut und Bedeutung und von prosodischer (metrischer) und grammatischer Struktur, die zwei Achsen der Sprache, die Vielfalt der sprachlichen Funktionen, usw.

Die poetische oder ästhetische Funktion ist nicht allein und ausschließlich in der Poesie anzutreffen. In der Wortkunst ist sie nur der vorherrschende und der strukturbestimmende Faktor. Die anderen Faktoren brauchen in poetischen Texten nicht abwesend zu sein. Sie spielen nur eine untergeordnete Rolle, ebenso wie die poetische Funktion in anderen sprachlichen Gattungen nicht abwesend ist, sondern nur in untergeordneter Rolle auftritt (in politischen Slogans, in Werbesprüchen, in Gedenkansprachen, in der Kindersprache, usw.).

»Die linguistische Untersuchung der poetischen Funktion hat die Grenzen der Poesie zu überschreiten, und auf der anderen

Seite darf sich die linguistische Erforschung der Poesie nicht auf die poetische Funktion beschränken.« (1960b: 357) Innerhalb der Poesie kommt der Folklore ein besonderer Platz zu (*ibid.* 369; 1966b: SW IV 637ff). Mit ihren markanten, stereotypen und kristallisierten Formen eignen sich folkloristische Texte wie keine anderen für die Erarbeitung einer strukturalen Analyse. Den gleichen Grund der strukturalen Prägnanz führt Jakobson (1973a: 489) für »die einzige Einschränkung, die ich mir bei der Auswahl der Texte erlaubt habe« an. Sie betrifft die Länge der Gedichte. Verhältnismäßig kurze Texte »ermöglichen es uns, am Ende eines Gedichtes den lebendigen Eindruck seines Anfangs zu bewahren, und sensibilisieren uns entsprechend in besonderer Weise für das Ganze des Gedichtes und für die *Totalität* seiner Wirkung«. Auch hier lenkt die Poesie den Blick auf ein allgemeineres sprachliches Gesetz. Die Sprache ist keine Markov-Kette, in der jedes Glied nur von den unmittelbar vorangehenden Gliedern – nach statistischen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit – determiniert wird. Die späteren Teile einer Rede wirken auf die Gestalt der früheren Teile zurück (*ibid.* 494f).

### 3.3. Die Einheiten der Sprache

3.3.1. *Die Skala der abnehmenden Kode-Gebundenheit oder des zunehmenden Grades der Freiheit.* Als die nächstliegende und unproblematischste Einteilung für ein Handbuch über die Sprache scheint sich die ansteigende Reihe von immer umfassenderen Einheiten anzubieten: distinktive Eigenschaft – Phonem – Morphem – Wort – Wortgefüge (engl. *phrase*) – Satz – Äußerung oder Text. Diese Anordnung ist jedoch mehr als nur quantitativer Natur und daher nur dem Anschein nach wenig problemträchtig. Jede der anwachsenden Einheiten ist auch qualitativ, struktural verschieden von der vorangehenden. Eine jede zeichnet sich durch eine unterschiedliche Kode-Gebundenheit aus. In subjektiver Blickrichtung entspricht dem unterschiedlichen Verhältnis zum Kode ein unterschiedlicher Grad der Freiheit.

»Es gibt bei der Kombination von sprachlichen Einheiten eine ansteigende Skala der Freiheit. Bei der Kombination von distinktiven Eigenschaften zu Phonemen ist die Freiheit des einzelnen Sprechers gleich Null: der Kode hat bereits alle Mög-

lichkeiten, die in einer gegebenen Sprache genutzt werden können, festgelegt. Die Freiheit, Phoneme zu Wörtern zu verbinden, ist abgesteckt; sie beschränkt sich auf den Grenzfall der Wortprägung. Bei der Satzbildung ist der Sprecher weniger eingeeengt. Und schließlich endet die Wirksamkeit von zwingenden syntaktischen Regeln bei der Kombination von Sätzen zu Äußerungen, und die Freiheit des einzelnen Sprechers, neue Kontexte zu schaffen, nimmt in einem bedeutenden Ausmaße zu, obwohl die zahlreichen stereotypen Äußerungen wiederum nicht zu übersehen sind.« (1956b: SW II 242f)

Die kleinsten Einheiten der Sprache, die distinktiven Eigenschaften, aus denen sich die Phoneme zusammensetzen, und die Phoneme selber sind nicht selbständige Träger einer positiven Bedeutung. Sie sind bedeutungsunterscheidende Elemente, die als solche nur in einem Kontext auftreten. Die Kode-Determiniertheit ist, was ihre Selektion und Kombination angeht, total.

»Weder solche Bündel wie /p/ und /f/ noch solche Sequenzen von Bündeln wie /pig/ ›Schwein‹ oder /fig/ ›Feige‹ werden von den Sprechern, die sie gebrauchen, erfunden. Weder die distinktiven Eigenschaften abrupt *vs.* kontinuierlich noch das Phonem /p/ kommen außerhalb eines Kontextes vor. Die Eigenschaft abrupt erscheint in Kombination mit gewissen anderen simultanen Eigenschaften, wobei der Vorrat an Kombinationen dieser Eigenschaften zu Phonemen wie /p/, /b/, /t/, /d/, /k/, /g/ usw. durch den Kode der gegebenen Sprache begrenzt wird. Der Kode setzt auch die Grenzen für die möglichen Kombinationen des Phonems /p/ mit anderen folgenden und/oder vorangehenden Phonemen; dabei wird nur ein Teil der zulässigen Phonemsequenzen im Lexikon einer gegebenen Sprache auch tatsächlich gebraucht. Selbst wenn andere Phonemkombinationen möglich sind, ist der Sprecher in der Regel nur ein Wortbenützer, kein Wortträger.« (1956b: SW II 242)

Die Morpheme sind die kleinsten grammatischen, bedeutungstragenden Bestandteile einer sprachlichen Sequenz. Insbesondere den vielfältigen Formen der Affixe ist eine stereotype Struktur und eine ausgeprägte Kode-Abhängigkeit eigen. Ihrer Bedeutung nach sind diese Morpheme ganz und gar kontextbezogen. Im Wort ›Tage‹ ist die grammatische Bedeutung des Suffixes

›-e‹ (Plural) an die lexikalische Bedeutung des Wurzel-Morphems ›Tag‹ gebunden.

Das Wort ist vom unteren Ausgangspunkt der Skala her betrachtet »die höchste unter der sprachlichen Einheiten, deren Kodierung obligatorisch ist« (SW II 251) und von oben her gesehen der kleinste Bestandteil einer Aussage, der sich als ein selbständiges Element aus seinem Kontext loslösen läßt (1949b: SW II 104). Die mannigfaltigen Aspekte der Sprache kristallisieren sich darüber hinaus vor allem im Wort, was darin zum Ausdruck kommt, daß »nicht nur die Linguistik, sondern auch die Soziologie, die Anthropologie und die Logik vom Wort handeln« (1965c: SW II 536). Auf Grund solcher Tatsachen hält Jakobson trotz mannigfaltiger Grenzfälle am Wort als einer konkreten und realen Einheit fest. Neue Wortbildungen werden in der Regel als gegen die allgemeine Gewohnheit verstoßend aufgefaßt. Neologismen sind nur zulässig, wenn sie durch eine Übersetzung in gängige Wörter oder durch einen genügend expliziten Kontext erklärt werden (1955: SW II 234).

Sätze sind nach ihrer grammatischen Form vorgeprägt, in ihrer lexikalischen Ausfüllung jedoch weitgehend frei. Im Gespräch erwarten wir von unserem Partner eine freie und kreative Besetzung von syntaktischen Mustern (Nominalphrase – Verbalphrase) mit passenden Wörtern. Auf dem Niveau der Sätze sind im Kode nur noch Matrizen vorgegeben. In dieser formalen Hinsicht ist der Satz die umfassendste Konstruktion, die durchgehend obligatorischen Regeln der Organisation unterworfen ist (1964c: SW II 297, 302).

Kombinationen von Sätzen zu Äußerungen oder Texten unterliegen nur in einem beschränkten Maße grammatischen Vorschriften. Dabei handelt es sich nicht mehr um Regeln der Subordination, sondern nur noch um solche der Koordination. Als abhängig von einem Kontext, der die Satzgrenzen übersteigt, erweisen sich vor allem Pronomen und bis zu einem gewissen Grad auch die Wortstellung. Je nach Gattung gibt es aber auch auf dem Niveau der Texte strenge Kompositionsregeln, kodierte Matrizen, wo nur ein gewisser Inhalt frei variabel ist. Sprichwörter (1966b: SW IV 637ff), Mythen und Märchen sind solche, ihrer Form nach streng kodierte Texte. Eine besondere Form von Äußerung ist das Gespräch, das in einem Austausch von Mitteilungen, ebenfalls nach mehr oder weniger vorgeschriebenen Mu-

stern, besteht (1973b: 34).

Die Hierarchie der sprachlichen Einheiten »ist vielleicht das schlagendste und verwickelteste Beispiel von Ganzes-Teil-Beziehungen« (1962e: SW II 283). Die Erklärung einer der Einheiten zur absoluten Basiseinheit, von der her allein die Linguistik aufgebaut werden soll, mißachtet dieses für die Sprache so charakteristische Ganzes-Teil-Verhältnis. Eine sprachliche Einheit läßt sich nur in ihrer zweifachen Abhängigkeit, von Bestandteilen, aus denen sie sich aufbaut, und vom Kontext, in die sie sich einordnet, in ihrer jeweiligen Eigentümlichkeit identifizieren. Auffallend ist, daß Jakobson die hierarchische Gliederung der sprachlichen Einheiten hauptsächlich innerhalb seiner Aphasie-Studien zur Diskussion bringt. Die unterschiedliche Gebundenheit der verschiedenen Einheiten an den Kode wird in der Aphasie augenfällig. Die Herrschaft über gewisse Regeln der Selektion und der Kombination geht verloren. Sie werden nicht mehr oder kodewidrig gehandhabt. So gibt es einen Typ von Aphasie, von Luria als semantische Aphasie bezeichnet, in der die unterschiedliche Kodierung von morphologischen und syntaktischen Einheiten nicht respektiert wird. Aphasiker dieses Typs fallen durch ihre Neologismen auf. Sie behandeln die formalen Muster der Wortbildung, wie der Durchschnittssprecher die formalen Muster der Satzbildung behandelt. Sie wenden sie auf beliebige Worte an. Auch die Kinder geben die Freiheit in der Wortbildung erst in einem gewissen Stadium der Sprachentwicklung auf, gleichsam als Kompensation für die nach einer gewissen Zeit gewonnene Freiheit in der Satzbildung (cf. 1964c: SW II 302). Eines der bemerkenswertesten Beispiele für die »Realität« der Hierarchie der sprachlichen Einheiten ist das Suffix-s in der englischen Sprache. Es erscheint an drei Stellen, im Plural und im Genitiv von Nomen und in der dritten Person Singular des Verbums. Empirische Nachforschungen ergaben, daß das Kind zuerst das Plural -s, dann das possessive -s des Genitiv und erst an letzter Stelle das -s der dritten Person Singular gebraucht. Die Verlustfolge im Falle der Aphasie ist die genau entgegengesetzte. Die Erklärung dieser Hierarchie läßt sich nur mit Rücksicht auf die sprachliche Einheit, die jeweils betroffen ist, erklären. Der Aufbau der Sprache erfolgt vom Einfachen zum Komplexen und der Abbau in gegenläufiger Richtung vom Komplexen zum Einfachen.

»Bei den efferenten Aphasikern, die Goodglass und Hunt prüften, zeigt der Einsturz von drei phonematisch identischen Endungen -z mit seinen automatischen Alternanten iz und s – eine bezeichnende Hierarchie. Ein ausgesprochen klares Prinzip ist für die Ordnung ihrer Auflösung verantwortlich: Je höher die grammatische Konstruktion, desto bedrohlicher ihre Desintegration. Die erste Konstruktion, die betroffen wird, ist der Satz (*clause*); daher ist die Endung des Verbuns in der dritten Person Singular, die die Subjekt-Prädikat-Beziehung (z. B. *John dreams* ›Hans träumt‹) anzeigt, die am wenigsten lebensfähige. Die possessive Endung (*John's dream* ›Hansens Traum‹), die eine Beziehung innerhalb eines Wortgefüges (*phrase*) anzeigt, ist etwas widerstandsfähiger. Das Wort ist die letzte der betroffenen Konstruktionen; so leidet die Pluralendung des Nomens (*dreams* ›Träume‹), die weder vom Satz noch vom Wortgefüge abhängig ist, an letzter Stelle Schaden.« (1964c: SW II 295)

3.3.2. *Sprache und Schachspiel*. Die Sprache wird gerne mit dem Schachspiel verglichen. In der vielschichtigen und hierarchisch abgestuften Bindung an den Kode unterscheidet sich die menschliche Sprache jedoch wesentlich vom eindimensional strukturierten Schachspiel. Den Regeln des Schachs entsprechen in der Sprache am ehesten die syntaktischen Regeln. Ein Schachzug ist entweder regelrecht (richtig) oder regelwidrig (unsinnig). Darüber hinaus kann er nur noch wie performative sprachliche Äußerungen als glücklich oder unglücklich (im Hinblick auf das Ziel der Handlung) beurteilt werden, nicht aber wie deklarative Sätze als wahr oder falsch. Dem Schachspiel geht aber nicht allein ein semantischer Überbau ab, der die Frage nach der Wahrheit erlaubt, sondern auch – und darauf pocht Jakobson – ein der Phnologie entsprechender Unterbau.

Ein ordentliches Schachspiel besteht aus Figuren, deren metaphorische Gestalt und Bezeichnung den hierarchischen Wert der mit der Figur verbundenen Regel repräsentiert. An sich genügt eine bestimmte Anzahl beliebig gestalteter Figuren. Die einzige Bedingung ist, daß sie voneinander verschieden sind. Die Art, wie sie sich voneinander unterscheiden, ist nicht vorgeschrieben. Sie ist selber kein Bestandteil der Spielregeln. Charakteristisch für das Sprachspiel ist dagegen gerade, daß sich die Spielregeln

auch auf die Beschaffenheit und die Art der materialen Verschiedenheit der Sprachzeichen erstrecken. Die Ersetzung einer verlorenen Schachfigur durch eine andere Figur gehört selber nicht zum Schachspiel. Die Ersetzung einer ›Sprachfigur‹ durch eine andere fällt dagegen sehr wohl unter die Regeln des ›Sprachspiels‹. Neuschöpfungen und Ersatzausdrücke, die andern Sprachen entlehnt werden, werden unwillkürlich den phonologischen Regeln der jeweiligen Sprache unterworfen (1956a: SW I 465f).

»Der traditionelle Vergleich der Sprachen mit dem Schach darf nicht überschätzt werden. Die Schachspieler können eine verlegte Schachfigur durch eine wechselseitige Übereinkunft mit jedem beliebigen Gegenstand ersetzen, wohingegen kein Bestandteil eines Sprachsystems willkürlich ersetzt werden kann, und die Wahl eines Ersatzes keineswegs der Substanz nach gleichgültig ist. Die Sprachstruktur wird nicht nur von den Spielregeln, sondern ebenso von den Substitutionsregeln beherrscht, sind doch ihre Bestandteile an unabänderliche Gesetze der Implikation und der Inkompatibilität gebunden.« (1958b: SW I 531)

In der gewöhnlichen Rede, die auf die Mitteilung von Sinn und Wahrheit ausgerichtet ist, herrschen die semantischen und logischen Regeln der Verträglichkeit der kombinierten Einheiten vor. Daneben enthält die ›natürliche‹ Sprache aber auch ›Sprachspiele‹, in denen die semantischen und logischen Regeln zugunsten der syntaktischen, der morphologischen oder der phonologischen Regeln zurücktreten.

In Kinderversen finden sich oft Satzkonstruktionen, die semantisch widersinnig, syntaktisch jedoch korrekt sind, und Wortbildungen, bei denen als Wurzel-Morphem eine sinnlose Silbe fungiert, deren Affixe das Gebilde jedoch eindeutig als ein Nomen, ein Verbum oder ein Adverb erscheinen lassen (z. B. ›Dester dister dosterlich‹). Neben solchen Konstruktionen, die jedermann vertraut sind, gibt es noch sprachliche Gebilde, bei denen eine Reduktion auf die phonologische Struktur statthat. Auch bei solchen Gebilden ist der Effekt wie bei den zitierten Kinderversen nicht der Eindruck einer unsinnigen, sondern vielmehr einer ›übersinnigen‹ Formulierung. Hierher gehören die Phänomene der Glossolie. Jakobson wäre der Devise, die er Terenz entliehen hat, nicht treu geblieben, hätte er sich nicht auch dieser

seltsamen Spracherscheinungen angenommen.

Die Glossolie zeichnet sich durch zweierlei aus, durch den Gebrauch von fremdartigen Phonemen und Phonemverbindungen (z. B. *f* und *ndr* in Zaubersprüchen russischer Sektierer) – daher der Eindruck »in fremden Sprachen zu reden« – und durch ebenso rigorose wie durchsichtige Regeln der phonologischen Komposition.

»Ivan Čurkin <18. Jahrhundert> lehrte einen Gläubigen im Wirbeltanz zu sprechen: *Kindra fendra kiraveca*. Eine rudimentäre Vertrautheit mit der Phonetik genügte, um der rigorosen Wahl und Wiederkehr der benutzten Laute ansichtig zu werden und zu entdecken, daß alle vier ungeraden Silben dieser Sequenz einen Vordervokal enthielten, während der Vokal aller vier geraden Silben offensichtlich ein unbetontes *a* war. Alle drei inneren *a* der Formel, die die zweite Silbe ihrer drei Glieder bilden, wurden von einem *r* eingeführt, wobei den zwei ersten *ra* ein und dieselbe Gruppierung *nd* voranging. Von den vier ungeraden Vordervokalen waren der erste und der dritte ein *i* mit einem vorangehenden *k*, während der zweite und der vierte ein *e* mit einem vorausgehenden labialen Reibelaut waren; zuerst *fe*, dann *ve*.« (1966b: SW IV 641)

3.3.3. *Phonologie*. Die wichtigsten linguistischen Arbeiten Jakobsons fallen in das Gebiet der kleinsten Einheiten der Sprache, der Phoneme und der Morpheme und ihrer distinktiven Eigenschaften. Die Ergebnisse wurden in den vorangehenden Kapiteln wiederholt zur Diskussion gestellt. Da die Phonologie bis zu einem gewissen Grad zur Musterdisziplin des Strukturalismus geworden ist, fassen wir die methodologisch bedeutsamsten Beiträge Jakobsons zu dieser Disziplin nochmals in einer kurzen Übersicht zusammen. Sie lassen sich in drei Sparten aufteilen, 1. die definitorische Klärung des Phonem-Begriffs, 2. die strukturelle und funktionale Beschreibung und Erklärung des Aufbaus, des Umbaus und des Abbaus der phonologischen Systeme, 3. die Lehre von den distinktiven Eigenschaften.

3.3.3.1. *Die Definition des Phonems*. Nach den großen sprachgeschichtlichen Arbeiten der Junggrammatiker begann nach dem Ersten Weltkrieg eine neue Blütezeit für die Theorie der Sprachlaute, als man systematisch daran ging, zwischen dem physikalischen, physiologischen und psychologischen Studium der Laute

an sich in ihrer ganzen materialen Fülle einerseits und dem eigentlich linguistischen Studium derselben Laute, soweit sie eine sprachliche Funktion haben, andererseits zu unterscheiden. Für die erste Form der Forschung wurden der Begriff *Phonetik*, für die zweite die Begriffe *Phonologie* und *Phonemik* bzw. *Phonematik* geprägt (*supra* 2.2.2.3.). Die Prager Linguisten konnten sich auf Vorarbeiten zu dieser methodologisch wichtigen Unterscheidung und der ihr korrespondierenden zwischen Laut und Phonem (dem Laut im Hinblick auf seine funktionalen Aspekte) bei Baudouin de Courtenay, Saussure und deren Schüler stützen. Ihre gemeinsamen Bemühungen fanden einen ersten Niederschlag in den *Thèses* von 1929 und im *Projet de terminologie phonologique standardisée* von 1931.

Jakobsons Verdienst ist die weitere Präzisierung des funktionalen und strukturalen Aspektes des Phonems.

In funktionaler Hinsicht ist das Phonem ein Laut, der einen bedeutungsunterscheidenden Wert hat. Zwei Laute, deren Austausch im gleichen sprachlichen Kontext eine Sinnänderung nach sich zieht, sind als zwei verschiedene Phoneme zu betrachten. Zwei Laute, durch deren Austausch der Sinn eines Wortes nicht tangiert wird, sind dagegen als zwei (phonetische) Varianten ein und desselben Phonems anzusehen.

Mit dem Begriff Phonem »bezeichnen wir eine Menge jener simultanen Lauteigenheiten, die in einer gegebenen Sprache zur Unterscheidung von Wörtern verschiedener Bedeutung gebraucht werden.« (1932c: SW I 231)

Wir können diese *funktionale Definition* auch als eine *semiotische Definition* bezeichnen. Ein Phonem wird durch seine Zeichenfunktion bestimmt. Es handelt sich um eine spezifische Form der Bezeichnung, die das Phonem allein mit den »Buchstaben« des genetischen Kodes der Chromosomen teilt. Anders als die übrigen Zeichen haben diese zwei keine positive, konstante und allgemeine Bedeutung. An dieser spezifischen Zeichenfunktion findet die Phonologie als Modelldisziplin des Strukturalismus eine Grenze, die nicht übersehen werden sollte (1973a: 499).

»Alle Phoneme bezeichnen nichts als bloßes Anderssein. Dieser Mangel an individueller Bezeichnung scheidet die distinktiven Eigenschaften und ihre Kombinationen zu Phonemen von allen anderen sprachlichen Einheiten.« (1956a: SW I 470)

Eine weitere Bestimmung des Phonems können wir – in Husserlscher Terminologie – seine *eidetische Definition* nennen. Sie stützt sich auf den Charakter des Allgemeinen und Invarianten, das verschiedenen Lautrealisationen inhärent ist und sie zu einem Phonem verbindet.

»Das Phonem ist mit dem Laut weder identisch, noch ist es ihm äußerlich, sondern es ist notwendig im Laut gegenwärtig, es ist ihm inhärent und aufgesetzt: es ist die *Invariante in den Variationen*.« (1939b: SW I 315)

Was invariant bleibt, ist »eine komplexe Einheit«, die sich als »ein Bündel von distinktiven Qualitäten« beschreiben läßt (1939a: SW I 303). Diese *strukturelle Definition*, die sich auf die Verbindung von Eigenschaften bezieht, löst die ältere Definition des Prager Kreises ab, die das Phonem als »phonologische Einheit, die keine Aufspaltung in kleinere und einfachere phonologische Einheiten zuläßt« (*Projet*, 1931: 311) beschreibt.

Mit seiner dreifachen (funktionalen, eidetischen und strukturalen) Definition distanziert sich Jakobson von anderen Definitionsvorschlägen, denen allen gemeinsam ist, daß sie das Phonem in irgendeiner Hinsicht von den konkreten Lauten trennen, als vorgestellter oder intendierter Laut vom tatsächlich geäußerten Laut (mentalistische Sicht), als Element des Kodes von den Elementen der Mitteilung (kodebeschränkende Sicht), als Klasse von ihren Instanzen (gattungstheoretische Sicht), als fiktive, abstrakte Konstruktion von den realen und konkreten Einheiten (fiktionalistische Sicht). Die mentalistischen und kodebeschränkenden Definitionen übersehen, daß auch andere als nur die distinktiven Eigenschaften intendiert sein und dem Kode angehören können. Die gattungstheoretischen und fiktionalistischen Definitionen werden dem »ontologischen« Status des Phonems nicht gerecht. Das Phonem ist ein Komplex von Eigenschaften, die den konkreten Lauten inhärent sind (1956a: SW I 471ff).

3.3.3.2. *Aufbau, Umbau und Abbau der Lautsysteme*. Das Hauptthema der frühen phonologischen Arbeiten Jakobsons – in den Jahren um 1930 – ist neben der Definition des Phonems der systematische und funktionale Charakter des Lautwandels. Mit seinem Nachweis gelingt es ihm, Saussures Antinomie von Synchronie und Diachronie zu überbrücken (*supra* 2.1.).

Gegen das Ende der 30er Jahre verschiebt sich sein Forschungsinteresse vom geschichtlichen Umbau der Völkersprachen zum

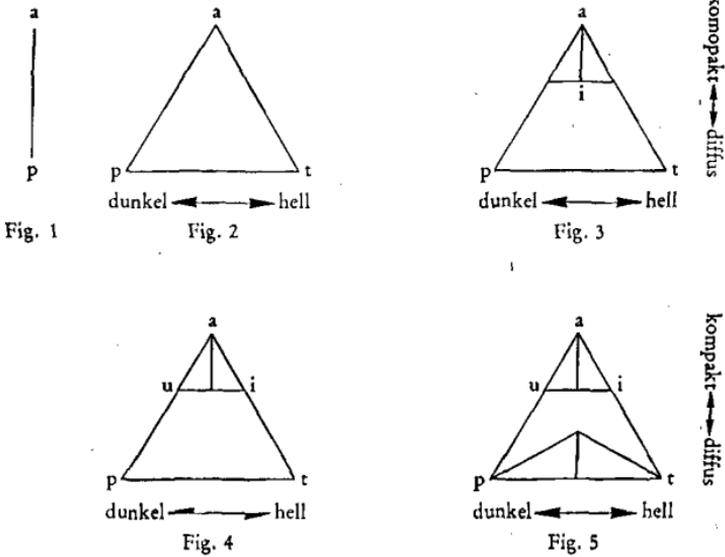
Aufbau der individuellen Phonemsysteme beim Kind und ihrem Abbau beim Aphasiker. Es gelingt ihm wiederum, den systematischen Charakter dieser Entwicklungen aufzuzeigen.

»Was . . . an allen Übereinstimmungen zwischen Kindersprache (bzw. Aphasie) und Völkersprachen die volle Beweiskraft behält, das ist die *Identität der Strukturgesetze*, die immer und überall jedes Sein und Werden der individuellen und sozialen Sprache bestimmen; es liegt, mit anderen Worten, jedem Zuwachs und Verlust innerhalb eines beliebigen Sprachlautsystems stets die *gleiche Hierarchie der Werte* zugrunde.« (1941: SW I 373)

Die ersten Phasen des Aufbaus des Phonemsystems stellt Jakobson in der Form von sich repetierenden Dreiecken dar, deren vertikale Dimension durch den Gegensatz kompakt/diffus und deren horizontale Dimension durch den Gegensatz dunkel/hell charakterisiert wird. Vokale und Konsonanten werden dabei zu einem einheitlichen System zusammengefaßt. Die primäre und grundlegende Spaltung erfolgt entlang der Achse kompakt/diffus. Sie besteht im Auseinandertreten des optimal offenen Vokals /a/ und des optimal geschlossenen Konsonanten /p/. Das nächste Stadium bildet die Spaltung der Konsonanten in orale und nasale Phoneme (/p/ - /m/). Von dieser Spaltung wird in den folgenden Figuren abgesehen. An ihre Stelle tritt die mit ihr rivalisierende Spaltung in Labiale und Dentale (/p/ - /t/). Im weiteren Aufbau des Konsonantensystems fällt nämlich den Dentalen eine führende Rolle zu.

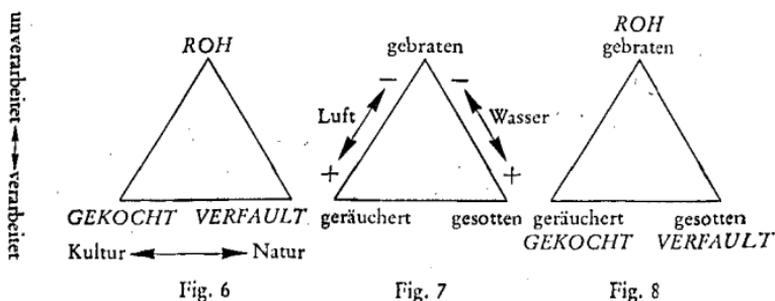
Das primäre Dreieck /a/ - /p/ - /t/ spaltet sich in der Folge in zwei weitere Dreiecke nach dem gleichen Muster auf, in ein vokalisches und in ein konsonantisches Dreieck. Die spezifische phänomenale Eigenschaft der Vokale ist ihre ausgeprägte Kompaktheit (Farbigkeit). Ihre erste interne und manchmal auch einzige Spaltung erfolgt entsprechend entlang der Achse kompakt/diffus. Die Konsonanten sind ihrer Beschaffenheit nach eher diffuse oder farblose Laute (»Laute ohne ausgeprägte Farbigkeit« (Stumpf)). Da der Gegensatz hell/dunkel mit dem Sinken der Farbigkeit die Oberhand gewinnt, bildet dieser verständlicherweise die erste und gelegentlich auch die alleinige Achse des Konsonantismus. Die Spaltung der Vokale entlang der »konsonantischen« Achse hell/dunkel (/i/ - /u/) ist dagegen sekundär. Ebenso erfolgt die Spaltung der Konsonanten entlang der »voka-

lischen Achse kompakt/diffus (/k/ - /t/) erst nach der spezifischen Spaltung in helle und dunkle Konsonanten. Die folgenden fünf Figuren geben die fünf Phasen im Aufbau des dreifachen phonologischen Dreiecks wieder (cf. 1956a; SW I 493).



Das phonologische Dreieck diente Lévi-Strauss (1965; 1968: 390ff) als Modell zur Analyse von Nahrungsmitteln und Küchenrezepten. Anstelle der einfachen, sich repetierenden Achsen kompakt/diffus und dunkel/hell treten im kulinarischen Dreieck komplexere, sich überlagernde und sich je nach Blickrichtung auch umkehrende Verhältnisse: Natur/Kultur, unverarbeitet/verarbeitet, Anwesenheit *vs.* Abwesenheit einer Vermittlung durch Luft oder Wasser.<sup>34</sup>

Das erste Dreieck (Fig. 6) ist unmittelbar einsichtig. Das zweite Dreieck (Fig. 7) und seine Verbindung (Fig. 8) mit dem ersten verlangen dagegen einen Kommentar. *Braten*, ist ein Vorgang ohne Vermittlung einer kulturellen Einrichtung und ohne Vermittlung von Luft oder Wasser. Mittel und Resultat des Bratens gehören zur Natur. *Sieden* ist ein Vorgang, der die rohe Nahrung



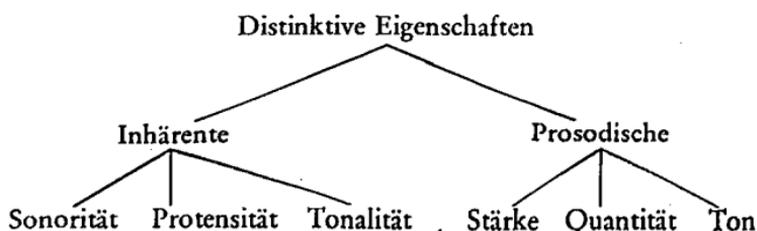
durch Vermittlung einer kulturellen Einrichtung (Behälter) und von Wasser in einen Zustand überführt, der dem Verfaulten vergleichbar ist. Das Mittel gehört zur Kultur, das Resultat zur Natur. *Räuchern* ist eine spezielle Abart von Kochen, die ohne Vermittlung einer kulturellen Einrichtung allein durch die Vermittlung von Luft erfolgt. Das Mittel gehört zur Natur, das Resultat zur Kultur.

Das kulinarische Dreieck ist ein Beispiel für die Möglichkeiten und die Grenzen der Applikation der Methoden, die in der Phonologie gewonnen wurden, auf andere Gegenstandsbereiche. Das phonologische Dreieck läßt sich nicht *tale quale* übernehmen. Es dient nur als Anregung zum Entwurf eines Modells, das auf die spezifische Struktur des andersgearteten Sachgebietes Rücksicht nimmt. Das phonologische Dreieck ist die Gestalt, die der Aufbau von Elementen annimmt, deren einzigartige Funktion darin besteht, Bedeutungen zu unterscheiden. Das kulinarische Dreieck ist ein taxonomisches Modell, dessen Funktion in der Erfassung von gesellschaftlichen und kosmologischen Strukturen besteht. Die Ordnung von sinnlich-konkreten Gegebenheiten (Nahrungsmittel, Fauna, Flora etc.) dient als Modell zur Erfassung der weniger leicht durchsichtigen Ordnung, der die Gegebenheiten der Gesellschaft und des Kosmos gehorchen.

3.3.3.3. *Die distinktiven Eigenschaften.*<sup>35</sup> Noch in den letzten Brünner Jahren legte Jakobson den Grundstein zu einer neuen Konzeption der Phonologie (1939a und e: SW I 272ff), deren systematischer Ausbau, mit Hilfe einer Reihe von Mitarbeitern, dann vor allem in den ersten zehn Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in den U.S.A. erfolgte (mehrere Aufsätze: SW I 418ff; 1952). Die These, daß die Phoneme selber nicht die kleinsten

sprachlichen Einheiten darstellen, sondern ihrerseits in noch kleinere Bestandteile, die distinktiven Eigenschaften, zerfallen, ist in der klassischen Phonologie des Prager Kreises, nach der die Phoneme Korrelationspaare bilden, die durch die Anwesenheit *vs.* die Abwesenheit von Korrelationsmerkmalen charakterisiert sind, im Prinzip angelegt, jedoch nicht einheitlich und systematisch ausgewertet worden. Mit ihrer systematischen Auswertung, gepaart mit der einheitlich binären Definition und der verfeinerten physio- und psychoakustischen Analyse der Eigenschaften geht Jakobson über seine ehemaligen Prager Kollegen hinaus bzw. überholt seine eigene frühere Konzeption des phonologischen Systems.

Die distinktiven Eigenschaften zerfallen in zwei große Gruppen, die inhärenten und die prosodischen Eigenschaften. Die inhärenten Eigenschaften bilden die Bestandteile, aus denen sich alle Phoneme, unabhängig von ihrer Position in einer Silbe, aufbauen. Die prosodischen Eigenschaften erscheinen nur in jenen Phonemen, die den kulminativen Teil einer Silbe ausmachen. Die Eigenschaften beider Gruppen lassen sich im Hinblick auf ihre Beschaffenheit in je drei Klassen einteilen, die sich in den beiden Gruppen korrespondieren. Jakobsons Theorie besagt, daß nicht mehr als zwölf oppositionale Eigenschaften inhärenter Natur den Grundstock bilden, aus dem alle Sprachen der Welt ihre individuell beschränkte Auswahl zum Aufbau ihrer phonologischen Systeme treffen (1956a: SW I 479ff; revidierte Fassung 1968: SW I 738ff).



Die drei Typen prosodischer Eigenschaften, Stärke-, Quantitäts- und Ton-Eigenschaften, entsprechen den Wahrnehmungsqualitäten der Lautstärke, der Lautdauer und der Stimmhöhe. Auf der physikalischen Ebene entsprechen ihnen verschiedene Gestalten und Ausmaße der Intensität, der Zeit und der Frequenz der aku-

stischen Wellen. Die drei Typen inhärenter Eigenschaften, Sonoritäts-, Protensitäts- und Tonalitätseigenschaften, zeigen in ihrer Beschaffenheit eine enge Verwandtschaft mit den drei Typen prosodischer Eigenschaften.

Die phonologische Eigenschaftsanalyse, die Aufteilung von komplexen Einheiten in Matrizen von positiven und negativen Merkmalen (*supra* 2.5.2.), wurde wegweisend für analoge Aufgliederungen von semantischen Einheiten (*supra* 2.3.2.2.) sowie von kulturellen Phänomenen verschiedenster Art (wiederum vor allem bei Lévi-Strauss, cf. 1967: 85 etc.).

### 3.4. Die Phasen des Sprachvollzugs

Neben der Stufenfolge der anwachsenden sprachlichen Einheiten gibt es noch eine andere, die von den sukzessiven Phasen der Sprachrealisation gebildet wird. Auch sie ist ein klarer Fall einer Ganzes-Teil-Beziehung. Die Erforschung einer Phase impliziert die Abklärung ihrer Stellung im Sprechakt als Ganzes und des Verhältnisses ihrer Struktur zu derjenigen der übrigen Phasen. In der umfassendsten Aufzählung nennt Jakobson sieben Phasen: »Intention, Innervation, stufenweise Produktion, Transmission, Audition, Perzeption, Verstehen« (1962e: SW II 281).

Die Terminologie macht in diesem Bereich gewisse Schwierigkeiten. Was Jakobson in der zitierten Aufzählung als »stufenweise Produktion« anführt, wird gewöhnlich als (motorische) Artikulation bezeichnet. Nicht eindeutig festgelegt sind die Begriffe »akustisch« und »auditiv«. Akustisch wird nicht nur die Phase der physikalischen Transmission (»akustische Wellen«), sondern auch – besonders in der älteren Literatur – die Phase der psychischen Rezeption genannt (cf. 1929a: SW I 23). In den *Thèses* des Prager Kreises von 1929 (10) ist von »subjektiven akustiko-motorischen Bildern« die Rede. Heute wird zur Vermeidung von Verwechslungen gerne der Begriff »psychoakustisch« gebraucht. Wir benützen im folgenden für dieses psychologische Stadium der Rezeption auch den Begriff »audio-perzeptiv«. Was Jakobson in der zitierten Liste als Audition bezeichnet, zerfällt in zwei Phasen, eine physiologische und eine neurologische, d.h. die Rezeption durch den Ohrapparat und die Rezeption durch das Nervensystem im Gehirn. Die erste Phase nennen wir

die ohrphysiologische oder – im Anschluß an die entsprechende anatomische Wissenschaft – die otologische Phase des Sprachvollzugs. Den Begriff der Audition verwenden wir für alle Phasen der Lautrezeption. Für die mit der Perzeption des Lautmaterials verbundene Phase des Verstehens gebraucht Jakobson – wenn sein Adressat mit der Terminologie der älteren Psychologie und Philosophie vertraut ist – auch den Begriff ›Apperzeption‹. Gemeint ist damit die Aufnahme und Verarbeitung des gehörten Lautmaterials im Hinblick auf die grammatische und lexikalische Struktur der jeweiligen Sprache.

Die beiden ersten Stadien der Sprachrealisation, Intention und Innervation, sind die für die wissenschaftliche Forschung am wenigsten leicht zugänglichen. Ihre Struktur liegt noch weitgehend im Dunklen. Ähnliches galt lange Zeit auch für die ohrphysiologische Phase der Rezeption und für die Weiterleitung der von den Gehörmembranen registrierten Schwingungen ins Gehirn. In den letzten Jahren wurden aber gerade für diese beiden Phasen bemerkenswerte Fortschritte erzielt, nachdem es schon G. von Békésy in den 30er Jahren gelungen war, vokalische Unterscheidungen wie hinten/vorn, gerundet/ungerundet, breit/eng in Begriffen der Ohrmechanik zu definieren. Im Gehirn sind die Eigenschaften der weitergeleiteten Laute in der Form der elektrischen Aktivität des Nervensystems kodiert. Bemerkenswert ist, daß komplexe sprachliche oder sprachähnliche Laute eine stabilere Antwort finden als einfache und ›informationsarme‹ Töne (1962f: XXVII f). Weitere Forschungen ergaben, daß die Diskrimination der sprachlichen und der übrigen Töne bereits in den Ohren angelegt ist. Das rechte Ohr nimmt Sprachlaute, das linke außersprachliche Tonreize exakter wahr. Die Zugehörigkeit zu einem spezifischen Zeichensystem ist schon in dieser rein physiologischen Phase entscheidend für die Rezeption (1964b: SW II 338). Die Abhebung der Phonologie von der allgemeinen Tonlehre ist nicht nur phänomenologisch, sondern ebenfalls neurologisch begründbar.

Die traditionelle Tonpsychologie ist dadurch gekennzeichnet, daß sie den unmittelbaren Ausgangspunkt jeder Tonanalyse, die auditive Wahrnehmung, als ein Epiphänomen behandelte und die ganze Tonlehre einseitig auf den vorangehenden Stadien aufbaute. In der allgemeinen Tonpsychologie war es die physikalische Ebene der akustischen Wellen, die als Basis diente, in der

speziellen Psychologie der Sprachlaute vor allem die physiologische Ebene der motorischen Artikulation. Der Vorteil der beiden Stadien ist augenfällig. Beide bieten »objektive« Entitäten oder Ereignisse an, die sich mit den bewährten naturwissenschaftlichen Methoden erforschen lassen. Die auditive Wahrnehmung läßt sich als eine »subjektive« Gegebenheit nur phänomenologisch aufklären.

Dieser Vorteil genügte der alten akustischen Tonlehre nicht. Sie sanktionierte das Privileg ihres Bereiches auch noch mit zwei dogmatischen Prinzipien, dem Prinzip der Priorität der physikalischen Wirklichkeit gegenüber der psychologischen Wirklichkeit und dem Prinzip des physikalisch-psychologischen Isomorphismus. Von ihnen geleitet, folgerte sie, daß den beiden charakteristischen Eigenschaften der akustischen Wellen, der Amplitude und der Frequenz, bei den gehörten Tönen auch nur zwei Eigenschaften entsprechen, nämlich Intensität (als Korrelat des Wellenausschlags) und Höhe (als Korrelat der Schwingungszahl). Die vielfältigen phänomenologischen Eigenschaften wurden auf Varianten dieser beiden Grundeigenschaften reduziert, die ihrerseits als eine unmittelbare Wirkung und als ein getreues Abbild der physikalischen Eigenschaften erklärt wurden.

Jakobsons Zugang zu den hier aufgeworfenen Problemen ist in zweifacher Hinsicht als ein phänomenologischer zu charakterisieren. Zum ersten anerkennt er die Eigengesetzlichkeit der phänomenologischen Ebene der Lautwahrnehmung und unterzieht sie einer genuin phänomenologischen Analyse. Die Phänomenologie der Wahrnehmung zeichnet sich nicht nur dadurch aus, daß sie die Strukturen der sinnlichen Wahrnehmung nicht von den ihr unterschobenen physikalischen Entitäten ableitet, sondern auch dadurch, daß sie diese Strukturen im Hinblick auf ihren Sinn erforscht. Dadurch unterscheidet sie sich von einem rein positivistischen Phänomenalismus, der sich mit der Verteidigung der Priorität und der Autonomie der Sinnesdaten gegenüber den physikalischen Entitäten begnügt. Die Phänomenologie insistiert auf dem Ineinander von Sinnlichkeit und Sinn. Das sinnliche Material wird von seinem Sinn her strukturiert. Perzeption und Apperzeption, strukturelle und funktionale Betrachtung, lassen sich nur abstraktiv trennen.

Die phänomenologische Einstellung Jakobsons zeigt sich zum zweiten darin, daß er nicht nur die phänomenologische Phase der

Lautwahrnehmung, sondern auch das Verhältnis der verschiedenen Phasen zueinander einer phänomenologischen Analyse unterzieht. Dabei lassen sich wiederum eine strukturelle und eine funktionale Komponente auseinanderhalten. Die funktionale Betrachtung führt zu einem Umsturz der vom mechanistischen Kausaldenken aufgerichteten Hierarchie. Die Priorität fällt nicht mehr den physiologischen oder den physikalischen Vorkommnissen zu, die als mechanische Ursachen der Lautwahrnehmung aufgefaßt werden können, sondern der auditiven Wahrnehmung bzw. der sprachlichen Verwertbarkeit der gehörten Laute. Auf sie, die Laute als sprachliche Werte, sind die Gesprächspartner in der Kommunikation eingestellt und nicht auf die artikulatorische Produktion oder gar die akustische Transmission (*supra* 2.2.2.2.).

Die Priorität der auditiven Wahrnehmung wird von genetischen Untersuchungen des Spracherwerbs und der Erlernung von Fremdsprachen bestätigt. Im gewöhnlichen Gespräch ist die Artikulation an eine auditive Rückkoppelung (*feedback*) und die Wahrnehmung an eine motorische Rückkoppelung gebunden. Beim Ausbleiben einer solchen Rückkoppelung kommt es leicht zu Verunsicherungen und Störungen. Diese »sensori-motorische Koordination« ist jedoch keineswegs ein allgemeines Phänomen der Sprachwahrnehmung.

Kinder sind oft lange Zeit nicht imstande, Wörter, die sie in der Wahrnehmung und im Gedächtnis korrekt unterscheiden, auch in der Artikulation auseinanderzuhalten. Solange die phonologischen Unterscheidungen, die sie implizieren, ihnen nur auf der sensorischen oder auditiven, jedoch noch nicht auf der motorischen Ebene geläufig sind, bleiben diese Wörter für sie in ihrer Eigenproduktion Homonyme.

»Eines der zahlreichen Beispiele ist Passys Geschichte des kleinen französischen Mädchens, das immer noch ausschließlich diffuse Konsonanten gebrauchte und daher gleicherweise *garçon* »Knabe« und *cochon* »Schwein« mit *toton* ersetzte, jedoch aufs heftigste protestierte, wenn Erwachsene zum Scherz den Knaben *cochon* und das Schwein *garçon* riefen oder wenn sie die Babysprache übernahmen und beide, das Schwein und den Knaben, *toton* nannten.« (1968: SW I 714)

Ebenso geht bei der Erlernung von Fremdsprachen für gewöhnlich ein passives Verständnis der aktiven Beherrschung voraus.

»Russen im Kaukasus lernen oft, eine der lokalen Sprachen zu verstehen und mit dem Ohr ihre 60 oder 70 Konsonanten zu unterscheiden, ohne fähig zu sein, sie zu reproduzieren oder auch nur das artikulatorische Modell von so häufigen kaukasischen Phonemen wie den glottalisierten Verschlusslauten zu erfassen. . . . Viele Fremde verschiedener Sprachen vermögen zwar die interdentalen Laute der englischen Sprache auszu-sondern und zutreffend zu identifizieren, scheitern jedoch bei ihrer Reproduktion und ersetzen die stimmlosen Interdental-laute mit ihren einheimischen /s/ oder /t/ und die stimmhaften mit /z/ oder /d/.« (*ibid.*)

Der strukturanalytische Vergleich der verschiedenen Phasen führt zu einer Überholung des klassischen Schemas des psychophysischen Parallelismus. Das Verhältnis der verschiedenen Schichten zueinander ist kein isomorphes Punkt-zu-Punkt-Verhältnis. Was vorliegt, ist vielmehr eine Transformation von Teilsystemen, nämlich eine sukzessive Reduktion von gewissen Aspekten, was zu einer fortschreitenden Exposition der oppositionalen, bedeutungsunterscheidenden Eigenschaften von der Artikulation über die verschiedenen Stadien der Transmission bis hin zur Perzeption und Apperzeption führt. Die gleiche akustische Welle kann über verschiedenartige Artikulationsprozesse produziert werden. Ein »dentaler« Laut kann mit etwas Übung auch von jemand hervorgebracht werden, der alle Zähne verloren hat. Das Trommelfell des Ohres ist nicht in der Lage, alle Frequenzen, die in einer Tonwelle enthalten sind, in der Form von Vibrationen zu registrieren, usw. Die sukzessive Umsetzung der Laute von der neurologischen Innervation über die physiologische Artikulation, die physikalische Transmission, die ohrphysiologische Rezeption zur psychologischen Rekognition ist nicht nur eine materiale über verschiedene »ontologische« Stadien der Lautrealisation, sondern auch eine strukturelle. Die Transformation besteht in diesem Fall in einer einseitigen Reduktion.

»Im Prozeß der Kommunikation gibt es keine einwertige Folgerung von einem nachfolgenden Stadium auf ein vorhergehendes Stadium. Mit jedem der aufeinanderfolgenden Stadien nimmt die Selektivität zu; einige Daten eines vorangehenden Stadiums sind irrelevant für jedes nachfolgende Stadium, und jedes Datum des nachfolgenden Stadiums kann eine Funktion von mehreren Variablen des vorangehenden Stadiums sein.

Das Ausmaß des Ansatzrohres der Stimme erlaubt eine exakte Voraussage der Schallwelle, aber ein und derselbe akustische Effekt kann durch ganz verschiedene Mittel erzielt werden. In ähnlicher Weise kann dasselbe Attribut einer Gehörsempfindung das Resultat verschiedener physikalischer Stimuli sein.« (1956a: SW I 488)

Als Ordnungsprinzip für die Strukturanalyse fungiert bei Jakobson nicht die mechanisch-kausale Abhängigkeit der späteren von den früheren Phasen, sondern ihre Ausrichtung auf die Funktion der Sprache als ein Kommunikationsmittel. Die bedeutungsunterscheidende Funktion der Laute auf der Ebene der Wahrnehmung dient als Leitfaden für die Abhebung der wesentlichen von den unwesentlichen Eigenschaften in den vorausgehenden Phasen (1951: SW I 438).

»Je näher wir bei unserer Untersuchung dem Ziel der Mitteilung sind, desto zutreffender können wir die Information, die von der Lautkette übermittelt wird, abschätzen. Daraus ergibt sich die operationale Hierarchie der einzelnen Stadien nach ihrer abnehmenden Belanghaftigkeit: perzeptual, auditiv, akustisch und motorisch.« (1956a: SW I 488)

Die methodologische Sorgfalt, mit der die Koordination der verschiedenen Phasen der Lautrealisation abgeklärt wird, macht Jakobsons Phonologie zu einem Musterbeispiel für die im »strukturalistischen Manifest« von Tynjanov und von ihm selber (1928d: 391) geforderte strukturelle Analyse nicht nur einzelner Systeme, sondern auch der Systemzusammenhänge. Auch die Koordination der Systeme, »das System der Systeme«, hat seine Strukturgesetze, die es zu erforschen gilt.

Darüber hinaus ist sie ein Eldorado für die fruchtbare Weiterentwicklung der von Husserl und Merleau-Ponty ins Zentrum der Philosophie gerückten Phänomenologie der Wahrnehmung. Das philosophische Anliegen der Phänomenologie der Wahrnehmung sind das Problem des Realismus und des Idealismus und, allgemeiner, das Verhältnis von Natur und Geist. Die auditive Wahrnehmung mit ihrer prägnanten Struktur und den verschiedenen Phasen, mit denen sie in so durchsichtiger Weise in verschiedene ontologische Schichten, physikalische, biologische, sinnespsychologische, verstandespsychologische Schichten, hineinreicht, dürfte für die weitere Klärung dieser Fragen noch ein viel geeigneterer Kandidat sein als die visuelle Wahr-

nehmung, auf die sich Husserl fast ausschließlich beschränkt. In Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung nimmt die synästhetische Erfahrung einen wichtigen Platz ein. Es gibt keine Erfahrung, die auf ein einzelnes Sinnesorgan beschränkt ist. Auch für die Erforschung dieses Phänomens bietet sich die Wahrnehmung von Sprachlauten als der fruchtbarste Kandidat an. Die auditive Wahrnehmung von Sprachlauten kann mit einer ganzen Reihe verschiedenartigster, natürlicher und künstlicher Begleitphänomene in Verbindung gebracht werden. Die Synästhesis im engen Sinn des Wortes, die in der Verbindung von Lautwahrnehmungen mit halluzinatorischen Farberscheinungen besteht (*audition colorée* ›Farbenhören‹; 1941: SW I 386ff; 1973b: 64) ist nur eines davon. Wichtiger als dieses außergewöhnliche Phänomen ist die erwähnte kinästhetische, artikulatorische Miterfahrung der eigenen gesprochenen und der fremden gehörten Laute sowie die Labiolexie, die gleichzeitige Wahrnehmung der von außen sichtbaren Bewegungen der Sprechorgane bei einem anwesenden Gesprächspartner. Künstliche Formen der Visualisierung sind einerseits die Schrift und andererseits die radiographischen Aufnahmen der Artikulation und die spektrographische Registrierung der akustischen Wellen. Die Entwicklung der Spektrographie wurde u. a. von der Hoffnung angetrieben, in ihr eine ›natürliche Schrift‹ für Taubstumme zu finden. Die zu große Redundanz des *visible speech* hat diese Hoffnung wieder verebben lassen. Außerhalb der wissenschaftlichen Forschung begnügt man sich heute mit seiner ästhetischen Wirkung. Als eine Art graphischer *Mobile* dient er als Begleitung von sprachlichen und musikalischen Darbietungen. Eine fruchtbare Auswertung der zusätzlichen Phänomene, die die einzelnen Phasen der Lautrealisation begleiten, wie die Labiolexie, oder sie fortsetzen, wie die schriftliche Fixierung, erfordert das gleiche strukturelle und funktionale Vorgehen, das Jakobson hauptsächlich an den drei Etappen der physiologischen Artikulation, der physikalischen Transmission und der psychologischen Rezeption exemplifiziert hat (Holenstein, 1974b).

### 3.5 Die interdisziplinären Beziehungen der Linguistik

Die verschiedenen Phasen des Sprachvollzuges und seine vielfältigen Funktionen nötigen die Linguistik zur Zusammenarbeit

mit anderen Disziplinen. Angesichts der Tendenzen, die Sprachwissenschaft auf die Psychologie zu reduzieren, standen im Russischen Formalismus und im frühen Prager Strukturalismus die Etablierung der Autonomie von Sprache und Linguistik im Vordergrund. Doch bereits das erwähnte Manifest von 1928 macht die »Analyse der Korrelation der literarischen mit den übrigen historischen Reihen« und das hierzu erforderliche Vorgehen zum Thema. Einen immer breiteren Raum nimmt die interdisziplinäre Forschung in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Die jahrzehntelange Praxis der interdisziplinären Zusammenarbeit und die sie begleitende methodologische Reflexion fanden ihren Niederschlag in einer groß angelegten Übersicht über *Die Linguistik und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften*, die 1970 in einer ersten und 1973(b) in einer zweiten, erweiterten Fassung erschienen ist.

Es waren nicht nur die eigenen Bedürfnisse der Linguistik, die Jakobson zu einem bedeutenden Exponenten der interdisziplinären Zusammenarbeit machten. Die Herausforderung kam auch von den anderen Disziplinen. Die Sprache ist ein Kulturgut ersten Ranges und zählt als solches zu den Untersuchungsgegenständen mehrerer Wissenschaften. Des weiteren ist sie das Medium, auf das jede Wissenschaft zur Theoriebildung angewiesen ist. Jede kritische Wissenschaft muß daher an den Ergebnissen der Linguistik interessiert sein. Hinzu kommt, daß die methodologischen Pionierleistungen die Linguistik zu einer Modellwissenschaft gemacht und ihr auch in dieser Hinsicht zu einem führenden Platz im Konzert der Wissenschaften verholfen haben.

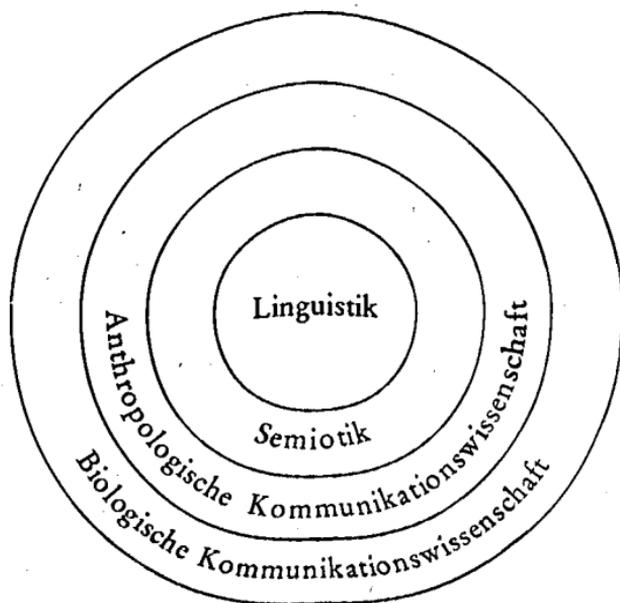
Zur Klassifikation ordnet Jakobson die Humanwissenschaften in konzentrischen Kreisen um die Linguistik an. Die zentrale Stellung der Linguistik wird durch die ausgesprochen regelmäßige und autonome Struktur der Sprache und durch die fundamentale Rolle, die ihr in der Kultur zufällt, begründet. Es gibt kein kulturelles Phänomen und kein soziales Verhalten, das nicht in irgendeiner Weise eine Kommunikation impliziert. Die Sprache ist jedoch die expliziteste Form der Kommunikation. Darüber hinaus enthalten alle vorstellbaren Weisen der Kommunikation die Sprache entweder als Voraussetzung oder als einen integralen Bestandteil oder sie sind zum mindesten in eine sprachliche Form überführbar. Jedenfalls ist es leichter, die Sprache von den ande-

ren Gegebenheiten der Kultur zu abstrahieren und sie als ein relativ autonomes Gebilde zu definieren als umgekehrt.

Jakobson teilt die Humanwissenschaften in drei Kreise auf.

»Drei integrierte Wissenschaften schließen einander ein und stellen drei Grade zunehmender Allgemeinheit dar: 1. die Untersuchung der Kommunikation verbaler Mitteilungen = Linguistik; 2. die Untersuchung der Kommunikation jedweder Art von Mitteilungen = Semiotik (Kommunikation von verbalen Mitteilungen eingeschlossen); 3. die Untersuchung von Kommunikation = Sozialanthropologie zusammen mit Ökonomie (Kommunikation von Mitteilungen eingeschlossen).« (1973b: 37)

Geht man einen Schritt über die Humanwissenschaften hinaus zur Biologie, der Wissenschaft des Lebens, so läßt sich in der Linie des wegleitenden Problems der Kommunikation ein vierter Kreis anschließen. Die Formen der menschlichen Kommunikation erscheinen dann als eine bloße Sektion, wenn auch eine privilegierte, eines umfassenderen Feldes, das man unter den Titel »Weisen und Formen der Kommunikation in Gebrauch bei den mannigfaltigen Lebewesen« (*ibid.* 45) stellen kann.



Den nächsten Rahmen der Linguistik, der Wissenschaft von den verbalen Zeichen, bildet die Semiotik, die allgemeine Wissenschaft der Zeichen. Die unmittelbare Zuordnung der Linguistik zur Semiotik ist als eine bewußte Distanzierung von ihrer häufigen Behandlung als eine Unterabteilung der Psychologie zu sehen. Als Grundlagenwissenschaft garantiert die Semiotik den autonomen Charakter der linguistischen Strukturen.<sup>36</sup>

Das Kriterium für die weitere Unterteilung bilden die Affinitäten zwischen den klassierten Gegenständen und ihr Verhältnis zur Sprache. In dieser Sicht lassen sich die Zeichensysteme in drei Gruppen aufteilen:

1. Substitutionen der gesprochenen Sprache
2. Transformationen der natürlichen Sprache
3. Idiomorphe Systeme.

Substitutionen der gesprochenen Sprache sind z. B. die Schrift, getrommelte und gepfiffene ›Sprachen‹. Morsen ist eine Substitution zweiten Grades. Die Morsezeichen sind ein *signans*, deren *signatum* das Alphabet der Schrift ist.

Transformationen der natürlichen Sprache sind die formalisierten Sprachen der Wissenschaften. Ein Hauptunterschied zwischen ihnen liegt darin, daß die erste ausgesprochen ›kontextsensitiv‹ ist, während die zweiten zur Kontextunabhängigkeit tendieren. Die vollkommenste der formalisierten Sprachen ist die Mathematik. Natürliche Sprache und Mathematik dienen sich wechselseitig als Metasprache.

Idiomorphe Systeme nennt Jakobson jene Zeichensysteme, die nur indirekt mit der Sprache zu tun haben, wie die Gestik und die Musik. Die Bedeutung der Sprache auch für diese Systeme darf jedoch nicht unterschätzt werden. Die Erwerbung der Sprache wirkt sich auf alle anderen Systeme aus. Die Gestik eines Kindes ist eine andere vor und nach dem Zugang zur Sprache.

Die semiotischen Wissenschaften finden sich in den allgemeineren Kreis der Kommunikationswissenschaften eingebettet. Im Anschluß an Lévi-Strauss hält Jakobson drei Ebenen der gesellschaftlichen Kommunikation auseinander:

1. Kommunikation von Mitteilungen
2. Kommunikation von Nützlichkeiten (Gütern und Diensten)
3. Kommunikation von Sexualpartnern.

Die Grundwissenschaften, die sich diesen drei Formen zuord-

nen, sind die Linguistik oder allgemeiner die Semiotik, die Ökonomie und die Sozialanthropologie.

Die Verwandtschaft von Linguistik und Ökonomie ist ein altes Thema. Insbesondere das Geld erscheint als ein Zeichensystem *sui generis*. Die Verwandtschaft geht soweit, daß es möglich ist, das Geld in rein verbale Mitteilungen (Checks) umzusetzen. Für die noch immer strittige Unterscheidung von Sozialanthropologie (Ethnologie) und Soziologie ist auch ein linguistisches Kriterium geläufig. Danach beschäftigt sich die Sozialanthropologie mit dem Menschen als *sprechendem* (genauer sprachkompetentem) Lebewesen und die Soziologie mit dem Menschen als *schreibendem* (schreibkompetentem) Lebewesen.

Die Beziehung der Psychologie zur Linguistik ist eine spezielle, die sich nicht einfach in das Verhältnis, das zwischen den drei Kreisen besteht, einbeziehen läßt. An Berührungspunkten und Überkreuzungen fehlt es allerdings nicht. Neben den interpersonellen Formen der Kommunikation ist die intrapersonale nicht zu vergessen, die zwischen zwei Phasen desselben Subjekts stattfindet und deren Hauptfunktion in der programmatischen Organisation zukünftiger Handlungen besteht. Die Psychoanalyse hat es gleichfalls mit einer Art innerer Sprache zu tun, deren Lücken das therapeutische Gespräch auszufüllen trachtet.

In das Gebiet der biologischen Wissenschaften fallen zwei Formen von »Sprachen«, die zu einem kritischen Vergleich mit der verbalen Sprache des Menschen herausfordern, die sog. Tier-sprachen und der genetische Kode. Auf den außerordentlichen Grad der Analogie zwischen der genetischen und der verbalen Information haben wir bereits hingewiesen (*supra* 2.2.4). Für diesen frappierenden Isomorphismus werden zwei Erklärungen vorgebracht: 1. Die gleiche Funktion führt zur gleichen Struktur. Der genetische Kode und die verbale Sprache sind die beiden Gedächtnisse der Menschheit. Der genetische Kode tradiert das molekulare Erbgut, die Sprache das verbale Patrimonium. 2. Die molekularbiologische Verankerung des verbalen Kodes drückt sich auch darin aus, daß sein universales Gerüst nach dem des genetischen Kodes modelliert ist.

Bei der Bestimmung des Verhältnisses der menschlichen Sprache zu den Tiersprachen dominierte lange Zeit die behavioristische These von einem bloß graduellen Unterschied. Jakobson ist ein entschiedener Verfechter der Gegenthese von einem qualitativen

Sprung (*ibid.* 45ff; 1974d). Spezifisch für die menschliche Sprache sind: 1. ihre Kreativität – In den Tiersprachen deckt sich die Totalität der Mitteilung mit dem Kode –, 2. die Möglichkeit, Abstraktes, Fiktives oder, allgemeiner, Abwesendes, das nicht in die Situation des Sprechenden hineinreicht, zu behandeln, 3. die hierarchische Struktur der konstitutiven Elemente, (a) in der Unterteilung in distinktive und signifikante Einheiten, (b) in der Unterteilung des grammatischen Systems in Wörter und Sätze oder kodierte Einheiten und kodierte Matrizen, 4. der Gebrauch von Aussagen (Affirmationen, Negationen), 5. die umkehrbare Hierarchie von verschiedenen Funktionen.

Es lassen sich drei universale Phänomene zusammenstellen, die spezies-spezifisch für den Menschen sind: 1. die Herstellung von Werkzeugen zur Herstellung von anderen Werkzeugen, 2. das Auftreten von distinktiven phonologischen Elementen, die selber sinnleer sind und nur dazu gebraucht werden, signifikante Einheiten zu konstituieren, 3. das Inzestverbot als *conditio sine qua non* von allgemeineren gesellschaftlichen Verbänden. Allen dreien ist der Hilfscharakter gemeinsam: Sekundäre Werkzeuge werden zur Herstellung von primären Werkzeugen eingeführt. Bei aller qualitativen Divergenz bleiben doch auch gewisse Homologien von Menschen- und Tiersprachen. Ihre Vernachlässigung würde zu einer Verarmung der allgemeinen Semiotik führen. Beiden Formen ist eine adaptative Natur eigen, eine Adaptation an das Milieu, die sich sowohl in einer Konvergenz wie in einer Divergenz in der Ausbreitung der Kommunikationssysteme auswirken kann. Ihrem Gegensatz läßt sich auch nicht einfach mit der Dichotomie Natur/Kultur beikommen. Beide Formen der Kommunikation enthalten Angeborenes und Erlerntes.

Was die Linguistik und die Biologie ganz allgemein verbindet, ist der teleologische, autoregulative Charakter ihrer Systeme. Mit der Linguistik direkt zu tun haben die Physiologie (Artikulation der Laute) und die Neurologie (die neurologische Basis der sprachlichen Leistungen und der aphasischen Störungen).

Von allen physikalischen Wissenschaften ist die Akustik die einzige, die ihren Gegenstand unmittelbar mit der Linguistik teilt. Über diesen gemeinsamen Berührungspunkt hinaus wird man in beiden Wissenschaftsgebieten immer mehr auf gemeinsame Probleme theoretischer und methodologischer Art aufmerksam. In beiden ist die Zuwendung zu den kleinsten diskreten Einheiten

ihrer Systeme aktuell. Beide befassen sich mit dem Problem der Interaktion zwischen beobachtetem Objekt und Beobachter. Gerade dabei kommt aber auch die systemspezifische Eigenheit der beiden zur Abhebung. In der Physik verläuft die Information irreversibel in *einer* Richtung, vom Objekt zum Forscher. Dem Linguisten eröffnet sich dagegen ein reversibler Prozeß der Interkommunikation mit den Trägern seines Untersuchungsobjekts (*supra* 2.2.2.4.).

Die Leitideen von Jakobsons interdisziplinärer Forschung bilden die zwei gleichen komplementären Prinzipien der Autonomie und der Integration, die nach ihm auch für das Verhältnis der verschiedenen Ebenen der Sprache und damit für die innerlinguistischen Departemente grundlegend sind (*supra* 2.4.2.3.). Die Eigenart jedes Wissensgebietes und die Interdependenz, die zwischen verschiedenen Wissenschaften besteht, bedürfen der gleichen Aufmerksamkeit. Eine einseitige Gewichtsverteilung führt entweder zu einem voreingenommenen Isolationismus, zu einer Art unfruchtbarer *apartheid*, oder zu einer ebenso verhängnisvollen Heteronomie, zu einer Art Kolonialismus, bei der einer Wissenschaft die Gesetze einer anderen aufgedrängt werden. Die Terminologie verrät, daß diese Leitideen nicht nur die Frucht von 60 Jahren wissenschaftlicher Arbeit sind, sondern ebenso die Frucht einer nicht minder langen und turbulenten politischen Erfahrung.

## Anmerkungen

- 1 Jakobson verweist vor allem auf die Geographie von V. V. Dokučajev, auf den er durch den in Prag lehrenden russischen Geographen und Kulturtheoretiker P. N. Savickij (cf. *Réunion*, 1931: 300) aufmerksam wurde. Diese russischen Geographen sind als wichtige Vorläufer der heutigen Ökologie anzusehen (Odum, 1971: 9). Die Anregung zur strukturalen Methode durch die Geographie ist auch darum bemerkenswert, weil bekannt ist, daß Lévi-Strauss eine andere Erdwissenschaft, die Geologie, als Quelle der Inspiration verehrt. Die Geographie bzw. Ökologie ist allerdings weit mehr als die Geologie eine vieldimensionale, interdisziplinäre Wissenschaft.
- 2 Der erste, der Terenz mit diesen Worten paraphrasierte, scheint L. Tesnière gewesen zu sein (*Projet*, 1931: 309).
- 3 Es kann nicht nachgewiesen werden, daß den Prager Strukturalisten diese wissenschaftstheoretische Abhandlung Stumpfs bekannt war. Seine deskriptiven Studien zur Farb- und Tonwahrnehmung gehörten indessen zu ihrem Grundstock an Literatur (cf. Jakobson, 1919: 26; 1941: SW I 378ff).
- 4 Im Anschluß an die Biologie, in der die Taxonomie als Klassifikation der Arten der Morphologie der Individuen gegenübergestellt wird, stellt Titchener strukturale und taxonomische Psychologie auf eine Stufe. Die erste hat es mit der Spezifikation der Komponenten des individuellen Bewußtseins, die zweite mit der Klassifikation der psychischen Eigenheiten der sozialen Klassen zu tun.
- 5 Vgl. schon die programmatischen Eröffnungsansprachen Mathesius' zum Ersten Kongreß der slawischen Philologen 1929 (cf. Jakobson, 1930b: 184) und zur Internationalen phonologischen Tagung 1930 (Mathesius, 1931a: 291), beide in Prag.
- 6 Cf. *infra* S. 40.
- 7 Zitat des Manifests der futuristischen Maler. Cf. auch 1972a: 80.
- 8 Für Saussures Schema (1916: 115) folgen wir zum leichteren Vergleich mit dem Prisma der Prager Jakobsons Version (1939a: SW I 306). Jakobson wählt die vertikale Linie für die Achse der Simultaneität und die horizontale Linie für die Achse der Sukzessivität, um mit ihnen die paradigmatische und die syntagmatische Achse besser koordinieren zu können (*infra* 3.1.)
- 9 Dieses Schema ist leicht adaptiert aus J. Mukařovský (1940: 117) übernommen. P. und W. Steiner (1973) vermuten, daß Mukařovskýs Schema von Husserls Analysen des Zeitbewußtseins (1928: 389; cf. 1966: 199, 330f) angeregt wurde. Jakobson (1923: 29ff) selber beruft sich für die Zeiterfahrung in der Poesie auf V. Benussi (1913), einen Schüler A. Meinongs. Meinong seinerseits war ein Brentano-Schüler

- und langjähriger Korrespondent Husserls.
- 10 Einer der Promotoren des Prinzips der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze ist derselbe J. Winteler (1876; cf. Osthoff und Brugman, 1878: IX), den N. S. Trubetzkoy (1933: 227; cf. Jakobson 1972a: 75) später als Entdecker der *zweifachen*, der phonologischen und der phonetischen Lautanalyse der Vergessenheit entriß.
  - 11 Die Formulierung des Gesetzes der Kompatibilität in Analogie zu Jakobsons Formulierung der übrigen Gesetze wurde vom Autor vorgenommen.
  - 12 Der Ausdruck »konvertibler Kode« ist eine Anspielung auf das, was man im Englischen *a convertible car* nennt. Damit ist ein Auto gemeint, das zugleich geschlossen und offen (»Cabriolet«) gefahren oder zugleich als Personen- und als Lastwagen verwendet werden kann. Wie man bei einem solchen Wagen ohne weiteres von einem System auf das andere umstellen kann, so kann man in einer Sprache von einem Subkode zum anderen wechseln.
  - 13 Lévi-Strauss akzeptierte Ricœur's Formel, soweit sie eine restriktive Interpretation zuläßt. Er wendet sich vor allem gegen zweierlei, zum ersten gegen den existenzialistischen und personalistischen Subjekt-Begriff, nach dem die menschliche Person etwas ist, das sich jedem wissenschaftlichen Zugriff immerfort entzieht (»Die Vokabeln »Schöpfer« und »Subjekt« . . . genießen mich nicht, sofern man sie von allem Mystizismus freihält.« – 1973b); zum zweiten gegen die intellektualistische Auffassung, nach der Sprachen und Mythen das Produkt von reflexiven Akten des Denkens sind (1964: 19). Ricœur's Formel scheint uns in ihrer Absolutheit für das Werk von Lévi-Strauss ebenso wie für das Werk Jakobson zum mindesten irreführend zu sein. Sie stützt sich nachweislich auf Aussagen, die, aus dem Zusammenhang gerissen, tatsächlich mißverständlich sind. Sie wird den umfassenderen Darlegungen der Subjekt-Frage, die bei Lévi-Strauss nicht selten sind (1950: XXVIff; 1973a: 20ff), nicht gerecht. In neueren Publikationen nähert sich Ricœur (cf. 1969) zusehends der strukturalistischen Position, was die Bindung des Ich an das Objekt (die Sprache) einerseits und an das Unbewußte andererseits betrifft. Seine einprägsame Formel von 1963 erfreut sich jedoch weiterhin großer Beliebtheit.
  - 14 Auf was es Jakobson wie Lévi-Strauss (1973a: 22f) abgesehen haben, ist jedoch gerade die Überwindung von Antagonismen wie reflexiv und observational, idealistisch und materialistisch, phänomenologisch und naturalistisch und ihre Aufhebung in einer »totalen« Wissenschaft, in der ihre Resultate koinzidieren.
  - 15 Den klassifikatorischen, d.h. systematischen Aspekt der Apperzeption hat vor allem Marty herausgearbeitet (Holenstein, 1972: 140ff).
  - 16 In der von W.-D. Stempel herausgegebenen Übersetzung wird *usta-*

*novka*, die wortwörtliche russische Übersetzung des deutschen Ausdrucks ›Einstellung‹ mit ›Ausrichtung‹ wiedergegeben.

- 17 Im Original deutsch dem englischen *set* beigelegt.
- 18 ›Phonemik‹ (bzw. ›Phonematik‹) ist ein hauptsächlich von amerikanischen Autoren gebrauchter Titel für die Phonologie. Soweit Jakobson die Begriffe ›Phonologie‹ und ›Phonemik‹ (›Phonematik‹) nebeneinander gebraucht, verwendet er ›Phonologie‹ in einem weiten Sinn für die Untersuchung der ganzen Mannigfaltigkeit von Funktionen, die Laute haben können, ›Phonemik‹ (›Phonematik‹) dagegen in einem eingeschränkten Sinn für die Bezeichnung des Hauptteils der Phonologie, der es mit der bedeutungsunterscheidenden Funktion der Sprachlaute zu tun hat (1956a: SW I 467).
- 19 Titel der von Jakobson mit einem »Prefatory Letter« eröffneten Festschrift für E. Fischer-Jørgensen (cf. Jakobson, 1970b: SW I 751f).
- 20 Titel einer deutschen Sammlung von Aufsätzen Jakobsons (1974).
- 21 *zauannyj* wird in westlichen Sprachen mit ›transmental‹, ›transrational‹, ›überbewußt‹ usw. wiedergegeben.
- 22 In die deutsche Version nicht mitaufgenommen.
- 23 Frege (1892: 37f) behandelt nur die Nichtersetzbarkeit in gewissen sprachlichen Kontexten, bei einer ›ungeraden‹ Verwendung der Ausdrücke, wenn nicht der Gegenstand, sondern die Bedeutung selber gemeint ist.
- 24 Häufiger findet er sich bei Lévi-Strauss (1962).
- 25 Das Schema, leicht vereinfacht aus 1972a: 74 übernommen, stammt vom belgischen Phonetiker Pierre Delattre, mit dem zusammen Jakobson lautanalytische Forschungen getrieben hatte.
- 26 Die Zuordnung des Begriffes *Taxonomie* zu einer wissenschaftlichen Strömung, die sich mit Inventarisierungen begnügt, ist nicht eben glücklich. Der Begriff setzt sich aus den griechischen Wörtern *táxis* ›Anordnung‹ und *nómos* ›Regel, Gesetz‹ zusammen und bezeichnet im eigentlichen Sinn eine Theorie, die es auf die gesetzmäßige Beschreibung einer Ordnung abgesehen hat. Diese ursprüngliche Wortbedeutung ist mit ein Grund, weshalb wir den Begriff, trotz seiner gegenwärtigen Mißverständlichkeit, zur Charakterisierung von Jakobsons Linguistik beibehalten.
- 27 ›Typologie‹ ist in der Linguistik der entsprechende geläufige Begriff zu dem, was in der Biologie als Taxonomie bezeichnet wird.
- 28 Cf. Jakobsons Verweis auf parallele funktionale Erklärungen in der biologischen Taxonomie bzw. Evolutionslehre (1929a: SW I 107; 1973b: 48).
- 29 Prof. Jakobson hatte die große Freundlichkeit, die Matrix für diese Studie zusammenzustellen. Es handelt sich um eine revidierte Fassung der in Ungeheuer, 1959: 75 wiedergegebenen Tabelle. Bei Null-Antworten bleibt das Feld leer.

- 30 Vgl. eine erste Entdeckung dieses Verhältnisses in Jakobson, 1921a: 133.
- 31 Gewisse Verdoppelungen und Querverweise sind bei dieser methodologischen und thematischen Aufteilung unserer Jakobson-Interpretation nicht vermeidbar. Die gesonderte und bevorzugte Behandlung der philosophisch relevanten methodologischen Prinzipien erfolgte im Hinblick auf den literarischen Auftrag, auf den hin diese Studie in Angriff genommen wurde, nämlich eine Interpretation von Jakobsons Werk nicht für eine linguistische, sondern für eine philosophische Reihe zu schreiben.
- 32 In der linguistischen Literatur wird der Term »Kontrast« auf die Differenz zweier aufeinanderfolgender Einheiten eingeschränkt (1951, 1956a: SW I 442, 465). Wir gebrauchen ihn in einem weiten Sinn für jede Art der Differenz, die für die Wahrnehmung konstitutiv ist.
- 33 Das Schema ist dem Manuskript zu einem Vortrag von 1956 (d) (jetzt im Druck) entnommen. Vgl. seine Aufteilung in zwei Schemata in 1960b: 353 und 357.
- 34 Jakobson (1965e) entwickelte seinerseits ein Dreieck der »Gusteme« in strenger Analogie zum phonologischen Dreieck. Dem kompakten Pol des Lautsystems entspricht der *plat de résistance* »Hauptgericht« als Gipfel des Geschmacksystems und der Grundlinie dunkel / hell der Gegensatz bitter / süß. Bemerkenswert ist die Reihenfolge bitter / kompakt / süß im Standardmenu der gegenwärtigen Gastronomie.
- 35 Jakobsons englischen Begriff *distinctive feature*, für den sich in der neueren deutschen Literatur die Übersetzung »distinktives Merkmal« einzubürgern scheint, geben wir in dieser Studie durchgehend mit »distinktive Eigenschaft« wieder. Ein historischer und ein sachlicher Grund sind dafür maßgebend. Im Genter Vortrag von 1938, in dem Jakobson seine Theorie der distinktiven Eigenschaften zum ersten Mal vorstellte, spricht er von *qualités phonologiques formant des oppositions binaires* und von *qualité différentielle* (1939e: SW I 273, 279). In den deutschen Publikationen der folgenden Jahre (1939a; 1941: SW I 303, 388) gebraucht er dafür die Ausdrücke »distinktive Eigenschaften« und »distinktive Qualitäten«. Ebenso spricht Trubetzkoy in den *Grundzügen* (1939: 82, 179) von »distinktiven (Schall-)Eigenschaften« und von »Differenzierungseigenschaften«. Im übrigen werden schon im *Projet de terminologie phonologique standardisée* von 1931 (313) »Korrelationseigenschaft« (franz. *propriété de corrélation*) und »Korrelationsmerkmal« (*marque de corrélation*) auseinandergelassen. Die distinktiven Eigenschaften haben eine oppositionale, bipolare Struktur, wobei das eine Glied der Opposition durch das Vorhandensein eines Elementes und das andere durch sein Nichtvorhandensein gekennzeichnet ist. Jakobson reserviert den Begriff »Merkmal« für dieses differenzierende Element, das mit der distinkti-

ven Eigenschaft als solchen und ganzen nicht einfachhin zusammenfällt. Darin liegt der sachliche Grund für die terminologische Unterscheidung (1971c: SW I 734ff; 1974e und f).

In der terminologischen Nichtunterscheidung von ›(distinktiver) Eigenschaft‹ und ›(differentiellem) Merkmal‹ verrät sich die *supra* (2.5.3.) diskutierte Eigentümlichkeit des gerade auch hier zur Debatte stehenden Sachverhaltes der Opposition von merkmalhaltigen und merkmallosen Daten. Charakteristisch für das merkmallose Glied ist, daß es die polare Eigenschaft, deren positiver Term es ist, in einer optimalen Weise realisiert. Entsprechend gebraucht man für es weiterhin den gleichen Begriff wie für die polar strukturierte Eigenschaft als solche. Gattungsbegriff (bzw. Oberbegriff) und Artbegriff decken sich. ›Länge‹ gebrauchen wir gleichzeitig für einen langen im Gegensatz zu einem kurzen Gegenstand und für die Dimension, in bezug auf die sich die beiden Gegenstände unterscheiden. Dieser doppelte Gebrauch führt zu begrifflichen Kollisionen. Umgangssprachlich sind wohl Sätze wie ›Der kurze Stab hat eine Länge von 12 cm‹ zulässig, nicht aber Konstruktionen wie ›die kurze (bzw. lange) Länge‹. Zur Vermeidung derartiger Konstruktionen oxymorischer bzw. tautonymischer Natur weicht man auf einen analogen Oberbegriff aus und spricht z. B. bei einer zeitlichen Ausdehnung statt von ›kurzer oder langer Länge‹ von ›kurzer oder langer Dauer‹. Die Verwendung von ›Merkmal‹ zugleich als Art- und als Gattungsbegriff führt nun ebenfalls zu verwirrenden Tautonymen und Oxymora wie ›merkmalhaltiges oder merkmalloses Merkmal‹. Die Verwirrung wird nur unwesentlich gemildert, wenn man in Anlehnung an die englische Übersetzung von ›merkmalhaltig‹ und ›merkmallos‹ (*marked, unmarked*) von einem ›markierten oder unmarkierten Merkmal‹ spricht.

Als alternative Begriffe für ›distinktive Eigenschaft‹ wären ›distinktiver Zug‹ und auch ›Kennzeichen‹ in Betracht zu ziehen. In neueren französischen Publikationen benützt Jakobson die Begriffe *trait distinctif* und *élément différentiel*.

- 36 R. Engler (1970: 61ff) hat die wissenschaftstheoretische Bedeutung der Einordnung der Linguistik in die Semiologie bei Saussure herausgearbeitet. Im Bestreben, der Auflösung der Linguistik in die Psychologie entgegenzutreten und die Eigengesetzlichkeit der Sprache zur Geltung zu bringen, betont Saussure vor allem in der Vorlesung von 1908/09 die soziologische Komponente der Sprache. In der Vorlesung von 1910/11 wird die Semiologie (Semiotik) dann zur eigentlichen Grundlagentheorie und ein Konkurrent der Soziologie, der sie früher (1901) selber untergeordnet worden war.

## Biographie

11. Oktober 1896 Geburt in Moskau  
1905-1914 Studium am Lazarev Institut für Orientalische Sprachen in Moskau  
1914-1918 Studium der Linguistik, Literaturwissenschaft, Folklore und Psychologie an der Universität Moskau  
2. März 1915 Mitbegründer und erster Präsident (bis 1920) des *Moskovskij lingvističeskij kružok* (Moskauer linguistischer Kreis)  
1915-1916 Feldforschungen in russischer Dialektologie und Folklore  
12. Januar 1916 Buslaev-Preis für die Untersuchung der Sprache nordrussischer Epen  
1917 Studium an der Universität Petersburg und Mitbeteiligung am Ausbau der »Gesellschaft für die Untersuchung der dichterischen Sprache« (*OPOJAZ*)  
1918-1920 Kandidat der Professur für russische Sprache und Literatur an der Universität Moskau  
1920 Übersiedlung nach Prag, Studium an der Karlsuniversität  
1921-1923 Erste Entwürfe zur linguistischen Poetik und Verslehre  
1921-1928 Untersuchungen zur altschechischen Literatur  
16. Oktober 1926 Mitbegründer und Vizepräsident (bis 1939) des *Cercle linguistique de Prague*  
13. Januar 1927 Vortrag über den Lautwandel (Überwindung der Saussureschen Antinomie von Synchronie und Diachronie)  
1928 Entwürfe zur Grundlegung der strukturalen Linguistik und Poetik sowie der historischen Phonologie  
1928-1932 Zeit der großen programmatischen Kongresse:  
I. Internationaler Linguistenkongreß (Den Haag 1928),  
I. Kongreß slawischer Philologen (Prag 1929),  
Internationale phonologische Tagung (Prag 1930),  
I. Kongreß der phonetischen Wissenschaften (Amsterdam 1932)  
1933-1939 Professor für russische Philologie und, ab 1937, für altschechische Literatur in Brünn  
1935 Morphologische Studien (Kasuslehre)  
1938 Erster Entwurf einer Theorie der distinktiven phonologischen Eigenschaften, vorgetragen auf dem III.

- 1939 Kongreß der phonetischen Wissenschaften in Gent  
Flucht nach Dänemark und Norwegen. Gastvorlesungen in Kopenhagen und Oslo
- 1940 Flucht nach Schweden. Gastvorlesungen in Uppsala und Stockholm. Studien zur Kindersprache und Aphasie
- 1941 Übersiedlung in die U.S.A.
- 1942-1946 Professor für allgemeine Linguistik und tschechoslowakische Studien an der *Ecole Libre des Hautes Etudes* in New York
30. Oktober 1943 Mitbegründer und Vizepräsident (bis 1949) des *Linguistic Circle of New York*
- 1943-1949 Gastprofessor für allgemeine Linguistik und, ab 1946, Professor für slawische Studien an der Columbia Universität
- seit 1949 Professor für slawische Sprachen und Literaturen, ab 1960 auch für allgemeine Linguistik an der Harvard Universität; Emeritus 1967
- seit 1957 *Institute Professor* am M.I.T.
- 1966-1969 Interdisziplinäre Forschung am *Salk Institute for Biological Studies* und am *Center for Cognitive Studies* der Harvard Universität
- 1967-1974 Gastprofessuren am *Collège de France* und an den Universitäten Yale, Princeton, Brown, Brandeis, Leuven und New York

# Bibliographie

## Vorbemerkung

Die Verweise und Zitate beziehen sich in der Regel auf die Originalversion der betreffenden Schrift. Ausnahmen bilden Publikationen in slawischen Sprachen, von denen Übersetzungen in Deutsch, Englisch oder Französisch vorliegen, sowie Publikationen, deren Übersetzungen sich auf ein revidiertes oder erweitertes Manuskript stützen.

Für die Zitate konnten die vorliegenden deutschen Übersetzungen nur in einem bescheidenen Ausmaße benutzt werden. Sie lassen nicht nur sehr häufig, was die sachliche und die terminologische Treue gegenüber dem Original betrifft, zu wünschen übrig, sondern auch, was ihre wechselseitige Übereinstimmung in der Begriffswahl anbelangt. Fachausdrücke werden in verschiedenen Übersetzungen mehrfach verschieden wiedergegeben. Für sämtliche Zitate wurden daher die vorhandenen Übersetzungen mit dem Original verglichen und gegebenenfalls korrigiert und begrifflich aufeinander abgestimmt. Die sachlich und terminologisch bedingten Änderungen häuften sich dabei derart an, daß jede Rücksicht auf den Wortlaut der vorliegenden Übersetzungen – auch in stilistischer Hinsicht – überhaupt fallengelassen wurde. Entsprechend werden die deutschen Übersetzungen nur in der Bibliographie und nicht auch im Anschluß an das jeweilige Zitat (Erscheinungsjahr und Seitenzahl) im Haupttext angeführt. – Hervorhebungen in den zitierten Texten durch Kursivdruck, Sperrung oder Majuskeln werden einheitlich durch Kursivdruck wiedergegeben.

Eine Übersicht über die Publikationen Jakobsons, Übersetzungen mit eingeschlossen, bietet: Roman Jakobson, *A Bibliography of His Writings*, The Hague, 1971.

## 1. Werke von Jakobson

### 1.1. Sammelbände

- SW I *Selected Writings I, Phonological Studies*, Second, expanded edition, The Hague: Mouton, 1971.
- SW II *Selected Writings II, Word and Language*, The Hague: Mouton, 1971.
- SW IV *Selected Writings IV, Slavic Epic Studies*, The Hague: Mouton, 1966.
- Insgesamt sind sieben Bände *Selected Writings* vorgesehen. Der III. und der V. Band, deren Publikation in Vorbereitung ist.

tragen die Untertitel *Poetry of Grammar and Grammar of Poetry* und *Early Slavic Ways and Crossroads*. Neben dieser großen, mehrsprachigen Ausgabe ausgewählter Schriften gibt es eine ansehnliche Reihe einsprachiger Sammelwerke. Wir beschränken uns auf die Angabe derjenigen, die in der folgenden Liste der zitierten Einzelschriften wiederholt angeführt werden.

- ALP *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*, hrsg. von W. Raible, München: Nymphenburger, 1975.
- FS *Form und Sinn: Sprachwissenschaftliche Betrachtungen*, hrsg. von E. Coseriu, München: Fink, 1974.
- QP *Questions de poétique*, éd. par T. Todorov, Paris: Seuil, 1973.
- TRF I *Texte der russischen Formalisten I, Texte zur allgemeinen Literaturtheorie und zur Theorie der Prosa*, hrsg. von J. Strieder, München: Fink, 1969.
- TRF II *Texte der russischen Formalisten II, Texte zur Theorie des Verses und der poetischen Sprache*, hrsg. von W.-D. Stempel, München: Fink, 1972.
- TRF I und II sind eine doppelsprachige, russische (bzw. tschechische) und deutsche Edition von Aufsätzen verschiedener Autoren. Von TRF I liegt auch eine einsprachige (deutsche) Taschenbuchausgabe vor (UTB 40).

## 1.2. Zitierte Monographien, Artikel, Interviews etc.

- 1919 »Futurism«, QP 25-30.
- 1921a »Die neueste russische Poesie«, TRF II 19-135.
- 1921b »Über den Realismus in der Kunst«, TRF I 372-391.
- 1923 »Über den tschechischen Vers«, *Postilla Bohemica* 8-10, 1974, 1-204.
- 1928a »The Concept of the Sound Law and the Teleological Criterion«, SW I 1-2.
- 1928b »Proposition au Premier congrès international de linguistes. Quelles sont les méthodes les mieux appropriées à un exposé complet et pratique de la phonologie d'une langue quelconque?«, SW I 4-6.
- 1928c (mit V. Mathesius, N. Trubetzkoy, Ch. Bally und A. Sechehaye) »Thèses«, *Actes du Premier congrès international de linguistes à la Haye du 10-15 avril 1928*, Leiden, 1930, 85-86.
- 1928d (mit J. Tynjanov) »Probleme der Literatur- und Sprachforschung«, TRF II 386-391.
- 1929a »Remarques sur l'évolution phonologique du russe comparée à celle des autres langues slaves«, SW I 7-116.
- 1929b (ohne Titel) SW II 711-712 (Titel der Čin-Redaktion: »Romantické všeslovanství – nová slávistika«; deutsch: ALP 150-151).

- 1929c (mit P. Bogatyrev) »Die Folklore als eine besondere Form des Schaffens«, *SW* IV 1-15.
- 1929d »Über die heutigen Voraussetzungen der russischen Slavistik«, *Slavische Rundschau* 1, 629-646.
- 1930a »Jazykovye problemy v trudach T. G. Masarika«, *SW* II 468-476.
- 1930b (mit F. Slotty) »Die Sprachwissenschaft auf dem ersten Slavistenkongress in Prag vom 6.-13. Oktober 1929«, *Indogermanisches Jahrbuch* 14, 384-391.
- 1931 »Prinzipien der historischen Phonologie«, *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 4, 247-267 (Revidierte Fassung: »Principes de phonologie historique«, *SW* I 202-220).
- 1932a »Musikwissenschaft und Linguistik«, *SW* II 551-553
- 1932b »Zur Struktur des russischen Verbums«, *SW* II 3-15 (*FS* 55-57).
- 1932c »Phoneme and Phonology«, *SW* I 231-233.
- 1933 »La scuola linguistica di Praga«, *SW* II 539-546.
- 1934 »Was ist Poesie?«, *TRF* II 392-417.
- 1935a »Randbemerkungen zur Prosa des Dichters Pasternak«, *Slavische Rundschau* 7, 357-374.
- 1935b »Formalisme russe, structuralisme tchèque«, *Change* 3, 1969, 59-60.
- 1936a »Die Arbeit der sogenannten »Prager Schule«, *SW* II 547-550 (*FS* 31-34).
- 1936b »Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre: Gesamtbedeutungen der russischen Kasus«, *SW* II 23-71 (*FS* 77-124).
- 1936c »Um den russischen Wortschatz«, *Slavische Rundschau* 8, 80-90.
- 1938 »Sur la théorie des affinités phonologiques«, *SW* I 234-246.
- 1939a »Zur Struktur des Phonems«, *SW* I 280-310.
- 1939b »Un manuel de phonologie générale«, *SW* I 311-316.
- 1939c »Nikolay Sergeevič Trubetzkoy (16. April 1890-25. Juni 1938)«, *SW* II 501-516.
- 1939d »Signe zéro«, *SW* II 211-219 (deutsch: »Das Nullzeichen«, *ALP*. 44-53).
- 1939e »Observations sur le classement phonologique des consonnes«, *SW* I 272-279.
- 1941 »Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze«, *SW* I 328-401 (Taschenbuchausgabe: Frankfurt a. M.: Suhrkamp).
- 1944 »Franz Boas' Approach to Language«, *SW* II 477-488.
- 1949a »The Identification of Phonemic Entities«, *SW* I 418-425.
- 1949b »The Phonemic and Grammatical Aspects of Language in their Interrelations«, *SW* II 103-114 (deutsch: »Das Ineinandergreifen des phonologischen und grammatischen Aspekts in der Sprache«, *FS* 140-153).

- 1949c »Notes on General Linguistics: Its Present State and Crucial Problems« (Hektographie).
- 1949d (mit J. Lotz) »Notes on the French Phonemic Pattern«, SW I 426-434.
- 1951 »For the Correct Presentation of Phonemic Problems«, SW I 435-442.
- 1952 (mit C. G. M. Fant und M. Halle) *Preliminaries to Speech Analysis*, Cambridge, Mass.: The M.I.T. Press.
- 1953a »Pattern in Linguistics«, SW II 223-228.
- 1953b »Results of a Joint Conference of Anthropologists and Linguists«, SW II 554-567.
- 1953c (mit E. Colin Cherry und M. Halle) »Toward the Logical Description of Languages in their Phonemic Aspect«, SW I 449-463.
- 1955 »Aphasia as a Linguistic Topic«, SW II 229-238.
- 1956a (mit M. Halle) »Phonology and Phonetics«, SW I 464-504 (Teilrevision 1968: »The Revised Version of the List of Inherent Features«, SW I 738-742; deutsche Übersetzung der revidierten Fassung: »Phonologie und Phonetik«, *ALP* 54-106).
- 1956b »Two Aspects of Language and Two Types of Aphasic Disturbances«, SW II 239-259 (deutsch: »Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen aphasischer Störungen«, *ALP* 117-141).
- 1956c »Sergej Karcevskij: August 28, 1884 – November 7, 1955«, SW II 517-521.
- 1956d »Metalanguage as a Linguistic Problem« (Presidential address, December 27, 1956, *Linguistic Society of America*; Publikation in Vorbereitung).
- 1958a/  
(1962) »Morfologičeskie nabljudenija nad slavjanskim sklonenijem«, SW II 154-183 (English summary: Morphological Inquiry into Slavic Declension«, 179-181; deutsche Zusammenfassung: »Morphologische Untersuchung der Deklination im Slavischen (Die Struktur der russischen Kasusformen)«, *FS* 125-128).
- 1958b »Typological Studies and their Contribution to Historical Comparative Linguistics«, SW I 523-532.
- 1959a »On Linguistic Aspects of Translation«, SW II 260-266 (deutsch: »Linguistische Aspekte der Übersetzung«, *FS* 154-161).
- 1959b »Zeichen und System der Sprache«, SW II 272-279.
- 1959c »Boas' View of Grammatical Meaning«, SW II 489-496 (deutsch: »Der Begriff der grammatischen Bedeutung bei Boas«, *FS* 68-76).
- 1959d »Linguistic Glosses to Goldstein's *Wortbegriff*«, SW II 266-271 (deutsch: »Linguistische Randbemerkungen zu Goldsteins »Wortbegriff««, *FS* 135-139).

- 1960a »The Kazan's School of Polish Linguistics and Its Place in the International Development of Phonology«, *SW II* 394-428.
- 1960b »Closing Statement: Linguistics and Poetics«, *Style in Language*, ed. by Th. A. Sebeok, New York: Wiley, 350-377 (deutsch: »Linguistik und Poetik«, *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*, hrsg. von H. Blumensath, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1972, 118-147).
- 1960c »The Gender Pattern of Russian«, *SW II* 184-186.
- 1960d »Why ›Mama‹ and ›Papa‹?«, *SW I* 538-545 (deutsch: »Warum ›Mama‹ und ›Papa‹?«, *ALP* 107-116).
- 1961a »Linguistics and Communication Theory«, *SW II* 570-579.
- 1961b »Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie«, *ALP* 247-260 (cf. »Poetry of Grammar and Grammar of Poetry«, *Lingua* 21, 1968, 597-609).
- 1962a »Retrospect (1961)«, *SW I* 629-658.
- 1962b »Zeichen und System der Sprache«, *SW II* 272-279 (*FS* 7-13).
- 1962c »Anthony's Contribution to Linguistic Theory«, *SW II* 285-288.
- 1962d (mit C. Lévi-Strauss) »Les chats‹ de Charles Baudelaire«, *OP* 401-419 (deutsch: »Les chats‹ von Charles Baudelaire«, *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*, hrsg. von H. Blumensath, Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1972, 184-201).
- 1962e »Parts and Wholes in Language«, *SW II* 280-284 (deutsch: »Teil und Ganzes in der Sprache«, *ALP* 38-43).
- 1962f »Concluding Remarks«, *Proceedings of the Fourth International Congress of Phonetic Sciences, Helsinki 1961*, The Hague: Mouton, XXV-XXIX.
- 1963a »Implications of Language Universals«, *SW II* 580-591.
- 1963b »Efforts toward a Means-Ends Model of Language in Interwar Continental Linguistics«, *SW II* 522-526.
- 1964a »Visual and Auditory Signs«, *SW II* 334-337.
- 1964b »On the Relation between Visual and Auditory Signs«, *SW II* 338-344.
- 1964c »Toward a Linguistic Classification of Aphasic Impairments«, *SW II* 289-306.
- 1965a »Znacenie Krusevskogo v razvitii nauki o jazyke«, *SW II* 429-450 (English summary: »Kruszewski's Part in the Development of Linguistic Science«, 449-450).
- 1965b »Quest for the Essence of Language«, *SW II* 345-359 (deutsch: »Die Suche nach dem Wesen der Sprache«, *FS* 14-30).
- 1965c »An Example of Migratory Terms and Institutional Models«, *SW II* 527-538.
- 1965d »Vers une science de l'art poétique«, *Théorie de la littérature. Textes de formalistes russes*, éd. par T. Todorov, Paris, 9-13.

- 1965e »Szczupak popolsku«, *Prace Polonistyczne* 20, 132-141.
- 1966a »Linguistic Types of Aphasia«, *SW* II 307-333.
- 1966b »Retrospect«, *SW* IV 637-704.
- 1967 »Conversazione sul cinema con Roman Jakobson a cura di Adriano Aprà e Luigi Faccini«, *Cinema e Film* 2, 157-162.
- 1968 »The Role of Phonic Elements«, *SW* I 705-719.
- 1970a »Unterbewußte sprachliche Gestaltung in der Dichtung«, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 1, 1971, 101-112 (cf. »Subliminal Verbal Patterning in Poetry«, *Studies in General and Oriental Linguistics, presented to Shirô Hattori*, ed. by R. Jakobson and S. Kawamoto, Tokyo, 302-308).
- 1970b »Prefatory Letter to Studies in Honor of Eli Fischer-Jørgensen«, *SW* I 751-752.
- 1971a »The Drum Lines in Majakovskij's »150 000 000«, *California Slavic Studies* 6, 39-41.
- 1971b »Acknowledgements and Dedication«, *SW* II, V-VIII.
- 1971c »Krugovorot lingvističeskich terminov«, *SW* I 734-737.
- 1972a »Verbal Communication«, *Scientific American* 227/3, 73-80 (erweiterte französische Fassung: »L'agencement de la communication verbale«, *Essais de linguistique générale* II, Paris: Minuit, 1973, 77-90; deutsch: »Sprachliche Kommunikation«, *Kommunikation*, Frankfurt a. M.: Umschau, 1972, 59-72).
- 1972b »The Editor Interviews Roman Jakobson«, *Modern Occasions* 2/1, 14-20.
- 1972c »Entretien de Roman Jakobson avec Jean Pierre Faye, Jean Paris et Jacques Roubaud«, *Hypothèses, Collection Change*, Paris: Seghers/Laffont, 33-49.
- 1973a »Postscriptum«, *QP* 485-504.
- 1973b »Relations entre la science du langage et les autres sciences«, *Essais de linguistique générale* II, Paris: Minuit, 9-76 (umgearbeitete und erweiterte Fassung von »Linguistics in Relation to Other Sciences« und »Retrospect«, *SW* II 655-696, 711-722; deutsch: Die Linguistik und ihr Verhältnis zu anderen Wissenschaften«, *ALP* 150-224).
- 1973c Nichtveröffentlichtes Postscriptum zu *Main Trends in the Science of Language* (englische Fassung von 1973b), London: Allen & Unwin, 1973; New York: Harper & Row, 1974.
- 1973d »Louvain Lectures« (cf. Marleen Van Ballaer, *Aspects of the Theories of Roman Jakobson*, Memoir, Katholieke Universiteit te Leuven, Fakulteit der Wijsbegeerte en Letteren, 1973 (Xeroxkopie)).
- 1974a »Life and Language« (Review of: François Jacob, *The Logic of Life: A History of Heredity*, New York), *Linguistics*, 138, 97-103
- 1974b »Glosses on the Medieval Insight into the Science of Language«

- (Manuskript für eine Publikation der *Société de Linguistique de Paris*).
- 1974c »Aphasic Disorders from a Linguistic Angle« (Manuskript für eine Benveniste-Festschrift; französischer Titel: »Remarques neurologiques«).
- 1974d »Sur la spécificité du langage humain«, *L'Arc* 60, 1975, 3-8.
- 1974e »Zur Notwendigkeit einer sachlichen und terminologischen Unterscheidung«, *ALP* 279-280.
- 1974f »Mark and Feature« (Manuskript für eine Onishi-Festschrift).
- 1974g »Spatial Relationships in Slavic Adjectives« (Manuskript für eine Bonfante-Festschrift).

## 2. Festschriften und Sondernummern von Zeitschriften zu Jakobsons Ehren

- Romanu Jakobsonovi – Pozdrav a dikúvzdání, Spolek Posluchačů Filosofie*, Brno, 1939.
- For Roman Jakobson. Essays on the Occasion of His Sixtieth Birthday, 11 October 1956*, compiled by M. Halle et al., The Hague: Mouton, 1956.
- To Honor Roman Jakobson. Essays on the Occasion of His Seventieth Birthday, 11 October 1966*, 3 vol., The Hague: Mouton, 1967.
- Studies Presented to Professor Roman Jakobson by His Students*, ed. by Ch. E. Gribble, Cambridge, Mass., Slavica Publishers, Inc., 1968.
- Poétique* 2, 1971, N° 7: »Hommage à Roman Jakobson«.
- Critique* 30, 1974, N° 322: »Roman Jakobson«.
- L'Arc*, 1975, N° 60: »Roman Jakobson«.

## 3. Zitierte Schriften anderer Autoren

- Barthes, Roland, 1963, »L'activité structuraliste«, *Essais critiques*, Paris, Seuil, 1964, 213-220.
- 1964, »Eléments de sémiologie«, *Communication* 4, 91-135.
- Bierwisch, Manfred, 1966, *Strukturalismus, Geschichte, Probleme und Methoden*, Stuttgart: Rotdruck, 1972.
- 1967a, »Some Semantic Universals of German Adjectivals, *Foundations of Language* 3, 1-36.
- 1967b, »Skizze der generativen Phonologie«, *Studia Grammatica* 6, 7-33.
- Benussi, Vittorio, 1913, *Psychologie der Zeitauffassung*, Heidelberg.
- Brentano, Franz, 1925, *Psychologie vom empirischen Standpunkt. Mit neuen Abhandlungen aus dem Nachlaß* hrsg. von O. Kraus, II. Band, Leipzig: Meiner.

- Bühler, Karl, 1934, *Sprachtheorie*, Jena: Fischer.
- Carnap, Rudolf, 1928, *Der logische Aufbau der Welt*, Hamburg: Meiner, 2. Auflage, 1961.
- Chomsky, Noam, 1957a, *Syntactic Structures*, The Hague: Mouton.
- 1957b, Review of: Jakobson, R., and Halle, M., 1956, *Fundamentals of Language*, The Hague: Mouton, *International Journal of American Linguistics* 23, 234-242.
- 1964, *Current Issues in Linguistic Theory*, The Hague: Mouton.
- 1965, *Aspects of The Theory of Syntax*, Cambridge, Mass.: The M.I.T. Press.
- 1966, *Cartesian Linguistics*, New York: Harper & Row.
- 1972a, *Language and Mind*. Enlarged Edition, New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- 1972b, »Entretien de Noam Chomsky avec Jean Paris«, *Hypothèses*, Collection *Change*, Paris: Seghers/Laffont, 63-71.
- Chomsky, Noam, and Halle, Morris, 1968, *The Sound Pattern of English*, New York: Harper & Row.
- Clark, Herbert H., 1970, »The Primitive Nature of Children's Relational Concepts«, *Cognition and the Development of Language*, ed. by John R. Hayes, New York: Wiley, 269-278.
- Delbrück, Berthold, 1893, *Einleitung in das Sprachstudium*, Leipzig, 3. Auflage.
- De Mauro, Tullio, 1972, »Notes biographiques et critiques sur F. de Saussure«, Saussure, Ferdinand de, *Cours de linguistique générale*. Edition critique préparée par Tullio de Mauro, Paris: Payot, 319-495.
- Derrida, Jacques, 1967, *De la grammatologie*, Paris: Minuit.
- 1968, »Sémiologie et grammatologie«, *Information sur les sciences sociales* 7 (3), 135-148.
- Ehrenfels, Christian von, 1890, »Über ›Gestaltqualitäten‹«, *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie* 14, 249-292.
- Engel, Dorothea, Köser, Stephanie und List, Gudula, 1973, »Zweiter Bericht über das Forschungsprojekt: Experimentalpsychologische Untersuchungen zur linguistischen Erfassung aphasischer Störungen«, Universität Konstanz: Fachbereich Psychologie (Hektographie).
- Engler, Rudolf, 1970, »Semiologische Lese (Betrachtungen zu Saussure, Salviati und Chrétien de Troyes)«, *Linguistique contemporaine. Hommage à Eric Bruyssens*, Bruxelles: Ed. de l'Institut de Sociologie, 61-73.
- Engliš, Karel, 1930, *Begründung der Teleologie als Form des empirischen Erkennens*, Brünn.
- Foucault, Michel, 1966, »Entretien avec Michel Foucault« (par Madeleine Chapsal), *La Quinzaine littéraire*, 15 mai 1966, No 5, 14-15.
- Frege, Gottlob, 1892, »Ueber Sinn und Bedeutung«, *Zeitschrift für Phi-*

- losophie und philosophische Kritik* 100, 25-50.
- Freud, Sigmund, 1942, *Die Traumdeutung* (= *Gesammelte Werke* II/III), Frankfurt: Fischer, 1968.
- 1944, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (= *Gesammelte Werke* IX), Frankfurt: Fischer, 1969.
- Genette, Gérard, 1970, »Méronymie chez Proust ou la naissance du Récit«, *Poétique* 1/2, 1970, 156-173.
- Greenberg, Joseph H., ed., 1963, *Universals of Language*, Cambridge, Mass.: The M.I.T. Press.
- 1966, *Language Universals*, The Hague: Mouton.
- Gurwitsch, Aron, 1935, »Psychologie du langage«, *Revue philosophique de la France et de l'étranger* 120, 399-439.
- Heidegger, Martin, 1927, *Sein und Zeit*, Tübingen: Niemeyer, 1957.
- Herbart, Johann F., 1824, *Psychologie als Wissenschaft* I (= *Sämtliche Werke* V), Langensalza, 1890.
- Hjelmlev, Louis, 1943, *Prolegomena to a Theory of Language*, Bloomington: Indiana University Press, 1953.
- Hockett, Charles F., 1954, »Two Models of Grammatical Description«, *Word* 10, 210-234.
- Holstein, Elmar, 1972, *Phänomenologie der Assoziation*, Den Haag: Nijhoff.
- 1973, »Jakobson und Husserl. Ein Beitrag zur Genealogie des Strukturalismus«, *Tijdschrift voor Filosofie* 35, 1973, 560-607 (überarbeitete Fassung: *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*, ed. by Herman Parret, Berlin/New York: De Gruyter, in Vorbereitung).
- 1974a, »A New Essay Concerning the Basic Relations of Language«, *Semiotica* 12, 97-128.
- 1974b, »Die Grenzen der phänomenologischen Reduktion in der Phonetik oder Eine strukturalistische Lektion in Phänomenologie«, *Internationale Phänomenologische Studientage*, Berlin 1974 (Xerokopie).
- Hume, David, 1777, *An Enquiry Concerning Human Understanding, Enquiries Concerning the Human Understanding and concerning the Principles of Morals*, ed. by L. A. Selby-Bigge, Oxford: Clarendon, 1970.
- Husserl, Edmund, 1882, *Beiträge zur Variationsrechnung*, Dissertation, Wien (Manuskript im Archiv der Universität Wien, Kopie im Husserl-Archiv in Leuven).
- 1913, *Logische Untersuchungen* II/1, Halle: Niemeyer, 2. Auflage.
- 1925, *Phänomenologische Psychologie* (= *Husserliana* IX), Den Haag: Nijhoff, 1962.
- 1928/1966, *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins, Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 9,

- 1928, 367-498; Neuausgabe: *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893-1917)* (= *Husserliana* X), Den Haag: Nijhoff, 1966.
- 1931/1950, *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge* (= *Husserliana* I), Den Haag: Nijhoff, 2. Auflage, 1963.
- 1939, *Erfahrung und Urteil*, Hamburg: Meiner, 1972.
- Ivić, Pavle, 1965, »Roman Jakobson and the Growth of Phonology«, *Linguistics* 18, 35-78.
- Joos, Martin, 1957, Review of: Jakobson, R., and Halle, M., 1956, *Fundamentals of Language*, *Language* 33, 408-415.
- Klein, Felix, 1872, »Das Erlanger Programm (Vergleichende Betrachtungen über neuere geometrische Forschungen)«, *Gesammelte mathematische Abhandlungen* I, Berlin, 1921, 460-497.
- Koffka, Kurt, 1912, *Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze*, Leipzig.
- Kruszewski, N. (Mikołaj), 1884 ff., »Prinzipien der Sprachentwicklung«, *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft*, 1, 295-307; 2, 258-268; 3, 145-187; 5, 339-360.
- Lacan, Jacques, 1957, »L'instance de la lettre dans l'inconscient ou la raison depuis Freud«, *Écrits*, Paris: Seuil, 1966, 493-528.
- Lévi-Strauss, Claude, 1950, »Introduction à l'oeuvre de Marcel Mauss«, Mauss, Marcel, *Sociologie et anthropologie*, Paris: PUF, IX-LII.
- 1962, *La pensée sauvage*, Paris: Plon (deutsch: *Das wilde Denken*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1968).
- 1963, »Réponses à quelques questions«, *Esprit* 31, 628-653.
- 1964, *Mythologiques* I, *Le cru et le cuit*, Paris: Plon (deutsch: *Das Rohe und das Gekochte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1971).
- 1965, »Le triangle culinaire«, *L'Arc* 26, 19-29.
- 1968, *Mythologiques* III, *L'origine des manières de table*, Paris: Plon (deutsch: *Der Ursprung der Tischsitten*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973).
- 1973a, »Structuralism and Ecology«, *Social Science Information* 12/1, 7-23.
- 1973b, »Un entretien avec Claude Lévi-Strauss« (par Lucien Malson), *Le Monde*, 8 décembre 1973.
- Lewin, Kurt, 1926, »Untersuchungen zur Handlungs- und Affektpsychologie«, *Psychologische Forschung* 7, 294-385.
- Luria, A., 1973, »Two Basic Kinds of Aphasic Disorders«, *Linguistics*, 115, 57-66.
- Martinet, André, 1960, *Éléments de linguistique générale*, Paris: Colin.
- Marty, Anton, 1875, *Über den Ursprung der Sprache*, Würzburg.
- 1879, *Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinns*, Wien.
- 1884 ff., »Über subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zu Logik und Psychologie«, *Gesammelte Schriften* II/1, Halle: Nie-

- meyer, 1918, 3-364.  
 1908, *Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie* I, Halle: Niemeyer.
- Mathesius, Vilém, 1931a, »Discours d'ouverture. Réunion phonologique internationale tenue à Prague (du 18 au 21 décembre 1930)«, *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 4, 291-293.  
 1931b, »La place de la linguistique fonctionnelle et structurale dans le développement général des études linguistiques, *Časopis pro moderní filologii* 18, 1-7.
- Mukařovský, Jan, 1940, »O jazyce básnickém«, *Kapitoly z české poetiky* I, Praha, 1948, 78-128 (deutsch: *Kapitel aus der Poetik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1970).
- Naef, Adolf, 1919, *Idealistische Morphologie und Phylogenetik*, Jena: Fischer.
- Odum, Eugene P., 1971, *Fundamentals of Ecology*, Third edition, Philadelphia: Saunders.
- Osthoff, Hermann, 1879, *Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung*, Berlin: Habel.
- Osthoff, Hermann, und Brugman, Karl, 1878, »Vorwort«, *Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen* 1, III-XX.
- Paul, Hermann, 1920, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Halle: Niemeyer, 5. Auflage.
- Pinborg, Jan, 1967, *Die Entwicklung der Sprachtheorie im Mittelalter*, Münster: Aschendorff.
- Pingaud, Bernard, 1965, »Comment on devient structuraliste?«, *L'Arc* 26, 1-5.
- Pomorska, Krystyna, 1968, *Russian Formalist Theory and its Poetic Ambiance*, The Hague: Mouton.
- Pos, Hendrik J., 1938, »La notion d'opposition en linguistique«, *Onzième congrès international de psychologie, Paris, 1937*, Paris: Alcan, 246-247.  
 1939a, »Perspectives du structuralisme«, *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 8, 71-78.  
 1939b, »Phénoménologie et linguistique«, *Revue internationale de philosophie* 1, 354-365.
- »Projet de terminologie phonologique standardisée«, 1931, *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 4, 309-326.
- Putschke, Wolfgang, 1969, »Zur forschungsgeschichtlichen Stellung der junggrammatischen Schule«, *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 36, 19-48.
- »Réunion phonologique internationale tenue à Prague. Procès-verbaux des séances du 18 au 21 décembre 1930«, 1931, *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 4, 289-305.

- Reiter, Josef, 1970, »Struktur und Geschichte«, *Zeitschrift für philosophische Forschung* 24, 159-182.
- Ricœur, Paul, 1963, »Structure et herméneutique«, *Le conflit des interprétations*, Paris: Seuil, 1969, 31-63.  
1969, »La question du sujet: le défi de la sémiologie«, *ibid.* 233-262.
- Risset, Jacqueline, 1971, »Théorie et fascination«, *Paragone*, Firenze, 30-52.
- Russell, Bertrand, 1919, *Introduction to Mathematical Philosophy*, London: Allen & Unwin.
- Sangster, Rodney B., 1970, *The Linguistic Thought of Roman Jakobson*, Ann Arbor: University Microfilms (Mimeographie).
- Sapir, Edward, 1921, *Language*, London: Hart-Davis, 1970.  
1933, »La réalité psychologique des phonèmes«, *Journal de psychologie normale et pathologique* 30, 247-265.
- Sartre, Jean-Paul, 1943, *L'être et le néant*, Paris: Gallimard.  
1966, »Jean-Paul Sartre répond. Entretien avec Bernard Pingaud«, *L'Arc* 30, 87-96.
- Saussure, Ferdinand de, 1916, *Cours de linguistique générale*, Édition critique préparée par Tullio de Mauro, Paris: Payot, 1972 (deutsch: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Berlin: De Gruyter, 2. Auflage, 1967).  
1967 ff., *Cours de linguistique générale*. Edition critique par Rudolf Engler, Wiesbaden: Harrassowitz.
- Simpson, George G., 1964, »The Meaning of Taxonomic Statements«, *Classification and Human Evolution*, ed. by Sherwood L. Washburn, London: Methuen, 1-31.
- Sokal, Robert R., and Sneath, Peter H. A., 1963, *Principles of Numerical Taxonomy*, San Francisco/London: Freeman.
- Spiegelberg, Herbert, 1971, »From Husserl to Heidegger. Excerpts from a 1928 Freiburg Diary by W. R. Boyce Gibson«, *The Journal of the British Society for Phenomenology* 2, 58-82.
- Steiner, Peter and Wendy, 1973, »The Relational Axes of Poetic Language« (Manuskript).
- Steinthal, Heymann, 1971, *Abriß der Sprachwissenschaft I*, Berlin.
- Stumpf, Carl, 1907, »Zur Einteilung der Wissenschaften«, *Abhandlungen der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1906*, Berlin.  
»Thèses (proposées au Premier congrès des philologues slaves)«, 1929, *Travaux du Cercle linguistique de Prague* 1, 7-29.
- Titchener, Edward B., 1898, »The Postulates of a Structural Psychology«, *The Philosophical Review* 7, 449-465.
- Trubetzkoy, Nikolaj S., 1920, *Europa und die Menschheit*, München, 1922.  
1929, »Sur la morphonologie«, *Travaux du Cercle linguistique de*

- Prague 1, 85-88.
- 1931, »Die phonologischen Systeme«, *ibid.* 4, 96-116.
- 1933, »La phonologie actuelle«, *Journal de psychologie* 30, 227-246.
- 1939, *Grundzüge der Phonologie, Travaux du Cercle linguistique de Prague* 7 (Neudruck: Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 5. Auflage, 1971).
- Ungeheuer, Gerold, 1959, »Das logistische Fundament binärer Phonemklassifikationen«, *Studia Linguistica* 13, 67-97.
- Wallon, Henri, 1945, *Les origines de la pensée chez l'enfant* I, Paris: PUF.
- Weigl, Egon, und Bierwisch, Manfred, 1972, »Neuropsychologie und Linguistik: Themen gemeinsamer Untersuchungen«, *Probleme und Ergebnisse der Psychologie* 43, 5-20.
- Winteler, Jost, 1876, *Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus in ihren Grundzügen dargestellt*, Leipzig/Heidelberg: Winter.
- Wittgenstein, Ludwig, 1968, *Philosophische Untersuchungen/Philosophical Investigations*, Oxford: Blackwell (deutsch: *Philosophische Untersuchungen, Schriften* 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1960).

